Der Liedermacher.





Der Liedermacher.

Ein Roman aus Neu-Berlin.

Von

Julius Stinde.

Sechste Auflage.

Berlin, 1893.
Verlag von Freund & Jeckel.
(Carl Freund.)

Gedruckt bei Robert Schroth in Berlin S.

Frau Agnes Freund

geb. Voß

der kunstsinnigen Gattin meines Verlegers

in

aufrichtiger Verehrung

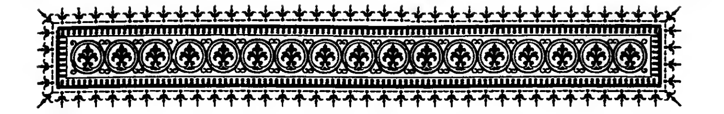
gewidmet.



Inhalts-Verzeichniß.







Das Nachtbuch des Känguruh's.

„Weshalb hat sie mich eingeladen?"

„Aus Liebe? Wer liebt mich?"

„Um mit mir zu prunken?"

Ein bitteres, höhnisches Lächeln umzog ihren dünnlippigen Mund. Nun war sie recht häßlich.

Allmälig verlor sich die Bitterkeit und nur der Hohn blieb zurück. Die grauen Augen leuchteten auf, die Pupillen wurden größer und glänzender und sprühten in funkelnder Hassenslust. Sie tauchte die Feder ein und schrieb weiter:

„Sie hat Furcht vor mir!"

„Ich hasse sie. Welches Recht hat sie, reich zu sein? . . . Ich wollte, ich könnte zaubern . . . sie sollte fühlen, wie ich sie hasse." — Den letzten Satz strich sie wieder aus.

„Wenn das Jemand läse," sprach sie zu sich, „man würde mich auslachen. Und doch, wenn es geheimnißvolle Kräfte gäbe . . . Oh, wenn ich hexen könnte!"

Sie blickte vor sich hin, als sähe sie, was ihre Einbildung malte, in Wirklichkeit. Jung sah sie sich, schön sah sie sich, umworben und begehrt. Reich fühlte sie sich: in Diamanten und Perlen wühlte sie, die größten Smaragde besaß sie, in Seide und Gold kleidete sie sich, ihr Haus war fürstlich, ihre Feste übertrafen alle Gastereien der

Stadt. Was berühmt, bedeutend- und geldanerkannt war, schätzte sich glücklich, bei ihr zu verkehren, ihr zu huldigen und dem Manne, den sie erkoren. Dieser Mann! Was waren die griechischen Götterbilder gegen ihn? Nur einen einzigen gab es in der Welt, der Kraft und Anmuth paarte wie er, der Geist besaß wie er und so heiß liebte wie er. Und sie liebte er mit aller Gluth, nur sie, und er küßte sie und sie erschauerte selig unter seinem Kusse.

Mit einem Seufzer erwachte sie aus ihren Träumereien. Sie bedurfte einer kleinen Weile, ehe sie sinnenklar ward; ihr war wie einem Reisenden, der bald nach der abendlichen Abfahrt einschlief und sich wie verirrt vorkommt, wenn er beim Tagesgrauen aus dem Wagenfenster in eine wildfremde Gegend blickt.

Sie kannte die Umgebung, in die sie aus der Gedanken- und Bilderjagd zurückkehrte, nur zu gut: ihre Häuslichkeit, die so fahl gegen die farbigen Bilder ihrer Einbildung abstach und gegen die glänzende Wirklichkeit, in der sie sich vor kaum einer Stunde noch befunden hatte. Ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, Küche und zwei Kämmerchen, das war ihre Hausung, zusammengenommen schwerlich so raumgroß wie der Festsaal, auf dessen eichengetäfeltem Boden auch sie ebenso vergnügt einherwandelte wie alle Anderen heut Abend. Wenigstens hatten sie vernügt ausgesehen; so wie sie . . .

Der braune Damast des Sophas und der beiden Armstühle rauhte an den Lehnen bedenklich aus und streckte alterverrathende Fasern durch die gehäkelten Schutzdecken. Ueber den runden Tisch vor dem Sopha war ebenfalls eine Häkeldecke gebreitet, die wie ein Schlittennetz herunterhing. Etliche in dünne Goldleisten eingerahmte Steindrucke, menschenrettende Hunde darstellend, und bleiche Gipsfiguren auf Gipssockeln vermochten die weißgrau

gemusterten Wände auch nicht zu beleben. Die viele verhäkelte Baumwolle, die Gipsgeschöpfe und die nichtssagende Tapete gaben dem Raum etwas so Schlafzimmeriges, daß Jeder, der ihn betrat, unwillkürlich nach einem Bette umschaute. Das aber befand sich nebenan im Allerheiligsten, das noch weißer war als das Wohnzimmer. Hier hatte sie Alles mit weißem Musselin eingeschleiert: das Bett, das Kleiderspind, den Waschstand, den Putztisch . . . Petroleum hatte gesagt, als er es gesehen, in Fräulein Riders Schlafstube liege Schnee.

Petroleum war der Junge des Pantinenmachers im Keller des Mittelgebäudes, ein angehender Rufti von zwölf Jahren, der für Fräulein Rider einholte und kleine Besorgungen ablief, wenn die Aufwartefrau gegangen war oder, was auch vorkam, etwas dagegen hatte, frühmorgens die vier Treppen in der Leipzigerstraße zu erklettern. Als der Knabe geboren war, verlangte der Vater vom Standesamt, ihn mit dem Namen Petroleum einzuschreiben, allein das ging dem Amt so gegen die Würde, daß es sich solchem aufrührerischen Ansinnen widersetzte. „Dann heißt mein Junge Petro Leo, das ist Ihnen wohl fromm genug?“ sagte der Vater und das Standesamt weigerte sich weiter nicht.

Auf dieselben Namen ward das Kind auch getauft; die Mutter wünschte, daß es geschehen möge, sie meinte, es gäbe ihr mehr Ruhe und man könnte nicht wissen, wozu es gut sei. Der Vater wusch dem Knaben nachher die Taufe mit Branntwein ab und sagte, das sei noch besser. Und Petro, Leo ruft Niemand den Jungen; weder die im zweiten und ersten Hof, noch die in der Nachbarschaft, noch die Schulkinder kennen seinen rechten Namen. Alle sagen sie Petroleum und das Standesamt kann nichts dabei machen.

Petroleum sollte am Nachmittag Feuerung heraufbringen. Er that immer nur, was er wollte. Feuerung bringen wollte er heute nicht.

Nun ward es kälter und kälter. Fräulein Rider fröstelte und in ihrem Oberkiefer begann es leise schmerzhaft zu ziehen. „Ich werde mir etwas umbinden," dachte sie und fügte wie eine Schlange zischend hinzu: „Was geschrieben werden muß, das muß."

Sie stand von ihrem Schreibtische auf, nahm die Kerze und holte hinter dem weißen Kachelofen einen däftigen Knüppel hervor, einen ehemaligen Pfingstbirkenzweig, dem sie eigenhändig die Aestlein abgemessert hatte. Mit Licht und Stab begab sie sich in das Schlafzimmer. Das Licht setzte sie auf den Putztisch, mit dem Knüppel aber fuhr sie unter das Bett und rakte den Fußboden heftig damit ab.

Dann nahm sie das Licht und leuchtete.

„Keiner darunter," sagte sie aufathmend.

Dann murmelte sie etwas, als wenn sie sich scheute, es selbst zu verstehen. Es klang ungefähr wie „Schade!"

Der Zahn zog heftiger. Sie legte ein Tuch um Kinn und Wange, dessen Zipfel nach dem Zusammenbinden über ihrem Kopfe wie ein Paar Hasenohren hervorstanden. Zu vermehrtem Schutz gegen die von den Wänden und Winterfenstern eindringende Nachtkälte wappnete sie sich mit einem alten Mantel, der ihr als Schlaufrock diente. Darunter behielt sie das feingestreifte mausgraue Seidenkleid an, das, wie schon so oft, auch heute wieder ihr Gesellschaftsstaat gewesen war. Es blieb immer neu, immer gleich anspruchslos und gut. Es fiel nicht auf und darum veraltete es nicht. Es war nie modern gewesen und ward auch nicht unmodern. Wie sie dies Kleid haßte. „Als wenn mein Leben, mein Schicksal in diese Fetzen hineingenäht wären," sagte sie nach der Anprobe. „Es

möchte etwas sein und ist nichts; es darf nichts vorstellen, weil es nicht schön und kostbar ist und soll doch etwas gelten als Seidenkleid, als Gesellschaftskleid. Und halten muß es lange und in seinem Schnitt muß es bleiben, zum Aendern nach dem Wechsel der Mode reicht der Stoff nicht.

Sie war zu klug, um nicht einzusehen, daß die Schönheit als Pathin bei ihr geknickert hatte. Die Stirn war zwar wohlgeformt, aber die große Nase trat nicht genugsam aus dem Gesicht hervor. Es stand zu befürchten, daß Petroleum später, wenn sein Urtheil über weibliche Reize in gleichem Maße reifte wie sein Verständniß für Straßensprache und Straßenunfug, er sie wohl nie anders als Ramsneese bezeichnen würde. Mund und Kinn waren nicht häßlich, gehörten aber eigentlich nicht dazu; sie erschienen zu zierlich und in Folge dessen waren die Lippen zu dünn. Dies Alles hätte noch durch schöne, lebendige, seelenvolle Augen gut gemacht werden können und jedes Auge für sich betrachtet war auch von hübschem Grau und großer Bildung, nur war das rechte Auge etwas langsamer als das linke.

Das dichte aschblonde Haar war herrlich; wenn sie es löste, fiel es tief herab. Aber für wen löste sie es? Ihrer hatte nie ein Mann begehrt, selbst dann nicht, wenn sie in dem schmalgestreiften Grauseidenen ging.

Darum hätte sie prunken mögen wie die Reichen. „In die Kleider verlieben sich die Männer, in die Perlen und Diamanten. Wer in die Sonne sieht, erkennt daneben kein menschliches Gesicht, wen der Glanz des Reichthums blendet, dem ist's egal, ob Fratze oder Venus.“ — Sie haßte die reichen Frauen und der Neid kam und sog ihr die Farbe aus den Haaren. Wenn sie ein weißgewordenes entdeckte, wüthete sie, riß es aus und fluchte. Sie konnte fluchen.

Mit einer halblauten Verwünschung setzte sie sich

wieder an ihren Schreibtisch. Wem das Stoßflüchlein galt, ob dem Zahne oder Petroleum oder der ganzen Welt mit Allem was in ihr, das mag unentschieden bleiben: sie war mit Unmuth geladen.

Eifrig schrieb sie. Sie bediente sich einer selbsterfundenen Geheimschrift, deren Schlüssel sie versteckt hatte. Niemand sollte diese Aufzeichnungen vor ihrem Tode lesen können, diese ihre Schätze, ihren Halt und Hort. Was sie je Schlechtes, Niedriges und Beschämendes von ihren Mitmenschen in Erfahrung gebracht hatte, das schrieb sie mit ihrer Hieroglyphenschrift in ihr Nachtbuch ein, wie sie es nannte. Nachts, wenn Niemand sie überraschte, Nachts, wenn sie aus Gesellschaft kam und noch frisch im Gedächtniß hielt, was sie gesehen, gehört, erlauscht und errathen hatte, dann füllten sich die Seiten in jenem Buche mit lauter Versündigungen gegen das achte Gebot, das nicht nur Verleumdungen verbietet, sondern im tieferen Sinne auch die Entschuldigung unserer leider nicht fehlfreien Nebenmenschen fordert.

Fräulein Rider entschuldigte nichts, nicht einmal eine Sommersprosse; bei passender Gelegenheit machte sie ein Brandmal daraus.

Weshalb hatte man sie diesmal eingeladen? Sie war auf das Liebenswürdigste gebeten worden. Neulich in einer großen Gesellschaft hatte Frau Termen, die stolze Frau Termen, ihr geradezu den Hof gemacht und sie aufgefordert, sie doch auch einmal mit einem Besuche zu beehren. Und wie sie höflich bescheiden ihre Unbedeutendheit vorschiebend ablehnte und Frau Termen, die hochmüthige Frau Termen, ihre Bitten gar eindringlich wiederholte, warum senkte die gesellschaftsharte Dame den Blick erst vor dem einen fragenden grauen Auge und dann vor dem lauernden anderen?

Was wollte sie verhehlen?

Ob sie von dem Buche gehört hatte, dem Geheimbuche, in dem stand, was man sich nur zuflüsterte, worin aufbewahrt blieb, was für gewöhnlich in wenigen Wochen vergessen schien, was für immer vergessen werden sollte?

Viele wußten um das Vorhandensein des Buches, obgleich Fräulein Rider es verleugnete. Man erzählte sich, eine den Klatsch ausbeutende Zeitung habe ihr eine namhafte Summe dafür geboten und rieth, warum sie es nicht hergegeben. Einige sagten, das Angebot sei nicht hoch genug gewesen, Andere versicherten aus bester Quelle zu wissen, daß Fräulein Rider das Buch als Ganzes drucken lassen wolle, um unglaubliche Summen damit zu verdienen, oder auch dadurch, daß sie es nicht in den Druck gäbe.

Niemand jedoch konnte die Quelle seines genauen Wissens angeben, außer der Klugen selbst, die gar heimlich und gar künstlich unter die Leute gebracht hatte, was sie für ausreichend wirksam hielt und mit innerem Ergötzen sah, wie schön ihre Berechnung auskam.

Sie hatte einstmals in einer Blüthenlese zusammenhangsloser Weisheitssprüche den Satz gefunden: „Wer nicht stark ist, muß schlimm sein". Der ward von stundan ihr Wahl- und Wahrspruch. Sie ließ verbreiten, daß sie schaden könne wenn sie wolle, selbst nach ihrem Tode, und so wurden Viele, theils aus Furcht, theils aus Vorsorge, höflich und zuvorkommend gegen sie, der sie am liebsten weit auswichen.

Warum zog Frau Termen sie in ihre Nähe?

Um sie mit Liebenswürdigkeit zu bestechen?

Fräulein Rider unterschied Kunstliebenswürdigkeit von echtem Wohlwollen sofort, die kalte Freundlichkeit, das glasige Lächeln, die erzwungene Herzlichkeit, die so schön klingende todte Worte aufbringt, mißkannte sie nie. Nach

der wahren Güte, dem Begegnen in Neigung, die das Herz eher empfindet, als Mund und Auge sprechen, hatte sie gelechzt all die Zeit; die kannte sie aus ihrem Sehnen.

„Was will die Frau von mir?“

Ihre Jugend ist dahin. Sie ist nur noch eine Glühlichtschönheit, die sehr recht thut, bei Tage zu schlafen und sich im Sommer in irgend einem Kurort für den Winter wieder auf Neu zu waschen. Ihr Mann ist ein Goldesel, es heißt, er suche den Adel nach, weil sie es will. Warum auch nicht? Es ist schon Mancher mit der Koupon-scheere zum Ritter geschlagen. Sie ist eine geborne di Calco. Der Name soll ihre ganze Aussteuer gewesen sein.

Ob er eifersüchtig werden könnte?

Auf wen?

Es waren vier Offiziere da, Tischdekorationen, wenn sie nicht mit Vaters feinen Weinen für das Töchterchen marinirt werden sollten. Gisela ist freilich noch jung genug zum Warten, aber wie junge Gans mit Gurkensalat wird das unreife Geschöpf mit Zwanzigmarkstücken aufgetischt. Mit ihrem Singen will sie doch keinen der Löwen zähmen? Natürlich muß sie einen Militairgrafen haben, da sind Rang, Titel, Epauletten und Schnurbart Alles beisammen.

Militair darf aber nicht in jede Familie hinein-heirathen. Nicht jedes Gold taugt zum Ueberziehen der verrosteten Familienwappen.

Ob an Termens Gold Gemeinheit klebt? Erführe ich das, hinge es von mir ab, ob sie Gräfin würde oder nicht. Kleine namenlose Briefe wirken wie die schwarzen Blattern.

Sollte die Mutter das befürchten? Welche Lust, ihren Groschenhochmuth zu demüthigen. Sie vor mir zittern, sie um meine Gunst buhlen! Und jede Anspielung müßte sie hinnehmen, bis sie leberkrank würde und gelb und alt und häßlich. Dann laß sie sich mit Sammt und Seide

behängen und in Puder wälzen. Einmal scheußlich geworden wird nie wieder schön!

So sprach Fräulein Rider vor sich hin, während sie mit ihrer Geheimschrift von Zeit zu Zeit Sätze in ihr Nachtbuch schrieb. Sie dachte laut, weil sie meist allein war und bevor sie schrieb, bedachte sie, was sie festnageln wollte. Dabei schweifte sie ab und spähte in die Zukunft. Deshalb reihten sich die Sätze nicht folgerecht und ward weit Auseinanderliegendes scheinbar unvermittelt genähert, aber heftend hindurch ging der rothe Faden der Bosheit; die zog sie aus Allem.

„Ich muß lächeln und freundlich thun, mich schmiegen, wo ich herrschen müßte, wenn es Gerechtigkeit gäbe. Meine Klugheit, mein Geist müssen sich vor der Dummheit beugen, meine Verachtung muß ich verbergen, mein Zorn muß in mir verglimmen, weil sie Stellung in der Gesellschaft haben und ich nichts bin, nichts habe . . . Nichts.“

„Stellung! Lüge! Lüge!“

Sie lachte höhnisch. Es klang spukhaft in der Stille der Nacht, wie Meckern. Sie hielt inne und lauschte. Nein, sie hatte selbst gelacht, es war Niemand da, weder unter dem Bett noch unter dem Sopha. Vielleicht doch in einer Ecke, beim Ofen . . .

Sie wandte den Kopf.

Ein Wuthschrei entfuhr ihrem Munde.

An der weißen Wand gewahrte sie einen Schatten, groß und verschwommen, gestaltet wie ein Thierkopf mit hochstehenden Ohren und länglichen Halse, häßlich und lächerlich zugleich. Sie starrte das Augengreuel eine Weile an. Dann ballten sich ihre Hände und sie flüsterte mit verhaltenem Keuchen:

„Also ich war das Känguruh! Mich habt Ihr damit gemeint. Oh, Oh! Das sollt Ihr büßen.“

Der Schatten glich in der That dem eines Känguruhs. Fräulein Rider stand auf und betrachtete sich in dem Spiegel an der Fensterwand. Mit dem Zahntuch sah sie unglückselig aus: die beiden Zipfel auf dem Kopfe, die eirunde Form des verbundenen Gesichts, der breite Nasensattel und das kleine Kinn waren wahr und wirklich der Musterschnitt zu jenem spotthaften Schattenbilde. Sie konnte nicht vor sich selbst ableugnen, daß sie Aehnlichkeit mit dem Thiere besaß, dessen Namen heute Abend in der Gesellschaft genannt worden war, als sie an einigen Herren vorüberging, die sich lustig plaudernd unterhielten.

Warum schwiegen die Herren so plötzlich, als sie ihrer ansichtig wurden? Warum schienen sie verlegen? Sie war die Zielscheibe ihres Spottes gewesen, sie war das Känguruh.

Der wilde äußere Zorn legte sich rasch. Sie war gewohnt, ihn zu beherrschen, da sie Niemand hatte, an dem sie ihn auslassen konnte. Er setzte sich zu stiller nachhaltiger Wuth, zu ätzendem Seelengift.

„Der Rädelsführer war Victor Monna, der Clavierspieler. Er wird verzogen wegen seiner Kunst, und ist frech aus Verzogenheit. Und seit wann ist er Mode? Er fängt kaum an. Du sollst schon wieder aus der Mode kommen. Man muß behaupten, daß er Beethoven nicht spielen kann; so oft er sich an den Flügel setzt, immer dasselbe Bedauern, bis es Jedermann wiederholt. Hängt ihm das an, wird er nie ersten Ranges. Damit wird angefangen.

Der Andere war der Sing-Assessor, der hat das gottloseste Maul. Ich wollte, er würde auswärts Amtsrichter, damit er hier unsere Ohren schonte. Sein ganzer Reichthum sind vier bis fünf Lieder, und mehrere hohe Töne, die blökt er, wo ein Clavier seine Zähne zeigt. Und wegen dieses Jammersängers müssen wir Uebrigen fasten. Wie

könnte ein Künstler wie er nach Tische singen? Und wer mag ihn hören, seinen ‚Wandrer‘ oder seinen ‚Asra‘? Wär er Einer von denen, die da sterben, wenn sie falsch singen, hätte der Tod ihn schon etliche hundertmal geholt. Warum wandert er nicht still weiter? Weil er ein Narr ist. Wie seine Cravatte beim Singen sitzt, das ist ihm die Hauptsache. Er hält sich für vernichtend schön. Der muß noch eitler gemacht werden, bis seine Anmaßung alle Grenzen übersteigt und seine Unerträglichkeit selbst die Gutmüthigsten verdrießt. Man muß sich erzählen, der Intendant wolle ihn für die Oper gewinnen. Dann hören die Leute prüfender zu und finden, wie gering seine Mittel sind. Er aber wird immer anmaßender und hinauswerfwürdiger. Schmeichelei macht Dumme noch dümmer; sie ist, richtig angewandt, ein unfehlbares Betäubungsmittel. Warte, Du Singaffe; Dir zahl ich den Spott heim."

Der Dritte . . . schade . . . der Dritte hat mir sonst recht wohl gefallen. Freilich erscheint er ein wenig knabenhaft, aber das unterscheidet ihn vortheilhaft von den im Salon gedörrten jungen Leuten, die sich älter lebten, als sie sind, während er frisch blieb. Er ist noch nicht gesellschaftsdreist, noch nicht rücksichtslos und witzmäulig wie Monna und Genossen. Er wird ebenso werden, sie schulen ihn bald ein. Er lachte mit ihnen, aber er ward roth, feuerroth. Er konnte noch erröthen, daß er über mich lachte.

Mit ihm hätte ich es gut meinen können; er bedarf der Führung, der Stütze, ihm muß Jemand den Weg machen, sonst drängen die Eigenkräftigen ihn ab.

Was ist er eigentlich? Er besitzt etwas Vermögen, wie ich hörte. Aber was treibt er? Vermuthlich studirt er. Medizin? Er ist zu weich zum Arzt, er würde mit seinen Patienten krank werden. Theologie? Er würde bildschön auf der Kanzel aussehen: die langgeringelten blonden Johannes-

haare, die schönen Augen ... sie sind blau und werden ganz dunkel, wenn ihn etwas erregt, dunkel und groß, wie Kinderaugen. Schade, daß der nun auch verdorben wird."

Fräulein Rider sann lange, lange. „Ich kann ihm nichts thun," sprach sie ganz leise, „er ist unschuldig. Was kann er dafür, daß die Termen ihn einlud? Die trägt die Verantwortung, die mußte wissen, daß er nicht in ihren Troß paßt, daß es unschicklich ist, ein halbes Kind an sich zu fesseln. . . . Ein Kind. Lächerlich. Er ist weit über zwanzig. Er lachte mit den Andern. Ob es ihm leid thun würde, wenn er wüßte, wie blutend mich der Spott verwundet hat, wie schneidend, wie weh?

Er wird es nie erfahren; ich klage Keinem meinen Gram, Keinem. Ich bin stark.

Er ist nur zart. Ob er Jemand hat, der für ihn sorgt? Seine Eltern sollen jung gestorben sein. Wenn Monna und Spießgesellen sich seiner annehmen, ist's bald um ihn geschehen. Monna hat Nerven wie Klavierdraht, der kann die Großstadtnächte vertragen, und der Sing-Assessor ist ausgepicht wie Noahs Arche, aber jener geht zu Grunde, wenn sie ihn mit sich schleppen.

Ich möchte ihn behüten, ihn seinem Verderben entreißen, aber es geht gegen den Frühling, die Zeit der Wintergeselligkeit ist um, die Gelegenheit, ihn unauffällig zu sprechen, wird seltener. Wie soll ich ihn warnen? Und würde er mir glauben? O könnte ich zaubern.

Und wenn er schlecht und boshaft würde, wenn er wieder über mich lachte und es reute ihn nicht? Dann quälte ich ihn langsam zu Tode, ganz langsam, bis die großen Kinderaugen sich schlössen, und er unter Blumen und Kränzen läge. Da könnte er mich nicht mehr beleidigen; von ihm ertrag ich das am allerwenigsten; er hat kein Recht dazu, er ist ja noch ein Kind.

Es giebt geheime Mittel, die machen, daß ein Mensch hinwelkt und vergeht wie ein Nachmittag. Man muß sein Wachsbild nehmen und jede Nacht ein wenig davon abschmelzen, so wird er kränker und kränker; bei dem letzten Tropfen, der ins Feuer fällt, steht sein Herz still, wo er auch sei, ob zu Wasser oder zu Lande.

Sie entnahm einem Schubfache des Schreibtisches ein Büchlein, welches Aegyptische Geheimnisse oder die Wunder der Magie betitelt war und aus alter Zeit zu stammen schien. Ein Blatt hatte einen Knick, darauf stand: „Deinen Feinden zu schaden. Daß Dein Feind versieche.“ An dieser Stelle war die Vorschrift zur Anfertigung des Wachsbildnisses gegeben.

„Vielleicht thut es eine Photographie auch,“ sagte Fräulein Rider, nachdem sie die Anleitung wiederholt durchgelesen, „man muß sie nur richtig mit den Zuthaten räuchern und dabei die Beschwörung sprechen; Bild ist schließlich Bild.“

„Sandarack, Aloëholz, Auripigment und Rostwurz wird bei den Materialisten zu haben sein. Woher nehme ich aber das Blut eines Maulwurfs? — Den muß Petroleum mir fangen. Und eine lebendige Fledermaus dazu. Wer das Herz einer bei abnehmendem Monde erdrosselten Fledermaus heimlich in der Tasche trägt, so ihm Jemand antwortet, muß er die Wahrheit sprechen. Wer aber das Kraut Polion daneben thut, der vermag die Gedanken der Menschen zu lesen, daß ihm das Verborgene offenbar wird.“

„Polion muß ich auch haben. Und eine Photographie vom Sing-Assessor. An dem probir’ ich’s. Der hat das Känguruh erfunden, kein Anderer. Das soll er bereuen.“

Der Zahnschmerz bohrte heftiger und heftiger und die Nachtkälte setzte ihr zu. „Ich leide und dulde,“

murmelte sie, „ich stehe Qualen aus, geistige und körperliche und Ihr . . . Ihr . . . Ihr Pack freut Euch des Daseins und genießt . . . genießt. Aber wartet, meine Zeit kommt. Es giebt seltsame Kräfte, es giebt Zauber, man muß ihn nur wissen. O wüßte ich.“

Sie verschloß das Buch, in das sie geschrieben hatte, sorgfältig und ging in ihr Schlafzimmer. Den Zahnschmerz suchte sie mit einem Tropfen Kreosot zu mildern, dessen Geschmack ihr so widerlich war, daß sie es nur in höchster Pein anwandte. Sie spie aus und ihre ganze Wuth begehrte auf. „Das ist kein Leben, das ist Hölle,“ rief sie, „könnt' ich mich an Allen rächen, an Allen. Könnt' ich hexen!“

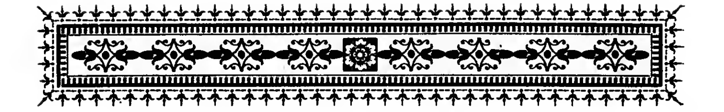
Mit diesem Wunsche legte Fräulein Rider sich in ihr schneeweißes, eiskaltes Bett. Unter ihrem Kopfkissen barg sie die Aegyptischen Geheimnisse. Darin wollte sie am nächsten Morgen forschen, bis das Wohnzimmer durchwärmt sei. Das aber würde spät werden, denn die Aufwartefrau ließ meist den Morgen etwas anwachsen, eh sie kam, und Feuerung holen erforderte auch Zeit. Petroleum verdiente Prügel.

Aber durfte sie dem Jungen auch nur ein Haar krümmen? Nein, sie mußte ihn mit Güte behandeln, wegen des Maulwurfs und der Fledermaus.

„Könnt' ich, wie ich wollte, ich vergiftete ihn.“

Sie löschte das Licht. Es war still. Auf der Straße schwieg das Geräusch, und auch das leise Rollen nächtlicher Wagen über den Asphaltdamm drang nicht herauf und nicht durch die Fenster, deren Scheiben die geheimnißvolle Kunst des Frostes mit zierlichem Rankenwerk überzog.





Viktor Monna und Sophus Witt.

„Wenn es Ihnen recht ist,“ sagte Viktor Monna beim Verlassen der Termen'schen Gesellschaft zu Sophus Witt, „dann gehen wir auf ein halbes Stündchen in den Kaiserhof. Ich kann doch noch nicht schlafen.“

„Gern — außerordentlich gern. Ich bin auch noch nicht müde, obgleich es schon ziemlich spät ist.“

„Alle diese Holzauktionen könnten früher aus sein, aber man kommt spät, tafelt spät und geht spät oder vielmehr früh und gewöhnt sich gegenseitig das Nachtwachen an.“

„Sie sind kein Freund von diesen Thee's?“

„Ach was Thee's. Holzauktionen sind's. Gerade wie bei einer Versteigerung kommen Menschen auf einen Fleck zusammen, von denen sich die Wenigsten näher kennen, die Meisten sich fremd sind und Etliche sich nicht ausstehen können. Und Jeder giert, etwas zu ergattern. Der Eine will bekannt werden, der Andere sieht sich nach Erbinnen um, Etliche hausiren mit ihrem Geist, Etliche stellen ihre persönlichen Vorzüge aus, den Salonkleppern von Fach liegt daran, mitzuthun, weil sie sonst weiter nichts zu thun

haben, die Damen wollen glänzen, gefallen, gefeiert werden und so weiter, weiter, weiter. Das ist ein Ueberbieten mit den Vorzügen der Persönlichkeit, des Vermögens, Stellung, Talent und was sonst drum und dran hängt, als wäre Sklavenmarkt und Jeder versteigere sich selbst. Holzauktion ist noch viel zu gelinde."

„Ihnen scheint die Geselligkeit auf großem Fuße nicht zu behagen?"

„Ich habe sie satt."

„Mir gefällt sie, wenn ich aufrichtig sagen darf."

„Sie sind wohl noch nicht lange in Berlin? Haben Sie erst meine Erfahrungen, werden Sie gerade so sprechen wie ich. Wenn Sie bei dem ersten Bissen schmecken, von welchem Koch das Essen geliefert wurde, wenn Sie ein halbes Hundert Mitternachtszander — vor zwölf geht man ja kaum zu Tisch — und ebensoviele Rehrücken und Puten vertilgen halfen, wird Ihnen Nummer einundfünfzig von der nämlichen Sorte nicht als ein Genuß vorkommen, der weiße Binde, Handschuh, Trinkgeld und Droschke werth ist. Was sage ich Droschke; nicht einmal den Pferdebahnnickel."

Sophus Witt antwortete nicht. Die Rede seines Mitgängers verursachte ihm Wehempfindung. Sie mochte wahr sein, wie fällte er sonst wohl mit solcher Sicherheit und Ueberlegenheit ein so scharfes Urtheil? Aber es lag etwas wie Undank darin und das betrübte Sophus.

Es war doch eigentlich wunderbar bei Termen's gewesen. Die zur Winterszeit mit Frühlingsblumen geschmückten Räume, die an sich schon so festlich eingerichtet waren, daß sie des Zuschmuckes entrathen konnten, das kunstschöne Eßgeschirr der Tafel, die auserlesenen Speisen, die edlen Weine und die köstlichen Glaskelche, aus denen man sie trank, und was der sinnigen Verschwendung mehr

war, das Alles schien nur der Gäste wegen da zu sein, so liebenswürdig boten die Gastgeber es an. Hatte Frau Termen nicht für Jeden freundliche Worte gehabt, auch für ihn, Sophus, der doch nicht die geringste Auszeichnung beanspruchen durfte? Und es war eine Auszeichnung von der Frau des Hauses, eines geradezu fürstlichen Hauses, nicht nur wiederholt ins Gespräch gezogen, sondern auch in der gütigsten Weise zu ferneren Besuchen aufgefordert zu werden. Nein, er konnte Viktor Monna's Urtheil nicht unterschreiben, wenigstens in so fern nicht, als Termen's in Betracht kamen. Vielleicht meinte der Klaviervirtuos Gesellschaften anderer Häuser; da mochte er Recht haben. Es war ja nicht möglich, so liebe Leute wie Termen's zu schelten, zumal Frau Termen nicht, die ihm mit so herzlichen Worten für das Klavierspiel gedankt hatte, laut und rühmend vor der ganzen Gesellschaft. „Sie bleibe seine Schuldnerin," hatte sie gesagt, „denn solche Kunst ließe sich nicht bezahlen, die sei zu groß, zu erhaben. Wie dankbar sie empfinde, daß er durch sein Spiel den Gästen das Beste des Abends geboten, davon wären gewiß Alle überzeugt, die noch in den kaum verhallten Klängen schwelgten." Dann hatten viele aus der Gesellschaft sich um Viktor Monna gebollwerkt und ihn mit Lobspenden eingemauert. Als der Kreis der Bewunderer aufging, kam auch Herr Termen, dem Gefeierten seinen Dank abstatten. Er that das mit kernigem Händedruck und Viktor verbeugte sich tiefer als gewöhnlich. Nein, er konnte Termen's nicht gemeint haben.

Es war Sophus Witt lieb, durch reifliches Ueberdenken dieser Vorgänge gefunden zu haben, daß Viktor Monna sich des Undankes gegen die heutigen Gastgeber nicht schuldig gemacht hatte, sondern daß er, Sophus, mit voreiligem Urtheil im Unrecht gewesen war. Er nahm

sich vor, augenblicklichen Gefühlseindrücken zukünftig mehr Widerstand entgegenzusetzen, den Verstand walten zu lassen und die Klugheit. Das würde ihm besser gelingen als bisher, wenn er erst einen ähnlichen Schatz der Erfahrungen gesammelt hätte wie Monna. Ganz gewiß.

Ihm war Monna, was er selbst hätte sein mögen. Aus all dessen Thun und Gehaben sprach Selbstständigkeit, Sicherheit, Wollen und Können. Er war wohlgebaut, kräftig von Knochen, straff von Faser und hübsch von Gesicht. Das Haar besaß dunkle Kastanienfarbe, die dichten Augenbrauen und der kräftige Schnurrbart waren von lichterer Schattung.

Wenn er am Flügel saß, nahmen seine Züge zuweilen den Ausdruck ärgerlicher Entschlossenheit an, als gälte es, Hindernisse und die Unlust sie zu nehmen, gleichzeitig zu überwinden. „Wenn er böse aussieht, spielt er am besten," sagten die Damen, „dann kämpft er mit den Dämonen seines Inneren und haucht seine Qualen in Tönen aus." Dann fanden sie ihn reizend interessant.

Die ihm dargebrachten Huldigungen nahm Monna als selbstverständlich mit einer verbindlichen Herablassung wie einen Zins entgegen, zu dem die Gesellschaft verpflichtet war, ohne dabei weltmännische Höflichkeit außer Acht zu lassen. Im Herrenzimmer, nach Tische, war Monna der angenehmste Unterhalter. Er wußte das Neueste, erzählte kleine zugespitzte Geschichten meisterlich und machte gar oft so treffende Bemerkungen über Personen und Ereignisse, daß sie vom Rauchzimmer aus zu Börsen- und Stadtwitzen wurden.

Und er, Sophus, erröthete immer noch, wenn eine Salongröße ihn anredete und ihn für maßgebend erachtete. Ward er gar um seine Meinung befragt, machte es ihm Mühe, Worte, wie sie des Gegenstandes, des Ortes und

der Zeit gemäß, recht und richtig, nicht zu viel und nicht zu wenig sagend, erschöpfend, ohne Weitschweifigkeit, auch nicht glatt und oberflächlich zu einem wohl gegliederten Satze zu fügen. Und gerade wenn es ihm darauf ankam, strauchelten Anworten und Gegenreden auf das Kläglichste, daß er sich noch an den folgenden Tagen im Selbstgespräch vorhielt: „so hättest Du sagen müssen, Sophus, so hätten Gedanke und Ausdruck sich gedeckt. Nun aber war, was Du sprachst, ein schülerhaftes Gestümper, schwerzungiges Gestammer. Schäm' Dich, Sophus. Wann wirst Du Deiner Lämmlichkeit bar werden?"

Monna, der hatte ein hurtiges Wageherz. Von der ersten Begegnung an hatte Monna's Wesen zwingenden Eindruck auf ihn ausgeübt; er bewunderte ihn, erhöhte ihn in Gedanken und gerieth nach und nach in eine stille Verehrung, die größte Aehnlichkeit mit der Schwärmerei jugendlicher Gemüther für Helden und Heldenhaftes annahm. Daß Monna sich wenig um ihn, den Neuling, kümmerte, fand er selbstverständlich; wie hätte der Begehrte, Umworbene ihm wohl mehr als einige gehaltlose Tauschworte zuwenden können, wie man sie giebt und nimmt, wenn man sich aber- und abermals in Gesellschaft trifft?

Heute aber hatte er ihn zum Mitkommen aufgefordert. Das war eine Gunsterweisung, eine Bevorzugung. .... Sophus wußte kaum, wie glücklich er sich schätzen sollte.

Der Verdacht der Undankbarkeit — er schämte sich dessen jetzt — dämpfte die Freudigkeit nur kurz. Gern hätte er ihr Worte verliehen, allein Alles was er sagen wollte, kam ihm sprachüblich und alltäglich vor. Die Freude strahlte licht in ihm und verlangte tönende Bilder zum Ausdrucke. Gleichklingende Worte drängten sich ihm auf, schlossen sich aber nicht aneinander; Gedanken kamen,

wie vom schlagenden Pulse belebt, einten sich zu Ketten und lösten sich wieder; seine Stimmung wollte Form gewinnen und sich zu wohllautendem Ebenmaße verdichten. Einsam, ungestört im Horchen auf das Raunen des webenden inneren Lebens, hätte er den gestaltenden Gedanken, den springenden Keim eines Gedichtes sicherlich erfaßt und mit ordnender Ruhe Sinnverwandtes zum Verse gefügt, jetzt aber, mit Monna, der aus der winterlichen Kälte dem Kaffeehause eilig zustrebte, gleichen Schritt haltend und in dem Bewußtsein, ihm eine Gegenrede schuldig zu sein, vermochte er nicht, sich in die Welt schöpferischer Träume zu verlieren.

So waren sie schweigend, raschschreitend bis an den Wrangelbrunnen gelangt.

„Das ist auch so eine Ungerechtigkeit," sagte Monna und wies auf den Tafelaufsatz am Ende der Siegesallee. „Für Bildhauerei und Malerei haben Staat und Stadt Gelder übrig, für die Musik keinen Pfennig. Das wenigste wäre ein staatliches Musikhaus, dessen Säle mit Licht und Heizung kostenfrei für Conzerte hergegeben würden. Jetzt fressen Saalmiethe, Anzeigen, Mitwirkende und was dazu gehört, uns auf. Ein junger Künstler ist nach seinem ersten Conzert gewöhnlich ärmer als vorher, so viel muß er zusetzen, selbst wenn er anständig verkauft. Das ist ein Skandal."

„Ich war immer der Meinung, es geschähe recht viel für die Musik," erwiderte Sophus, „besonders, wenn ich in Betracht ziehe, wie außerordentliche Anerkennung ihr vor der Dichtkunst zu Theil wird. Es scheint jedoch, als wenn die bildenden Künste sich erhöhteren Schutzes erfreuen als die Tonkunst."

„Allerdings sorgt der Staat für den Unterricht der Kunstschüler, aber für die Kunst und die Künstler ist nichts

übrig. Wer heut zu Tage nicht mit Mitteln ausgerüstet ist, der kommt nicht hoch. Geld, Geld, lieber Freund, und noch einmal Geld schafft Erfolge, nicht das Genie. Reiche Leute können sich den Luxus erlauben, Künstler zu werden. Wer nichts hat, bleibe davon: die Concurrenz ist zu groß und die Reklame kostet zu haarsträubend."

„Ich dachte, die Kunst besiege alle Hindernisse aus eigener Kraft und erringe den Lorbeer in freiem Auffluge . . ."

„Vielleicht that sie das in früheren Zeiten," unterbrach ihn Monna. „Heute ist Alles Hundewirthschaft, Alles."

Sophus war nicht klar, was Monna unter Hundewirthschaft verstand. Es mußten abscheuliche, elende Verhältnisse sein, die ihn zu so bitteren Worten in so bitterer Betonung trieben.

Sie bogen in die Voßstraße ein und nach wenigen Minuten ließ der Thürsteher sie in das Kaiserhofkaffee ein. Trotz der vorgerückten Zeit mangelte es nicht an Besuchern, deren Anzug verrieth, daß auch sie aus später Gesellschaft kamen. Es giebt Viele, die nach stundenlangem Zwange noch einer kurzen Freiheit genießen wollen; diese sind es, die den Ausspruch gethan haben, es sei nichts unsolider als Familienverkehr, weil man seinetwegen zu spät ins Wirthshaus komme.

Zwei Kellnerlehrlinge sprangen herbei, den Eintretenden das Ueberzeug abzunehmen. Der Zahlkellner begrüßte Monna mit vertraulicher Ehrerbietung, wie sie einem Stammgaste zukam. „Keiner von den Andern hier?" fragte Monna.

„Die Herrn sein schon vor beiläufig reichlich einer Stund' gegangen," gab der Zahlkellner im breitesten Wienerisch Auskunft.

„Danke. Einen Eiergrogh."

„Ich bitte um dasselbe,“ fügte Sophus schüchtern hinzu.

„Zwei Eiergrogh; bitte sogleich.“

Während Sophus sich an einen der kleinen runden Marmortische setzte, ohne die das Tassengeklapper in den Kaffees nicht hervorgebracht werden könnte, ging Monna auf die Schenke zu, die beiden Verwalterinnen zu begrüßen. Sie waren sichtlich erfreut, als er ihnen guten Abend bot, und gaben seinen Worten lächelnd Gehör, ja, die eine der beiden, die stattliche Blonde, entgegnete ihm, daß er laut lachte. Sie waren gut bekannt mit einander. Das bemerkte Sophus recht wohl.

„Er ist überall gleich gern gesehen,“ sagte sich Sophus. „Ob auch ich, falls ich öfter hierher käme, mit jenen Fräuleins so leicht zu scherzen vermöchte? Ich wüßte nicht, worüber ich mit ihnen spräche, wenn ich jetzt aufgefordert würde, mich in die Unterhaltung zu mischen, und doch würde es mir großes Vergnügen gewähren, wenn sie eine Annäherung gestatteten.“

Die Blonde ließ ihren Blick prüfend auf Sophus ruhen. Der erröthete und schlug die Augen nieder. Das ersparte ihm eine Beschämung; er hätte sonst gesehen, daß das heitere Gespräch sich auf ihn bezog, auf seine kindliche Blödigkeit. — Aus welchem Winkel der Provinz hatte Monna den kommen lassen? Die Mädchen waren neugierig.

„Ein hübscher Mensch,“ sagte die Blonde, „aber er macht keinen Effekt.“

„Er ist noch zu jung,“ bemerkte die Zweite, „der wird sich schon auswachsen.“

„Wie wär' es, wenn Sie ihn in die Schule nähmen?“ fragte Monna.

„Der ist bei Ihnen in der rechten Lehr'!“

„Machen Sie's nur nicht zu arg mit ihm. Er schaut aus, als wenn er sich grämen könnt."

„Danke für gütiges Vertrauen," lachte Monna und verabschiedete sich mit kurzem Nickgruß von den Kaffeejungfern, die fortfuhren, Zuckerstücke abzuzählen, Cognacflaschen aufzufüllen, das den Kellnern Uebergebene anzuschreiben, und trotz aller Beschäftigung ein wachsames Auge für die Kundschaft zu haben.

„Sind Sie kein Freund von Grogh?" sagte Monna, als er sich zu Sophus gesetzt hatte.

„Oh doch!"

„Warum trinken Sie nicht?"

„Ich wartete, bis auch Sie . . ."

„Zu aufmerksam. Ich wüßte keinen meiner Bekannten von annähernder Rücksicht. Wären wir früher gekommen, hätten Sie Einige davon kennen gelernt; es sind ganz nette darunter, aber auch etliche Verschrobene, das heißt, wer ist heutzutage nicht verschroben, zumal unter den Musikern?"

„Der Künstler steht selten im Einklang mit seiner Lebensumgebung," entgegnete Sophus, „und da er sich sondern muß, um nicht in der Aermlichkeit des Empfindens, in der Bedürfnißlosigkeit für geistige Labe mit zu verelenden, wird er eben zum Sonderling. Wie schön wäre die Welt, wenn wir Alle im rechten Sinne verschroben wären."

Viktor Monna sah den also Redenden von der Seite an, als wollte er ihm sagen: „Ich merke ja, wo die Maske anfängt", aber Sophus hatte so freie, offen blickende Augen und die Stimme klang so überzeugt, daß höchstens ein mit seiner Stellung Sport treibender Staatsanwalt ihn der Unaufrichtigkeit bezichtigt hätte. Monna meinte anfangs, die Antwort sollte ein Witz sein, da er selbst witzelnd

auf belächelnswerthe Schwächen seiner Kaffeehausfreunde angespielt hatte, aber nun sah er ein, daß sein Gegenüber an dem Marmortischlein die Verschrobenheit gewaltig ernst nahm. Da Monna schwere Gespräche über nutzlose Dinge für Zeitverschwendung erachtete, that er den Gegenstand mit einem klanglos hingeworfenen „Ja, ja“ ab und fragte:

„Wie kommen Sie zu Termen's?“

„Herr Termen verwaltet mein Vermögen . . .“

„So?“

Bei diesem „so“ rückte Viktor Monna seinen Körper, dem er bis jetzt so viel Bequemlichkeit gegönnt hatte, als ein Kaffeehausstuhl mit Vernachlässigung guter Lebensart zu bieten vermag, in achtungsvollere Haltung.

„Das erklärt Manches,“ fuhr Monna fort. „Mich wundert nur, daß man Sie nicht mehr in Gesellschaft sieht. Leute wie Sie sind begehrt.“

„Ich bin erst seit Kurzem in Berlin.“

„Um hier Ihr Geld zu verzehren.“

„Ich habe mein Auskommen, mehr nicht. Auch bin ich zu jung, um zu feiern. Ich studire.“

„Darf man fragen, was?“

„Germanistik.“

„Was ist das? Davon höre ich zum ersten Male.“

„Diese Wissenschaft ist auch noch jung, obgleich sie sich mit dem Alterthum beschäftigt und zwar mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen unserer Altvordern. Eben weil sie die älteste Deutschkunde behandelt, nennen wir sie Germanistik.“

„Jawohl: Germania, Deutschland und ein istik hinterdran, da weiß man gleich, was es bedeutet. Aber welchen Zweck hat dies Studium?“

„Zweck?“

„Nun ja, etwas muß doch dabei herauskommen . . . .

ich meine, wie verwerthet man die altdeutschen Kenntnisse? Zum Beispiel, wenn Sie darauf angewiesen wären, könnten Sie davon leben?"

„Leben von der Germanistik?" rief Sophus erstaunt. „Ja, wenn man Professor wird; sonst wohl kaum. Ich wüßte wenigstens nicht, wie?"

„Seien Sie froh, daß Sie Ihren Neigungen folgen können, ohne auf den Erwerb sehen zu müssen. Wer den Fluch trägt, mit seinen Talenten, seiner Kunst, seinem Genie die Mittel für den täglichen Unterhalt zu erringen, wer das Drohgespenst immer und immer vor sich sieht: „Kommt Dir ein Anderer zuvor, erlahmst Du, wirst Du krank, so bist Du verloren, ein Armenhauskandidat", der preist Den glücklich, selig, was sag' ich selig, es giebt kein Wort für den Beneidenswerthen, der aus solcher Sorge heraus ist. Geld, Geld und nochmals Geld macht frei und unabhängig. Wer Geld sein nennt, der nennt die Welt sein. Aber viel muß er haben."

„Wenn auch Alles für Geld feil wäre, so ist doch eins nicht käuflich, die Kunst. Der Unbegabte kann sich kein Talent erhandeln, der Talentvolle kein Genie; im Reiche des Geistes verliert das Gold seine Macht."

„Aber Reklame kann man dafür haben und die macht's. Der Oper eines reichen Komponisten stellen sich Bühnen zur Verfügung und wer das Lärmschlagen versteht, kommt mit seinem Talentchen an; ein armer Teufel, und wär' er das größte Genie, bleibt draußen. In den Konzertsaal hinein kann sich Einer schon darben, die einmalige Miethe dafür hungert er allmälig zusammen; für's Theater langt das nicht. Hat er Ruf, wird sein Name genannt, bringt er, wenn das Glück es will, vielleicht eine Oper an, aber welche Schinderei und Sklaverei zu dem Namenmachen gehört, davon hat ja Keiner eine Ahnung.

Und die Zeit! Man kann steinalt werden, bevor man so weit ist, daß man nicht ganz übersehen wird. Es ist Hundewirthschaft."

„Sie beklagen sich, der Sie so gefeiert und berühmt sind?" fragte Sophus Witt verwundert.

„Wenn Einer Ursache dazu hat, bin ich es," entgegnete Monna verbissen. „Jetzt werde ich nicht gewürdigt, wie es mir zukommt, nicht so, wie ich schon gefeiert wurde. Mit zwölf Jahren trat ich bereits öffentlich auf, spielte Chopin und Beethoven, besonders Beethoven war schon damals meine Force und erntete wahnsinnigen Beifall. Die Zeitungen flossen über von Lob, ‚Mozart redivivus' galt uns als Mittelkritik, das ‚Wundergenie aller Zeiten' genügte uns, meinem Vater und mir. Als wir im Begriff standen, ein Vermögen zu erwerben, starb mein Vater; er ging an der table d'hôte zu Grunde. Früher war Schmalhans bei uns Küchenmeister — was hat der zweite Geiger einer kleinen Residenzkapelle auch einzubrocken — und nun schmeckten ihm die vielen Gerichte an dem Wirthstische zu gut. Von den Weinen wollen wir nicht reden, hatte er doch Jahre lang sich mit Dünnbier beholfen, um mir Unterricht zu verschaffen. Das Geld strömte uns zu — weshalb nun noch dursten?"

„Ich bin in gleicher Lage mit Ihnen," sprach Sophus mitleidsvoll. „Meine Eltern starben früh, und nur meine Mutter trage ich noch in der Erinnerung, sie war sanft und schön."

„Mein Vater war strenge," fuhr Monna fort, „Musik- und Prügelstunden waren so ziemlich dasselbe, bis ich dahinter kam, daß ich etwas konnte. Von da ab gings vorwärts. Und als ich erst den Beifall geschmeckt, den Ruhmesrausch kennen gelernt hatte, als Liebling des Publikums verwöhnt wurde, da bedurfte es keinen Antriebes

weiter: ich wollte noch mehr erringen und übte fleißiger als jemals zur Prügelzeit. Allmälig aber ermattete der Beifall — nicht, daß ich schlechter gespielt hätte, im Gegentheil, ich vervollkommnete mich von Tage zu Tage — aber ich wuchs aus dem Sammetkittelchen, ich wurde zum Verhätscheln zu groß, zu alt für die Bonbonfütterung und das Aufdenschoßgenommenwerden, ich war kein Spielzeug mehr für die Weiber. Zum Unglück kam ein Wunderkind auf, das schon mit acht Jahren Mendelsohns Hmoll-Capriccio herunterwuschelte und über gegebene Themen phantasirte. Da kriegte das denn die Bonbons, meine Bonbons, und die Begeisterungsküsse, und mit mir war's aus, denn mit den berühmten Klavierspielern zu konkurriren war ich noch nicht erwachsen genug. Meine Vormünder schickten mich aufs Gymnasium, die Freiwilligenberechtigung zu erlernen; sie machte mir keine Mühe. Sie war mir ein Leichtes. Ich war in der Welt herumgekommen, meine Mitschüler, selbst die älteren, waren alle noch große Kinder, mir kam zuweilen vor, als wären sie künstlich verdummt, so unpraktisch, so einseitig, so blind waren sie für Alles, was Leben heißt. Von Geld hatte keiner eine Ahnung, noch weniger davon, wie man es verdient. Sie haben es ja auch meist nicht nöthig, sie sitzen die Schulbänke ab, dann studiren sie, dann werden sie angestellt und rücken langsam vor wie an der Theaterkasse, je nach dem Alter und dem Abgange des Vordermannes. Die Apotheose dieses Schauspieles ist in grünem Hoffnungslicht die Pension. Unsereins aber ist auf sich allein angewiesen, dem giebt der Staat keine Stellung."

„Manchem Gelehrten ergeht es ebenso, auch Aerzten ..."

„Aerzte sind nothwendig; wenn die Menschen sparen wollen, knappen sie zuerst die Kunst ab, die ist ihnen das Entbehrlichste."

„Auch die Germanistik ist kein eigentliches Brotstudium. Ich höre aber philologische Kollegien dazu und werde mein Lehrerexamen machen.“

„Weshalb das? Sie Glücklicher brauchen ja nicht auf Erwerb zu sehen; bei mir liegts anders. Während der Gymnasial- und Militärzeit konnte ich in meiner Kunst nicht gleichen Schritt halten und mußte zurückbleiben. Mein kleines, sauer erworbenes Vermögen, verkrachte mit der Bank, die Zinsen herauspressen sollte und ich durfte wieder von vorne anfangen. Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Sie nicht als Wunderkind auf die Welt kamen.“

„Gewissermaßen doch,“ entgegnete Sophus Witt mit einem Versuche zu lächeln, „es war nämlich ein Wunder, daß ich am Leben blieb, so grenzenlos schwach soll ich mein Dasein begonnen haben.“

Viktor Monna wog ihn mit den Blicken.

„Sind Sie sehr kräftig?“ fragte er dann in einem Tone, der eine verneinende Antwort voraussetzte.

„Ich habe darauf verzichtet, mich zum Hünen zu entwickeln. Wenn ich bedenke, wie zwei alte Tanten mich von Jugend auf, sozusagen in Baumwolle packten und mit Honig tränkten, vor dem Husten zu schützen, kann ich mit meiner jetzigen körperlichen Verfassung zufrieden sein.“

„Fühlen Sie mal meine Muskeln,“ sagte Monna und streckte Sophus Witt den rechten Arm zu, „wie Stahl und Eisen.“

„Wie Granit,“ bestätigte Sophus.

„Und damit mach' ich's,“ rief Monna. „Zum Klavierspielen gehören Kraft und Ausdauer und die hab' ich. Nur wer sich ganz in der Gewalt hat, kann ein richtiges Piano herausbringen, und Passagenwerk in Oktaven, mit beiden Händen, daß es so leicht keiner nachspielt, das verlangt einen Schmiedegesellen. Ueberhaupt, um sechs

Stunden täglich üben zu können, muß man eine Bärennatur haben, sonst übt man sich in die Nervenheilanstalten hinein."

„Sechs Stunden?" fragte Sophus Witt entsetzt.

„Mein Maaß," erwiderte Monna mit Selbstgefühl, „der Flügel hat ordentlich Furcht vor mir, wenn ich mich heransetze."

„Die höchste Anerkennung kann Ihnen nicht ausbleiben."

„Die Konkurrenz ist zu groß und nur das Verblüffende zieht. Unser Sinnen und Denken geht auf Neues. Einer meiner Bekannten komponirt an einer symphonischen Dichtung, für die er Orchestereffekte hat, wie Niemand vor ihm. Der Kerl ist zu beneiden."

„Komponiren Sie nicht auch?"

„Freilich. Aber was? Es ist ja schon Alles komponirt. Wo giebt es noch einen Text, der nicht drei- oder viermal verwerthet wäre, das heißt, brauchbare Texte. Heine, Eichendorff, Hoffmann von Fallersleben und wie sie heißen, sind ausgekernt und Julius Wolff werden die Lieder unter den Händen weggerissen. Kein Mittel macht einen Musiker so leicht genannt als gefallende Lieder. Und meine Lieder müßten gefallen; wenn ich nur Texte hätte."

Sophus Witt gerieth während dieser Worte in zunehmende Aufregung. Seine Wangen erglühten in einer tiefen durchsichtigen Röthe, die in das bläulich geaderte Weiß der Schläfen hineintönte, seine Augen leuchteten in feuchtem Glanze, seine Lippen öffneten sich lächelnd, wie zur Verkündigung froher Botschaft.

„Ich weiß Texte," sprach er und erröthete noch tiefer, „und ich glaube, sie eignen sich für die Musik. Sie schließen sich an das Volkslied, so weit mein Urtheil geht; das

Volkslied muß den Ausgangspunkt aller Dichtung bilden, so weit es sich um Lieder handelt . . ."

„Von wem sind sie?" fragte Monna, die lehrgemäße Betrachtung unterbrechend.

Sophus schwieg eine Weile. Dann sagte er zögernd und verlegen: „Ich habe sie selbst gemacht."

„So, so. Schon veröffentlicht?"

„O nein, nein. Ich wagte es nicht. Sie erscheinen mir immer noch nicht gut genug; es fehlt ihnen etwas. Mir war lange unklar, was das sein möchte. Jetzt weiß ich's, es ist die Musik."

„Also nicht gedruckt, das ist viel werth; da hat sie kein Anderer. Sehr angenehm, Sie kennen gelernt zu haben. Glücklicher Umstand, der uns heute zusammenbrachte. Ich mußte mich aussprechen, ich hatte mich zu sehr geärgert. Sie waren liebenswürdig, den Ergüssen meines Unmuthes zuzuhören. So bin ich nicht immer. Aber heute ist mir nicht wohl, erkältet oder was es ist, ich hatte der Termen abgeschrieben, mich mit Krankheit entschuldigt, läge im Bette u. s. w. — ich lag auch wirklich. Die Frau läßt mich holen mit dem Bescheide, wenn ich nicht käme, müsse sie sich nach einem Andern umsehen, und auf meine Besuche leider verzichten. Sie weiß zu gut, daß zwei Musiker von der gleichen Sorte nicht in demselben Gesellschaftskreise verkehren können, einer muß den Andern verdrängen. Wer nimmt uns die Conzertbillets ab? Unsere Gönner, in deren Häusern wir den geladenen Gästen Freikonzerte geben; für Einen fällt wenigstens etwas ab, bei zweien kommt auf jeden so gut wie gar nichts. Und Termens Haus ist von Wichtigkeit, es ist der größte gesellschaftliche Wartesaal und man trifft halb Berlin dort. So ist man Sklave der Verhältnisse. Nicht einmal krank sein darf man! Wäre ich blos erst aus diesem Joche."

Sophus ergrimmte innerlich. So schlecht behandelte man seinen Halbgott, so mußte der Künstler ringen, um sich Bahn zu brechen, und so schlimm war die Jetztzeit, daß sie das Neue dem Guten vorzog. Aber er konnte helfen. Er wollte Lieder machen, so viel Monna verlangte, nur für ihn allein. Und wenn er ihm Lebenssorgen abnehmen dürfte, wie wendete er das Entbehrliche wohl besser, würdiger und ersprießlicher an, nicht allein für Monna, sondern auch für die Kunst? Monna würde Herrliches schaffen, wenn er von dem Zwange erlöst wäre, der ihn sogar vom Krankenlager trieb, wenn er frei seinem Genius folgte.

„Darf ich Ihnen einige meiner Lieder zusenden?" fragte er schüchtern.

„Sie werden mich außerordentlich erfreuen," genehmigte Monna das Anerbieten verbindlich.

„Ich mache Ihnen neue, ich habe mancherlei Vorwürfe."

„Würden Sie vielleicht einmal an einen Operntext herangehen?"

„Für Sie? Ich will's versuchen."

„Darüber reden wir. Aber es bleibt unter uns. Eine ausgesprochene Idee ist wie eine Taube aus dem Schlag, wer sie fängt, hat sie und wer sie rasch ausnutzt, hat den Vortheil. Vor allen Dingen schweigen Sie wie das Grab, wenn Fräulein Rider in der Nähe schleicht."

„War das nicht die Dame, über die wir heute Abend so lachten? Sie gleicht wirklich einem Känguruh."

„Und ist ein wandelndes Telephon. Sie sind unerfahren, hüten Sie sich vor der; ich halte sie für gefährlich. Es war unklug vom Assessor, sich auffallend über sie zu erlustigen, die Person kann schaden. — Kellner, zahlen!"

Monna nahm ein Papier aus der Westentasche, aus dem er zwei Zwanzigmarkstücke wickelte.

„Sie wundern sich über mein Portemonnaie? Es ist das Honorar für heute Abend. Wenig genug für so reiche Leute. Der Sterlett, den es gab, hat mehr gekostet. Aber Frau Termen schlägt ihr lautes Lob hoch an und er drückt einem den Ehrensold so vertraulich in die Hand, daß man Beides noch zwanzig Mark rechnen kann. Sechzig Mark hätten gestimmt. — Ziehen Sie Alles ab."

Sophus wollte Einwendungen machen, aber Monna wehrte ihm.

„Heute zahle ich, das nächste Mal sind Sie daran."

„Mit Vergnügen," antwortete Sophus Witt. Nun sah er den Weg angebahnt, dem großen Künstler in unauffälliger Weise beizustehen; das nächste Mal würde er zahlen und immer wäre es das nächste Mal. Er frohlockte bei diesem Gedanken.

Als sie auf die Straße traten, war es kalt und sternenhell. An der Ecke der Mauer- und der Behrenstraße trennten sie sich.

„Wollen Sie mir die Lieder nicht selbst bringen?" fragte Monna, „ich bin den ganzen Morgen zu Hause."

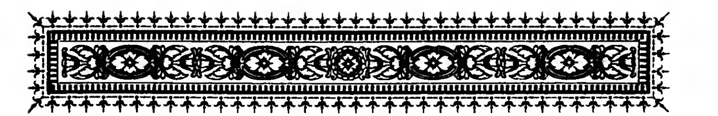
„Ich sende Sie Ihnen lieber, ich weiß ja nicht, ob sie Ihnen gefallen. Schreiben Sie mir Ihr Urtheil. Wenn Sie gestatten, besuche ich Sie ein andermal."

„Auch recht. Meine Wohnung wissen Sie?"

„Ich bin neulich daran vorbeigegangen."

„Also auf Wiedersehen."





Lasten des Reichthums.

Herr Termen saß allein in dem altnürnbergisch eingerichteten Rauchzimmer mit seinen Gedanken beschäftigt und einer Importirten. Diese Cigarre gab er seinen Gästen nie, aus zweierlei Gründen. Erstens war die Cigarre zu theuer und zu gut, um nur halb aufgeraucht zu werden. Ging Jemand aus dem Rauchzimmer zu den Damen, legte er die Cigarre auf ein Aschnäpfchen, in der besten Absicht, sie nachher zu beenden, aber da Dieser und Jener es ebenso machte, und bei der Rückkehr seine Nachlassenschaft nicht genau wiedererkannte, brannte man ein frisches Kraut an; außerdem war Ueberfluß an Cigarren in allen Formen und Farben, von der lichten Havanna bis zur dunklen Cuba, und die buntbebilderten Kistchen und niedlichen Umgürtel von Gold- und Silberblättchen reizten zum Nehmen.

Herrn Termen verdroß solches Vergeuden; es berührte ihn noch unangenehmer, als das Stehenlassen halbgefüllter Weingläser, besonders wenn er Schloßabzüge und alte Jahrgänge reichen ließ. Darum waren die Gläser, für die Hochsorten sehr fein und sehr klein, und die billigsten Cigarren am geschmackvollsten aufgemacht.

Der zweite Grund lag tiefer: Herr Termen wollte etwas für sich allein haben, etwas, das er nicht mit der Gesellschaft theilte.

„Von allem Reichthum habe ich für mich nichts als eine Cigarre. Und die will ich für mich haben.“

Es war Selbstspott, der so aus ihm sprach. Er hatte mit aller Kraft auf dem Markte gearbeitet, auf dem Geld Waare und Gewinn ist, und sein Fahrzeug durch stürmische Zeiten in den Hafen unbedingten Kredites gesteuert, wo es fest in dem Boden allgemeinen Vertrauens ankerte. Für Bewimpelung und Flaggenschmuck sorgte die Gattin, sei es durch Festlichkeiten im eigenen Hause oder durch glänzendes Auftreten außerhalb.

Termen murrte nie über die Summen, die der Aufwand heischte, er rechnete sie zu den Geschäftsunkosten, hatte doch einmal in bedrohlichen Tagen ein Fest, von dem die Zeitungen nicht minder voll wurden wie die Leute, untergrabende Gerüchte zum Verstummen und die Firma über das Schlimmste gebracht. Das war freilich ein Glücksfall, — nicht jeder Wurf Sand trifft die gemeinten Augen — aber Termen hatte Glück. Man sagte so von ihm, er galt als Glückskind, ihm ward eine glückliche Hand nachgerühmt und wer vom Glück Gunst erhoffte, übergab Termen das Seinige. Glück konnte nur von Glück ausgehen. Und der also Gepriesene fand sein Glück — in einer Cigarre.

Termen war noch nicht alt, aber man schätzte ihm mehr Jahre zu, als ihm beikamen. Die Züge seines Gesichts hatten sich vor der Zeit gefestigt, sie standen in der kühlen Ruhe, welche so oft die innere Aufregung im Kampfe um Gewinn und Verlust vor Selbstverrath bewahrte. Zu diesem greisenhaften Gleichmuth des Ausdrucks wollten der dunkle, stutzerhaft gepflegte Schnurrbart

und das schwarze Seitenhaar an den Schläfen nicht so gut stimmen wie der kahle Schädel. Die Augen jedoch glänzten in jugendlichem Feuer, wenn ihn etwas lebhaft erfaßte; für gewöhnlich hingen die Oberlider schwer herab.

Man wunderte sich, daß ein so alter Mann ein so junges Weib habe. Die solche Frage thaten, wußten nicht, daß der Unterschied der Jahre nicht übertrieben groß war, daß der Erwerb den Mann rasch mitnahm, daß das Wohlleben die Frau jung erhielt. Ihr glaubte auf den ersten Anblick Niemand die heranwachsende Tochter. Wer aber forschend sah, gewahrte, wie die kleinen Künste des Putztisches mit Vorsicht angewandt wurden, den schönen Schein instand zu halten.

Sie war damals die Schönste von Allen und Termen ersah in ihrem Besitz die Krönung seines Strebens.

Sie wurde zur Schauspielerin ausgebildet, Talent und Armuth wiesen ihr diesen Weg des Fortkommens. Bei einer Gelegenheitsvorstellung sah Termen sie zuerst. Sie betrat die Bühne nie wieder; er litt es nicht. Anfangs hatte sie für ihn nur kindliche Zuneigung: sie war ihm dankbar für den Schmuck, den er ihr in reichem Maße schenkte, für Kleidung, wie sie zu tragen nicht einmal zu träumen gewagt hatte und für die vielen Aufmerksamkeiten, mit denen er sie von dem bisherigen Leben befreite. Als sie aber sein Weib ward, liebte auch sie ihn, wie er sie, mit glühender Leidenschaft. Sie fühlte, daß er nur sie liebte, nur sie sein Begehr war, er nur in ihrer Gegengluth das Glück der Erde fand, und in diesem Siege ihrer Schönheit, herrschend in Herrlichkeit, gab sie dem Manne, der sie wählte, sich selbst in Liebe.

Ihre Eltern hatten der Kunst angehört. Verdorben und gestorben. Die Verwandten sangen Lobpsalmen über die reiche Partie. Termen unterstützte sie, verbot ihnen

aber jede Annäherung bei Verlust weiterer Zuflüsse. So hatte er sich sein Kleinod in das Gold gefaßt, das er mit Anspannung aller Kraft erworben. Nun war sie sein, ganz sein.

Desselben Goldes aber war zu viel zum beschaulichen Genießen, sein Gegläinze stahl sich durch Ritzen und Fugen. Die junge Frau fand Wonne daran, wenn es hinausschien, und öffnete allmälig die Thüren, daß man sehen konnte, wie schön sie in dem Glanze des Goldes war. Sie hatte Begabung für Luxus und Geschmack. So kam es, daß das Haus Termen sich gesellschaftlichen Rufes erfreute und nicht blos als Protzenherberge gescholten ward. Solche, die immer mäkeln, fanden auch hier viel auszusetzen und redeten von Vergolder- und Tapezierstil der Wohnung, rümpften die Nase über Speise und Getränke, sprachen von seinem Geiz und ihrer Gefallsucht, gingen aber stets hin, wenn sie eingeladen wurden und aßen und tranken und rauchten die Cigarren nur halb auf. —

Frau Termen trat ein. Zwei Livreediener folgten ihr mit den großen Bestecken, in denen wohl gezählt das Silbergeschirr lag. Ein Stück des Holzgetäfels ließ sich öffnen; dahinter war ein Sicherheitsspind als Schatzkammer eingemauert. Nachdem die Diener gegangen, verschloß Frau Termen das Silberzeug. So that sie nach jedem Gebrauche, so hatte ihr Mann es gewünscht und ihr war die Kontrolle der Werthgeräthe etwas Gerngewohntes geworden.

„Wo ist Gisela?" fragte Herr Termen.

„Sie hat viel getanzt und war müde. Sie ging zu Bett."

„Ohne mir gute Nacht zu sagen?"

Frau Termen antwortete nicht. Sie blieb in dem Schatten stehen, den der vorgebaute grüne Kachelofen

warf; der barg ihr leichtes Erröthen. Volles Licht fiel auf ihre brillantengeschmückten Hände und Arme und auf das seidene Gewand, dessen gebrochene Falten in eine schwere Schleppe ausliefen. Es war weiß, schwach grau getönt und mit Blumengeranke derselben Farbe durchwirkt, das im Wechsel der Beleuchtung erglänzte und wieder verschwand. Frau Termen schwieg und regte sich nicht, weder zitterte das Funkellicht ihrer Ringe und Armbänder, noch änderte sich das Lichtspiel der Seide.

Herr Termen rauchte einige Züge, dann sprach er, ohne die Angenlider zu heben: „Es liegt im Laufe der Jahre, daß auch Gisela ihr Herz entdeckt, das heißt, die Liebe zu den Eltern auf das Altentheil setzt. Ich habe mir kein Hehl daraus gemacht, sie einst irgend einem Menschen geben zu müssen, der mir unausstehlich ist, aber der ihr derart gefällt, daß sie ohne ihn nicht leben kann, wie es in dem Redensartenbuche der Verliebten heißt."

„Theodor!"

Wie sanft der Vorwurf ihn traf. Diese milde Tiefe, dieser Wohllaut der Stimme.

Hatte er nicht auch ihr gesagt, daß er ohne sie nicht leben könne? War das auch Redensart gewesen? Der bestrickende Klang dieses einen Wortes rief in ihm die Erinnerung an so viel tausend süße Worte wach, die einst die Liebe gesprochen, ohne erst das Gutachten des Verstandes abzuwarten. Er mußte vergangener Zeiten gedenken und lächelte zufrieden. Dabei schloß er die Augen. Nach einer Weile zog er sie ganz weit auf und blickte seine Frau an. Der Schatten des Ofens schleierte sie ein wenig ein, ihm aber erschien sie wie in der Jugend.

„Kind," begann er scherzend, „Du bist zu vernünftig, um zu glauben, daß ich mich je Deiner und natürlich auch Gisela's. Wahl als polternder Vater widersetzen

würde, ich bin zu weise, auch nur die geringste Hoffnung auf das Durchbringen meines Willens zu hegen. Mir ist nur schmerzlich, daß ich selbst das Wenige noch hergeben soll, was die Erziehungsquälerei und nachher die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten mir von meiner Tochter übrig ließen. Das nimmt der Zukünftige mir weg. Auf welches Restchen das Bischen Liebe für mich zusammengeschrumpft ist, sagt mir heute das vergebliche Warten auf den Gutenachtwunsch."

„Sie war in der That müde."

„Ob sie wohl so müde war, daß sie noch einen letzten Tanz ausgeschlagen hätte mit . . . mit . . .?"

„Gisela bevorzugt keinen ihrer Umwerber. Wenn Du wüßtest, wie viele Körbe sie schon ausgetheilt hat, Du würdest staunen. Aber Du magst damit ja nicht behelligt werden."

„Ganz recht, mein Kind. Geschäfte, die sich zerschlugen, haben kein Interesse für mich. Komm, setz Dich zu mir. Sei mir nahe. Einst warst Du mein, nur mein; ich war Dein Denken, ich allein."

„So ist es auch noch heute."

„Nein, nein," entgegnete er leise, ohne Bitterkeit. „Nicht heute. Heute", er betonte das Wort mit einem leichten Anflug von Spott, „heute war Frau Termen's Denken ausschließlich ihren Gästen gewidmet, ihr Herz war so voller Sorgen über das Wohlgelingen des Festes, daß ihr Mann ausquartiert werden mußte. Es bedarf keiner Vertheidigung, mein Kind . . . so ist der Welt Lauf. Und wir gehören zur Welt. Es war das letzte Fest für diesen Winter?"

„Das vorletzte; eins müssen wir noch geben."

„Müssen?"

„Wir können nicht anders."

„Die Gesellschaft befiehlt und wir müssen gehorchen, so wollen es die Pflichten des Reichthums. Wenn Du wüßtest, wie mich sein Joch zuweilen bis zur Unerträglichkeit drückt. Ich sehne mich nach Rast, ich möchte ausruhen, möchte athmen. Weißt Du, weit weg von der menschen- und parfümdurchschwitzten Luft der Abendsäle, weit weg von diesen in Tag verkehrten Nächten, die dem Ermüdeten den Schlaf abschwatzen und ihm Erschöpfung dafür geben. Mit kräftiger Brust möchte ich athmen, irgendwo im deutschen Lande, wo weder Kohlenrauch noch Asphaltdunst die Luft beschmutzen, wo die Berge blau aus grünen Hügeln aufstreben, wo das Auge sich täglich an einer Umgebung labt, die kein Nachbar verbaut, kein Architekt verhunzt."

„Das Alles hast Du im Sommer, wenn Du Dich ausspannst."

„Ausspannen! Das ist das rechte Wort. Du selbst gebrauchst es, weil auch Du in den Siehlen des Reichthums die goldene Peitsche fühlst . . ."

„Ich legte meinem Worte kein besonderes Gewicht bei; es spannt sich ja Jeder aus, der's irgend kann."

„Und muß die Last wieder aufnehmen, wenn die kurze Frist verronnen. Was nützt mir die kleine Abschlagszahlung? Den ganzen Frühling will ich haben, erleben will ich ihn, vom ersten milden Wehen, durch Frost- und Thaustreit bis zum sommerlichen Erwarmen, ich will die Natur genießen, haben, mein nennen in dem Bewußtsein, daß keine Macht von ihr mich trennt als mein eigenes Wollen. Das wäre Ruhe."

„Du möchtest Dich ganz zurückziehen, verstehe ich recht?"

„Ja und nein. Doch nimmer allein. Mit Euch gleich morgen. Würde es Dir schwer, mir aus der sengenden Hitze zu folgen in erquickende Frische, aus dem Fieber des Lebens in lebenverlängernde Stille?"

„Ich ginge mit Dir, wohin Du willst. Aber dürfen wir Gisela ein solches Opfer zumuthen?“

„Ein Opfer!“ wiederholte Termen bitter scherzend. „Auch Dir erscheint es ein Opfer, wenn ich Euch, die Gattin und das Kind, für mich aus den Krallen der Gesellschaft fordere. Sei ruhig, sie giebt Euch nicht her. In alter Vorzeit wurden Kinder dem Moloch geopfert, er brannte die zarten Geschöpfe in seinen glühenden Armen zu Tode, ich glaube, er wurde mit Holz geheizt. Heute heißt der Moloch Gesellschaft, und feuert mit Gas und mit Glühlicht.“

„Termen, Du übertreibst. Wie kann man sich der Mode widersetzen?“

„Das ist's. Mode mußte ich sagen, die ist der Moloch unserer Zeit.“

Frau Termen strich ihrem Gatten leicht und lind mit der Hand über Stirn und Wangen. „Deine Winterstimmung,“ sprach sie besänftigend, „ich kenne sie. Gottlob, daß sie vergeht, wenn die Bäume wieder knospen. Wir ziehen in diesem Jahre so früh wie möglich hinaus, nach Thüringen in die Bergeinsamkeit, dort ruhen wir uns aus.“

„Und Gisela?“

„Auch ihr wird Erholung gut thun.“

„So jung und schon erholungsbedürftig?“

„Soll sie garnichts vom Leben haben? Soll sie zurückstehn vor Anderen, soll sie entsagen, wo Andere ihres Gleichen genießen, soll ihr das Herz groß werden bei dem Gedanken, der Reichthum, mit dem Du nicht kargst, um Fremde zu ergötzen, sei nicht für ihre harmlosen Wünsche? Und wie würde man Dich beurtheilen, Termen, wie würde man über mich sprechen, wenn unser Kind sparen müßte. Du kennst die Schonungslosigkeit der Gesellschaft.“

„Sie ist immer gierig auf Ruf mit Hautgout, fehlt

der, macht sie ihn. Man sagt, Schlangenbiß verursache, daß das Wild den üblen Beigeschmack gar rasch annimmt, eine böse Zunge sticht ebenso giftig. Du siehst, man verkehrt mit Otterngezüchte."

Frau Termen lachte beifällig. „Deine üble Laune schwindet, Deine Vergleiche werden heiter, das war mir stets ein liebes Zeichen."

Er blickte sie an und lächelte auch. „Etwas bist Du noch mein," sprach er. „Wie schön Du bist, brautschön wie ehemals. So fragten Deine Augen und so fanden sie Antwort in liebendem Verstehen."

Sie kniete zu ihm nieder und schmiegte sich an ihn. Er lehnte seine Wange auf ihr Haupt. „Auch hier Diamanten," sprach er und richtete sich müde auf.

Frau Termen nahm das Diadem mit anmuthiger Bewegung aus dem wundervollen Haare: das herabfallende strich sie aus der Stirne, und richtete die dunkelblauen Augen, worüber sich dunkle Brauen wölbten, auf den Gatten.

„Circe," fragte er, „wozu willst Du mich bethören? Ich lasse den Frühling da draußen, ich habe ja die herrlichsten Landschaften in Goldrahmen an den Wänden, den Abschein der Natur für schweres Geld, der muß mir genügen. Was ist's? Betrifft es Gisela, ist es bewilligt. Hat sie sich entschieden? Wie heißt der Schwiegersohn?"

„So weit sind wir noch nicht. Gisela ist jung, aber verständiger als jede Andere an ihrer Stelle wäre. Wenn sie wählt, läßt sie ihr Herz entscheiden."

„Ist das noch Sitte heute?"

„Nicht zu herb' im Spotte, Du. Gisela ist sich wohl bewußt, daß Vielen ihre Mitgift mehr gilt als sie selbst. Diesen nimmt sie jede Hoffnung."

„Es ist hübsch, daß sie vorsichtig mit meinem Gelde umgeht."

„Sei froh, daß ihre Klugheit sie vor unbesonnener Wahl bewahrt. Auch auf Aeußerlichkeit legt sie keinen Werth, wenigstens nicht so hohen, wie sonst wohl junge Mädchen in den Jahren der Unerfahrenheit. Für Militair schwärmt sie garnicht."

„Ich sagte ihr einmal, der zierlichste Lieutenant wüchse sich mit der Zeit zum fetten Oberst aus. Das hat geholfen. Sie schwärmte gerade für einen schneidigen Herrn in Hellblau, der mir nicht anstand. Spieler. Weißt Du, was Rennpferde fressen?"

„Nun?"

„Goldstücke; mit Vorliebe schwiegerväterliche."

„Gisela's Neigungen wenden sich mehr der Kunst zu."

„Der Kunst oder den Künstlern?"

„Ich glaube, ich sagte Kunst."

„Mißverstehe mich nicht, Kind; ich wollte Dich nicht kränken. Kunst und Künstler sind schwer von einander zu trennen. Der Sänger, der Klavierspieler, auch noch der Geiger — Flöten-, Klarinetten- und Posaunenbläser sind ausgeschlossen — wirken ebenso sehr durch ihre Persönlichkeit als durch ihren Vortrag. Sind sie hübsch, ist auch ihre Musik bezaubernd, sind sie häßlich, macht ihre Kunst sie immerhin ansehbarer als Gleichhäßliche ohne Spiel und Klang. Schon Mancher hat sich in ein Mädchenherz hineinmusizirt, und oft erwachte die Schwärmerei für Musik erst, wenn ein sogenannt entzückender Marsch sie in Umlauf setzte. Es ist das wie mit den Lebensrettern; die werden nur dann aus Dankbarkeit geheirathet, wenn sie mindestens Reserveoffizier sind."

„Was Du über Kunst und Künstler sagtest, ist auch meine Ansicht, Termen. Und ebenso fühlt Gisela. Nicht ihrem Golde, nicht ihren äußeren Vorzügen, will sie ihr Glück verdanken, sie will ihres eigenen Werthes wegen

geliebt werden. Sie ist talentvoll, wird sie zur Künstlerin ausgebildet, macht sie glänzendes Aufsehen. Die Kunst steht ihr höher als alles Uebrige . . ."

„Ist Dir wieder einmal leid, daß Du ihr um meinetwillen den Abschied gabst?"

„Hättest Du einmal aus ihrem Born getrunken, würdest Du ewig nach ihr dürsten. Du lächelst ungläubig? Nun, was Dir die blauen Berge und die stillen Wiesen sind, das ist Anderen die Kunst, die schönere Welt, das Ziel der Sehnsucht."

„Und der laute Beifall? Der Ruhm? Vergiß den Ruhm nicht."

„Der Ruhm ist der Lohn der Kunst. Brillanten siehst Du, die strahlen nicht weit, die werden nur in den engen Gesellschaftskreisen gesehen, bewundert und beneidet, aber der Ruhm strahlt durch die Welt, überall hin tragen ihn die Zeitungen, bis in die fernsten Länder. Ich habe die Thorheit jetzt hinter mir, aber es gab Zeiten, wo ich all meinen Schmuck gegeben hätte, wäre statt des Namens einer berühmten Künstlerin der meine, mit allem Lob und Preis, in dem Blatte gedruckt, das ich las. Jetzt denke ich kühler."

„Und wie denkt Gisela oder, wie denkt Ihr Beide zusammen?"

„Sie liebt die Kunst, sie fürchtet aber Deinen Unwillen."

„Sie kann so viel Kunst treiben, wie sie Lust hat: singen, spielen, malen, deklamiren, auch Theater ist gestattet . . ."

„Ich wußte, Du würdest nicht nein sagen."

„Was ist denn Verfängliches dabei?"

„Du hast mich doch verstanden. Sagte ich Dir nicht, der Ruhm dringe hinaus in alle Welt . . ."

„Was hat die Welt mit Giselas Spielereien zu thun?"

„Ganz recht, ohne das öffentliche Urtheil bleibt jegliches Kunsttreiben Spielerei. Gisela strebt aber höher."

„Sie will doch nicht etwa öffentlich auftreten?"

„Vorläufig nicht. Aber nur mit der Aussicht darauf, daß sie berühmt und groß wird, daß sie selbst ihre Lorbeern erringt, kann sie sich der Kunst mit der Hingabe widmen, die zum Erreichen der höchsten Stufe unerläßlich ist. Verweigerst Du ihr die Berufung an das öffentliche Urtheil, nimmst Du ihr die Freudigkeit, und ihre Lust erstirbt. Dann aber ziehe mich nicht zur Verantwortung, wenn sie in Unzufriedenheit, nur um eine Veränderung zu haben, den ersten Besten heirathet, der sich um sie bemüht."

„Sie will also zur Bühne?"

„Vielleicht auch genügt der Conzertsaal. Ihre Stimme ist bedeutender als Du denkst; sie ist jung, sie hat eine vielversprechende Zukunft."

„Ich gab mich allmählig der angenehmen Täuschung hin, der gesellschaftliche Ruf unseres Hauses sei die Grenze; ich willfahrte allen Deinen Forderungen, um Dich zufrieden zu sehen, denn ich fühlte, wie Deine Seele sich glücksuchend nach Deinem Jugendleben umschaute, wenn Dir nur das Lust machte, was mit der Kunst zusammenhing, wenn Du mit Thränen in den Augen von früheren Hoffnungen sprachst, sprechen mußtest, weil es Dich dazu trieb, wie etwas den Wandervogel zur zweiten Heimath treibt. Ich machte Dir keine Vorwürfe, es lag Dir im Blute. Aber es beunruhigt mich, daß Gisela in Deine Fußstapfen tritt."

„Kann ich dafür, daß sie jetzt schon anfängt, von den Genüssen gesättigt zu werden, die ihr der Reichthum bietet?"

„Darum hinweg aus diesem Treiben."

„Aber nicht in Waldhöhlen und Wüsteneien. Die Kunst wird ihr Erfrischung gewähren, die allein macht das Leben lebenswerth."

„Und das Gesellschaftsleben hört auf?"

„Das bereitet sie für die großen Triumphe vor."

„Also unerbittlich weiter. Wenn ich Dir nur sagen könnte, wie fürchterlich mir diese Menschenanhäufungen sind. Heute war Einer da, ein junger Mann, sein Name ist mir entfallen, ist ja auch gleichgiltig, wenn ihm es nur bei mir gefallen hat, denke Dir, der aß Mostrich zu den Waldschnepfen."

„Ich weiß nicht, wer das gewesen sein kann, wahrscheinlich ein junger, talentvoller Künstler."

„Mir als Schwiegersohn unleidlich. Der gehört in eine Speisewirthschaft, aber nicht an meinen Tisch."

„Dir wird so leicht Keiner recht sein."

„O doch. Ich kenne sogar Jemand, der meine unbedingte Einwilligung haben würde. Er ist ein junger Mann, was ihm noch an gesellschaftlichem Firniß fehlt, könntet Ihr ihm leicht anthun, er dagegen würde mit seiner Herzenseinfalt Euch in sein stilles Denken und Empfinden hineinziehen und aus dem nervenzerstörenden Rausche des Lebens erretten, dem wir Alle verfallen sind, die zur Gesellschaft zählen. Warnt Dich nicht das Aussehen Deines Kindes vor dem Weiter?"

„Dieser Winter war allerdings ein wenig aufregend; im nächsten ziehen wir uns mehr zurück. Selbstverständlich steht die Gesundheit in erster Linie. Und wer ist Dein Auserwählter? Darf man's erfahren?"

„Sophus Witt."

„Ah, der junge linkische Mann, den Du mir so warm empfahlst? Ist er reich?"

„Wenn er zu rechnen versteht, hat er sein Auskommen. Ich wurde von seinem Vormunde mit der Verwaltung seines kleinen Vermögens betraut und dadurch kam ich mit ihm in Berührung. Zwei alte Tanten erzogen ihn, nun sind sie todt und er ist ohne jeglichen Anhang. So ward ich in geschäftlichen Dingen sein Rathgeber. In mein

Haus hätte ich ihn nicht eingeführt, wenn ich nicht von ihm eingenommen wäre, und das ward ich durch sein kindliches Vertrauen zu mir."

„Also nur, weil er Dir gefällt?"

„Mich zermartert oft der Gedanke, ein Mann könnte mein Kind mißhandeln, ein Mann, dem ich sie gab und mein Geld dazu, weil wir uns blöde an ihm sahen. Meine Gisela der Lieblosigkeit ausgeliefert, getreten von dem Manne, der mit meinem Gelde seinen Lüsten nachjagt. Und ich machtlos mit meinem Gelde ... ich würde wahnsinnig."

„Theodor."

„Jener aber, den ich meine, der böte gute Gewähr. Und die Partie steht gleich, denn er ist reich ... an Herzensgüte und Gemüth."

„Und jung, wie Gisela. Wir brauchen nichts zu übereilen. Sind sie für einander bestimmt, werden sie sich finden. Dein Wunsch ist der meine."

„Merkwürdig," brach Termen fröhlich aus. „Ich war gefaßt, Du würdest meinen Vorschlag, wer weiß wohin verweisen und gegen alle Erwartung bist Du ihm nicht abgeneigt. Nicht wahr, er gefällt Dir auch? Er würde uns lieb haben; er ist dankbar; wirkliches Dankgefühl grenzt nahe an Liebe, ja Liebe und Dank sind oft eins. Er würde dankbar für unser Geld sein; von den modernen Freiern, kein einziger!"

„Aber Mann," lachte Frau Termen, „wir sollen ja nicht heirathen, sondern das Kind, und mit dem hat es noch Zeit. Das denkt vorläufig nur an die Kunst, die schützt sie vor rauher Behandlung. Wie glücklich wird sie sein, daß Du einverstanden bist."

„Unter einer Bedingung."

„Und die wäre?"

„Du sagst Gisela nichts von meinen Absichten in Bezug auf

Herrn Witt; die würden sie befangen machen oder gar ihren Widerspruchsgeist wecken. Wenn es sich um ihre Zukunft handelt, sind junge Mädchen oft störrischer als Pferde."

„Gute Nacht, Termen, Deine Gleichnisse verscheuchen mich. Deine Tochter wird ein Stern, daran denke, während Du Deine Cigarre aufrauchst. Und sitze nicht zu lange, es ward heute spät."

Sie bot ihrem Gatten die schwellenden Lippen. Er ließ ihr wundervolles Haar durch seine Finger gleiten und küßte sie.

„Gisela ist noch viel zu jung zum Heirathen," sagte er dann.

„Wie einig wir sind. Gute Nacht, Lieber!"

Als Frau Termen ging, umspielte ein leichtes Lächeln ihren Mund und ihre Augen leuchteten fröhlich. Sie eilte dann raschen Schrittes die breite Treppe zum oberen Geschoß hinauf in das Schlafzimmer ihrer Tochter.

„Schläfst Du schon, Gisela?"

„Nein, Mama. Was giebt's?"

„Papa sagt zu Allem ja. Von nun an, mein Kind, darfst Du der Kunst angehören."

„Wie hast Du das zu stande gebracht? Mama, wie war das möglich?"

„Du würdest mich nicht verstehen, auch wenn ich Dir es sagte; sei zufrieden, daß wir erreicht haben, was vorläufig zu erreichen war. Ein gegebenes Wort nimmt Papa niemals zurück, aber es kostet Mühe, es ihm abzugewinnen. Nun schlaf wohl, mein Kind, träume von Ruhm und Triumphen."

„Bleibe noch, Mama! Erzähle mehr!"

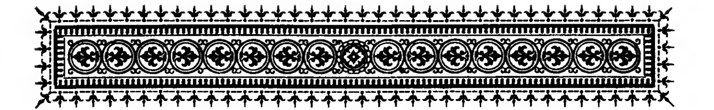
„Papa würde mich vermissen. Gute Nacht, mein Kind. Und eins bedenke: wenn Du auftrittst, hast Du nicht nöthig, Dich mit Theaterflittern zu behängen. Du trägst echtes Geschmeide, echte Brillanten, wie die Patti."

„Ach ja, Mama, wie die Patti.“

Frau Termen küßte das Töchterlein, dessen Köpfchen in dem matten Dämmerlichte des nur von einer Ampel erleuchteten Kämmerchens niedlich aussah, wenn auch die Farbe des Gesichts durch das Weiß des Spitzenkissens, auf dem es ruhte, einige Töne gelblicher erschien, als im vollen Lichte der Gesellschaftsräume. Am hellen Tage, am Morgen nach einer Reihe in geselliger Anstrengung verbrachter Nächte hatte ihre Haut zuweilen den durchsichtigen Gelbschein alten Elfenbeins und dann kam ihr Alles schaal und nichtig vor, das genossene Vergnügen nicht minder als was sie vom Leben zu erhoffen hatte. Es war ja immer wieder dasselbe, immer und immer wieder, wie ihr Schlafzimmer und ihr Schmuckzimmer. Da waren die seidenen Rosentapeten, es gab keine anmuthigere und keine kostspieligere, da waren die echten Teppiche von Bochara und Dhaggestan, vom tiefsten Purpur bis zum farbenprächtigsten Gewirke der Morgenländer, da waren feingestimmte Oelgemälde, theure seltene Porzellanfiguren, Schnitzereien, Gewebe und Stickereien, Tische, Stühle und Spinden, jegliches ein Werthstück oder ein Kunstwerk, aber es war auch nicht so viel Platz mehr vorhanden, um noch das geringste Neue hinzustellen. Sie wußte nicht, was sie noch wünschen sollte.

Und das war es, was Gisela langweilte.





Der Lieder Heimath.

Sophus Witt war glücklich, überglücklich, als er seine Wohnung in der Mauerstraße aufsuchte. Er hatte Viktor Monna an dem Hause vorbeibegleitet, wo er im zweiten Stock eine Wohnung gefunden hatte, die für ihn und die Möbel ausreichte. Er konnte sich nicht von dem Tantenhausrathe trennen, zwischen dem er aufgewachsen war und an dem die Hüterinnen seiner Jugend, Tante Amalie und Tante Hetti, mit ganzen Herzen hingen, so lange sie lebten. Als Tante Amalie gestorben war, sagte Tante Hetti: sie würde sich im Grabe umdrehen, wenn ihre Sachen in sorglose Hände kämen und schlecht behandelt würden, ihr Nähtisch und ihre Kommode wären gewöhnt, dreimal im Jahre mit Leinöl und Essig abgerieben zu werden. Wo kriegten sie das bei fremden Leuten?

Deshalb standen zwei Nähtische in dem Wohnzimmer. Der zweite gehörte Tante Hetti. Sie hatte nicht viel zu nähen, denn es war mehr Wäsche vorhanden, als in Menschenaltern zerrissen werden konnte, Erbwäsche aus alter Zeit und Ausstattungen, die ihre Bestimmung verfehlt hatten. Tante Amalie trug ihr Brauthemd erst, als sie im Sarge lag.

Um die Zeit nützlich auszufüllen, machte Tante Hetti aus bunten Federn allerlei Blumen, insonderheit Nelken. Die verschenkte sie weit und breit. Ihre Hauptbeschäftigung aber war Sophus' Erziehung, die darin bestand, daß sie sich fortwährend um den Knaben ängstigte. Er war das Vermächtniß ihrer Nichte. „Er hat nur Euch," sprach sie auf dem Todtenbette, „wahrt mir mein Kleinod, ich fordere einst Rechenschaft von Euch. Wahrt ihn an Leib und Seele, daß er zu Gott kommt."

Sie hüteten sein, wo sie nur konnten, die beiden Tanten, bis einst der Herr Rektor, der eine Vormund, dazwischen fuhr und ihnen vorwarf, sie verzögen den Knaben zum Mädchen, zum Spotte seiner Mitschüler. Und weiter redete er ihnen ins Gewissen, daß sie ihn verweichlichten mit Unter- und Oberzeug, Halstüchern und Ohrenklappen. Mit einem Muff sei der Knabe in die Schule gekommen, das mache ihn lächerlich.

„Aber es friert ihm doch so sehr an den Händchen," wagte Tante Hetti sich und ihre Schwester zu rechtfertigen.

„Weil er verzärtelt ist," entgegnete der strenge Herr. „Gerade er muß abgehärtet werden, ihm thät es doppelt noth, denn seine Elltern waren nicht die Gesündesten. Hinaus muß er, Kälte muß er ertragen, Wind und Wetter muß ihn erfrischen und stärken. Hinterm Ofen verkommt er, und Sie haben ihn auf dem Gewissen." Hieran schloß sich eine längere Abhandlung über die Spartaner, Turnvater Jahn und die Naturheilmethode.

Am nächsten Tage begann die Abhärtung; nach acht Tagen schon lag Sophus an einer Brustfellentzündung darnieder und phantasirte in glühendem Fieber. Er sprach mit seiner Mutter, er lächelte glückselig, wenn seine erhitzten Sinne sie ihm brachten und weinte, wenn sie ihm entschwand. Die Tanten saßen am Bette und lauschten

dem fliegenden Athem; Jede wußte, was die Andere dachte, aber keine mochte es sagen. Sie hatten ihr Versprechen nicht gehalten und nun kam die Todte, ihren Sohn zu sich zu nehmen. Das dachte Jede mit blutendem Herzen unter den Qualen ruheloser Selbstvorwürfe.

Sophus genas langsam, und von nun an behüteten die Tanten ihn mit noch größerer Aengstlichkeit als vorher. That der Rektor Einspruch, wiesen sie auf die verunglückte spartanisch-turnväterische Kräftigung und fragten, ob der Herr Rektor die Verantwortung für fernere naturheilmethodische Versuche übernehmen wolle. Der sagte dann ‚Nein‘, da er an dem einen Male genug hatte. Ja, er ging nach und nach so weit, daß er dem schüchternen Wesen seines Mündels Rechnung trug, ihn, wo es anging, Anstrengungen körperlicher Art enthob und seinem Fleiße eine gewisse Anerkennung bei den Commilitonen verschaffte. So recht, wie es hätte sein sollen, war das jedoch Alles nicht.

So kam es, daß Sophus nirgend lieber saß, als bei seinen Büchern. Er las ohne Auswahl, was ihm in die Hände fiel, und wenn er nichts zu lesen hatte, dachte er sich selbst Geschichten aus. Es waren freilich nur Mosaikbilder, die sich ihm fügten aus Bruchstücken des Gelesenen, aber das empfand er nicht. Wenn er wachend träumte, war er glücklich, wie ein Wanderer, dem bei jedem Schritte die Erde eine neue Schönheit enthüllt.

Als er heranwuchs verlor er im Umgang mit Seinesgleichen die anerzogene Zimperlichkeit. Der rücksichtslose Spott der Jugend stieß und schnitzelte ihn so weit zurecht, daß sein Gehaben nicht viel anders ließ, als das der Durchschnittsmenschen. In ungewohnter Umgebung jedoch bemächtigte sich Befangenheit seiner, und es kostete ihn Kämpfe, seine Schüchternheit zu überwinden, die, selbst wenn er

nicht mehr fremd war, höchstens einer knabenhaften Bescheidenheit Platz machte. Das fühlte und wußte und verwünschte er.

Nun hatte er in Viktor Monna sein Vorbild gefunden. Und dieses Ideal, das er über sich stellte, wie ein höheres Wesen, war ihm an diesem Abend befreundet geworden. Das war ein unerhörtes Glück.

Tante Hetti und Tante Amalie waren beide todt, er konnte ihnen sein Glück nicht mittheilen wie sonst, wenn ihm das Herz von kindlichen Freuden überquoll, die, so gering sie auch waren, doch lauten Widerhall in der Liebe der beiden alten Jungfern fanden und dadurch groß und köstlich wurden. Nur ihre altmodischen Möbeln waren noch da, von denen Sophus mit nach Berlin genommen, was ihnen und ihm am liebsten gewesen war. So glich denn seine Wohnung einem Jungfernheim aus der Mitte des Jahrhunderts, dem das Arbeitszimmer des Gelehrten einen Dauerbesuch machte. Hier der Nähtisch, dort im Büchergestell die schweinsledernen Vierkantbände, in der einen Ecke die Servante mit allerlei Kleingut, in der andern ein Rauchtisch mit Pfeifen. Und überall dazwischen, theils frei, theils unter Glasglocken, Tante Hetti's Federblumen.

Ueber dem Schreibtisch hing in breitem Goldrahmen das Brustbild einer schönen jungen Frau, von Künstlerhand in Oel gemalt. Sophus stand davor; er hielt das Licht erhoben und beleuchtete es. In dem unruhigen flackernden Schein bekamen die Schatten und Lichter Beweglichkeit, und das Bild war wie Leben. Sophus' Augen verklärten sich, wie er zu den geliebten Zügen auffah, es waren dieselben großen Kinderaugen, wie sie zu ihm herabschauten und so leuchteten sie auch.

„Mutter," hauchte Sophus, „nun hab' ich, was ich so lange suchte, einen Freund. Und noch mehr als das: er

wird meinen Liedern die Musik geben, nach der sie lechzen. O wie viele Lieder werde ich machen, mir ist, als wäre meine Brust voller Sang."

Er betrachtete das Bild eine geraume Zeit. Dann traten ihm Thränen in die Augen. „O lebtest Du mir in Wirklichkeit, nicht nur im Bilde und in meinem Denken, Du würdest mich lieb haben, wie ich Dich lieb habe, dann brauchten meine Lieder keine Musik, Du würdest sie empfinden wie ich sie empfand, als sie nach Leben rangen, und ich ihnen Worte gab. Nur Worte. Worte sagen nicht, was sie waren, als sie noch der andern Welt angehörten. Ich vernahm sie, aber nicht so wie sie nachher wurden; sie waren ein einziger Klang, in dem Alles war, Licht und Schatten, Landschaft und menschliche Gestalten, Leid und Lust in unsagbarem Empfinden. Dann behielten sie nur Worte und den abgemessenen Schritt, den Schritt der Sprache. Der Klang aber, aus dem sie geboren, der blieb in der andern Welt, von dem sind sie geschieden, wie ich von Dir. Nun sehnen sie sich nach ihrem Klange, zu dem kehren sie zurück, wenn sie in der Musik erstarben. Und dann leben sie ewig und wessen Ohr sie vernimmt, fühlt ihre Seligkeit. So selig wäre ich bei Dir, in Deinen Armen, bei Deinem Kusse, eins mit Dir. Du hättest keinen Spott für mich, keinen Spott; nur Liebe. O, daß Du mir lebtest, Mutter."

Er setzte das Licht auf den Schreibtisch, das Bild trat in Dämmerung zurück, war aber doch noch in seiner Milde erkennbar. „Wie dankbar bin ich dem Maler, daß er mir das liebste Antlitz auf Erden erhielt, so erhielt, daß daraus alle Liebe und Güte des Herzens spricht, das längst in Staub zerfiel. Du bist heilig, Kunst, denn Du kannst trösten."

Sophus Witt zündete seine grünglockige Arbeitslampe an und entnahm dem unteren Seitenschranke des Schreib-

tisches eine Mappe, auf deren Vorderseite in Goldplattstich eine lorbeerumzweigte Leier prangte. Die hatte Tante Amalie ihm einst zum Geburtstage gestickt, als er noch Knabe war und seine kindlichen Nachbildungen des Gelesenen abseits der Balgereien und Kampfspiele der Schulgenossen niederzuschreiben begann. Jetzt war die Mappe mit beschriebenen Papieren von allerlei Größe angefüllt; sie umschloß seine dichterischen Versuche von Kleinauf an bis jetzt, flüchtige Entwürfe sowohl, wie Halbfertiges und Ausgeführtes in buntem Durcheinander. Da war von jeder Dichtgattung etwas, wenigstens angefangenes. Wenn er ein begonnenes Stück abbrach und liegen ließ, sagte er sich — er hatte ja Niemand, dem er sein innerstes Mühen und Sorgen vertrauen konnte — der Klang sei nicht kräftig genug gewesen. Damit wollte er bezeichnen, daß nicht aus dem vollen Empfinden hervorgegangen sei, was er zu formen unternommen. Ein andermal, wenn es plötzlich erklungen war, wie ein Freudenschrei, wie ein Weckruf zu begeistertem Schaffen, das in immer hellerem Glühen den Stoff läuterte und jeden hemmenden Gedanken in verflatternden Dunst auflöste und das geistig Erschaute zum Sprachbilde geworden war, dann sagte er: nicht er hätte es geschrieben, ein wacher Traum habe ihm geheißen, wie er es machen müsse. Darüber war er einmal ausgelacht worden, als er so sprach. Sein Lehrer im Deutschen war es gewesen, dem die Mappenspenderin heimlich die Gedichtlein des angebeteten Knaben zur Beurtheilung gegeben. Der Knabe stand damals schon in dem Beginn der Jünglingsjahre, wenn auch die Tanten ihn immer noch für ein Kind und wie ein Kind hielten, und gab mit rührender Zutraulichkeit dem fragenden Manne über sein innerstes Schaffen Bescheid, war dieser doch der Erste, der um sein Geheimniß wußte, der Erste,

der sachverständig zu ihm redete. Dieser Mann wußte alle Versmaße der Griechen, der Römer, und kannte die Namen fast aller Dichter und verstand es, ein Gedicht zu zerlegen, wie ein Vorschneider einen gebratenen Vogel, daß man Jegliches genau erkennen konnte, Fleisch sowohl wie Knochen, das Genießbare und das Ungenießbare, das Bedeutende und das Unbedeutende. Ihm gegenüber hatte jede Dichtung es schwer, selbst manche klassische bestand nur mangelhaft, wenn er sie zergliederte. Was Sophus verbrochen hatte — verbrochen war das von überlegenem Lächeln begleitete Wort — das taugte garnicht, entweder hatte Jemand es vor ihm schon weit bedeutender gesagt, oder es war möglicherweise neu, aber doch lange nicht bedeutend genug, um die Nothwendigkeit des Gesagtwerdens zu involviren. Er rieth ihm, das Dichten zu lassen und den Schularbeiten mit größerem Fleiß obzuliegen. Auch wäre er, um zu dichten, viel zu weit in der Kenntniß aller Regeln zurück, die doch unerläßlich sei. Wie könnte Jemand ein Haus bauen, der nichts von Steinen, Kalk, Lehm verstände, von Dielen, Pfosten, Thüren und Fenstern? Ebenso wenig könne dichten, wer nicht in der Metrik und Prosodie kräftig beschlagen sei.

Darauf sagte ihm Sophus unter Erröthen, wie er träumend schriebe und nicht vorher die Form wählen könne, sondern das Gedicht machen müsse, wie ihm ohne seinen Willen geheißen werde.

Da lachte der Mann laut und lange und sagte, er wette, Sophus wisse nicht einmal, was ein Tribrachys sei, und was ein Molossus?

Und Sophus wußte es nicht.

Darauf sagte der deutschlehrende Mann: „Ein Tribrachys besteht aus drei kurzen Silben, findet sich aber ebenso wenig selbstständig, wie der kurz zweisilbige Pyrrhichius.

Der Molossus aber, aus drei Längen, dient zum Malen des Gewichtigen, Nachdrücklichen, Feierlichen. Wer das nicht weiß und z. B. einen Molossus in ein leichtes Gedicht beweglichen Inhaltes bringt, der begeht denselben Fehler, als setzte ein Baumeister ein Scheunthor in einen Ziegenstall, der macht Dichtunsinn. Da, da haben wir einen, ‚Dichtunsinn' ist ein tadelloser Molossus. „Hier, junger Freund, ist die Mappe, die mir Fräulein Amalie zur Durchsicht gab. Es sind viele Molossi darin, ja das Ganze ist eigentlich ein einziger Molossus, dorthin gehörig, wo das Meer am tiefsten."

Da ließ Sophus das Dichten lange, lange Zeit. Die Träume blieben aus, ein einziges Wort verjagte sie, wenn sie aufdämmerten, das lachend herausgeschleuderte Molossus. Das lag wie ein klotziger Fels vor dem goldenen Thore des Traumlandes, und er hatte nicht die Kraft, ihn mit stolzem Auflehnen wegzuräumen. Erst in langsamem Vergessen verwitterte das Hemmniß. Die Empfindlichkeit gegen Spott aber war geblieben. Sophus hatte weder für seine kleinen Arbeiten Lob noch Lohn begehrt, zufällig hatte Tante Amalie sie entdeckt und ihn darauf in Gemeinschaft mit Tante Hetti für ein Genie erklärt. Sophus wehrte der Ueberverherrlichung, die ihm ebenso peinlich war, wie das vorsorgliche Einwickeln gegen die Winterkälte zur Knabenzeit und sagte: Die Mappe sei gut, nur der Inhalt tauge nichts. Als Tante Amalie nun hinter seinem Rücken den Gegenbeweis eines Urtheilsfähigen einholen wollte, bereitete sie ihren Liebling Spott und Schmerz. Sophus hat ihr nie gesagt, wie ihre gute Absicht umschlug, aber sie muß es doch irgend wie gemerkt haben und das zehrte an ihr. Darum starb sie, die jüngere, auch wohl vor ihrer älteren Schwester Hetti.

Nun blätterte Sophus in der Mappe mit der ver-

heißenden Lorbeerleier auf dem Deckel und bei jedem Blatte, bei jedem Blättchen kam die Erinnerung und wollte geschwätzig werden. Zuweilen horchte er ihrem Erzählen, dann suchte er wieder Lieder, wie sie Monna wohl gebrauchen könnte. Er wählte und verwarf, er legte zusammen und trennte wieder und je mehr er prüfte und sonderte, um so bedenklicher ward er, um so mißfälliger erschienen ihm die eigenen Schöpfungen.

„Nein, nein,“ rief er, „sie sind zu gering, zu inhaltlos, sie müssen im Dunkel der Mappe bleiben, sie vertragen das Tageslicht nicht, ich müßte mich ihrer schämen.“

Er hatte aber Monna Lieder zugesagt. Was würde der von ihm denken? Müßte Monna ihn nicht für einen Rühmling erachten, der Versprechen nicht hielte? Sein Wort mußte er einlösen.

Tiefe Verzagtheit bemächtigte sich seiner. Er hatte stets Scheu vor der Veröffentlichung, auch vor der kleinsten Kleinigkeit aus der Mappe gehabt, ihm war, als sollte er sein Herz bloslegen und Jeder dürfte es mit rohen Händen und scharfen Spottfingern betasten, es bewitzeln und bemäkeln, wie es ihn erlustigte. Er wußte ja selbst am besten, wie unvollkommen sie waren, da ihnen doch die Klangseele fehlte.

„O Mutter, Mutter!“

So kleinmüthig war er, so qualvoll niedergeschlagen wie damals, als ihm der Molossus die stille Freude geistigen Wandelns zerstörte.

Aber er mußte die Lieder senden.

„Ich schreibe an Monna, daß er sie nachsichtig beurtheile, daß ich fühle, mir würden bessere gelingen. Er möchte nur Geduld haben.“

„Halt,“ rief er, „es muß noch ein Gedicht in der Mappe sein — ich machte es, wie ich nach langer Zeit

wieder anfing, es war eine Antwort auf den Molossus, obgleich jener Schreckliche es niemals zu sehen bekam — das geb' ich den übrigen als Vorwort und Geleit. Monna wird verstehen, was es sagen will, er ist ja ein Künstler. Ein Künstler!"

Sophus kramte in dem Durcheinander der Mappe und erwischte das Gesuchte auch glücklich nach kurzem Suchen. Dann schrieb er es mit untergelegtem Linienblatt sauber auf einen Briefbogen. Die ursprüngliche Ueberschrift: ‚Natursänger' ließ er weg und setzte dafür die übliche Anrede.

„Geehrter Herr Monna!

Es singt so mancher Vogel klein
Sein frohes Lied in den Wald hinein,
Weiß Niemand seinen Namen und Stand,
Bleibt unbeachtet und unbekannt,
Wird nicht besprochen und recensirt,
Ob nach den Regeln er quinkelirt,
Dieweil er nicht zu den Großen gehört,
Deß' Einer auf den Andern schwört,
Und darf doch nicht fehlen zumal
Im grünen, weiten Waldessaal;
Denn machte sich nur der Staarmatz breit,
Wie arm wär' da die Frühlingszeit!
Singt auf der Straße doch wie er will
Der Wanderbursche und schweigt nicht still,
So lange die Sonne ihm golden scheint,
So lang er es ehrlich im Herzen meint.
Sind Canon und Contrapunkt auch von Gewicht:
Dem Vogel und Burschen taugen sie nicht.

Ihr ganz ergebener

Sophus Witt."

Nachschrift. Die in Rede stehenden Lieder folgen einliegend. Sie bilden gewissermaßen eine kleine zusammenhängende Stimmungsgeschichte. Ich hoffe, daß sie Ihnen gefallen und daß ich Ihnen noch viele, bessere Lieder machen werde. Ist Ihnen der gestrige Abend gut bekommen?

D. O.

Trotz der vorgerückten Nachtstunde schrieb Sophus die ausgewählten Lieder noch ab, damit Monna sie am nächsten Morgen habe. Es brannte ihn, dem neuen Freunde die Freundschaft mit der That zu erweisen. Als er das erste Lied ins Reine gebracht hatte, und noch einmal prüfend durchlas, überkam ihn wieder die Verzagtheit. Es war eins jener Lieder, die er dichtete, nachdem er sich von der geistigen Züchtigung des Molosser's erholt hatte. Die Veranlassung dazu war eine Begegnung gewesen. Die Ferien waren gekommen, mit ihnen Pfingstsonne und Pfingstgrün und hinaus ging es, reiseleicht und jugendfroh, ohne Tanten und ohne Lehrer. An einem Sonntag, Morgenglanz und Glockenklang weihten Felder und Fluren, schritt er frühtags daher, dem Zufall anheimgebend, wie er ihn führe, ob in die Waldwildniß oder in Dörfer und Städte, dahin, woher die Glocken hallten. Jetzt stieg der Weg an, grünen Buchenhügeln entgegen, die versprachen Schatten für die Mittagswanderung. An dem Walde machte Sophus Halt und blickte zurück. Bis an den Himmelsrand senkte sich das Gelände: Aecker, Dörfer und Baumgehege, so weit das Auge reichte bearbeitetes und bebautes Land, der Wochentage schweres Werk. Nun lag Sonntagsruhe darüber.

In dem Walde sangen Vögel.

Als er in den Wald hineinging, in die duftende, kühle Dämmerung, gewahrte er bei einer Eckbiegung ein gar

anmuthiges Bild. Auf einem Stein, den die Sonne mit breiten Lichtern umspielte, saß eine junge Magd in der Volkstracht des Landes, in kurzem Rothröcklein, schwarzem Mieder, weißen Aermeln, auf dem flachsblonden Haar die bunte Bandkappe. Sie war barfuß. Die neuen Schuh aber hatte sie aus dem Tüchlein genommen, worin sie sie trug und betrachtete sie mit solcher Versunkenheit, daß sie Sòphus erst gewahrte, als sein Schatten vor ihr auf den Weg fiel. Da sprang sie auf und grüßte mit verlegenem Knix, und er sagte guten Tag. Und wie sie die Augen zu ihm aufschlug, sah er, daß sie geweint hatte. Dann ging Jeder seines Weges, das Mädchen abwärts, den Aeckern und Dörfern zu, Sophus in den Wald. Und daraus wurden die Lieder.

Die Tanzschuhe.

Ich habe ein Paar Schuhe
Mit himmelblauem Band,
Die nehm ich aus der Truhe
Gar oft in meine Hand.

Die Schuhe soll man legen
Mir in den Sarg hinein,
Viel lieber möcht' ich tanzen
Darin den Hochzeitsreihn.

Ihr Schuhe, lieben Schuhe
Mit himmelblauem Band,
Trüg' ich euch doch an den Füßen
Und nicht in meiner Hand.

Und später, als der Sonntagmorgen, der Buchenwald und das Mädchen mit den verweinten Augen wieder lebendig vor seine Sinne traten und der Vogelsang und das

Glockensummen dazu erklangen, da schrieb er ein Lied, das nannte er:

Waldweg.

Wo im Wald die klugen Rehe gehen
Unter dichten grünen Zweigen,
Die zur Erde sich herniederneigen,
Hab' ich meinen Schatz zuerst gesehen.

Wußten selber kaum, wie uns geschehen,
Als wir selig heimwärts gingen,
Hand in Hand wie Kinder uns umfingen,
Wo im Wald die klugen Rehe gehen.

Aber die Glocken mahnten gar ernst und die thränenfeuchten Augen sprachen von Kummer. Wo war das Glück geblieben?

Wie lange noch?

Gebleicht sind die Linnen
Und harren im Schrein.
Mein Schatz ist fortgezogen,
Ließ mich allein.

Vorm Fenster die Myrthe
Bleibt alle Zeit grün.
Wie konnt' er mich verlassen
Und fernhin ziehn?

Es steht in der Kirche
Geschmückt der Altar.
Ach Liebster, soll'n wir warten
Noch manches Jahr?

Trost.

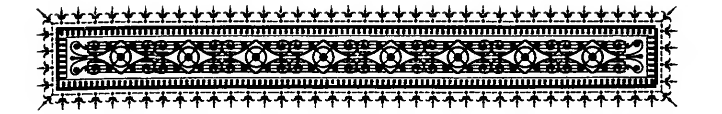
Und ist mein Schatz im fremden Land,
So soll mich das nicht kränken.
Und drückt er mir auch nicht die Hand,
So wird er an mich denken.
Denn der den Schwalben Heimweh gab
Und Nachtigallen Lieder:
Der führet ihn bergauf, bergab,
Der bringt ihn mir auch wieder.

Sophus schloß die Abschriften in einen großen Umschlag und schrieb Monna's Namen und Wohnung darauf.

Zeitig würde er sie haben.

Daß er Wort gehalten, beruhigte Sophus, daß er dem großen Künstler nichts Besseres bieten konnte, drückte ihn schwer.





Die musikalische Pension.

Von aller Herrlichkeit war ihnen nur der Wiener Flügel geblieben und der fing an, bedenklich klapprig zu werden; der Baß hielt sich noch, aber der Diskant klang dünn und kesselnd.

Der Flügel war das Nährthier, er that hier im dritten Stock dieselben Dienste, wie auf dem Lande die Kuh im Stalle, er warf Nutzen ab und besaß etlichen Werth für die ärgsten Zeiten der Noth. Man konnte ihn verkaufen, wenn es sein mußte, er war der Rückhalt.

Was sonst zu dem Flügel gepaßt hatte an Möbeln und Geräth, war im Laufe der Jahre verwirthschaftet. Die geschnitzten Stühle gingen und holzgebogene Sitzgestelle kamen dafür wieder, die Nußbaum-Schränke verschwanden zu zweit und nur ein altes Föhrenholzspind stellte sich als Ersatz; selbst die eingerahmten Kupferstiche blieben nicht an den Wänden. Jetzt hingen über dem Sopha zwei Haussegen auf Stramin gestickt. Bei dem einen war eine Ecke aus dem Glase gesprungen und die Bitte um das tägliche Brot war von dem eingedrungenen Stadtstaube verdunkelt und verschwärzt. Es sah auch Niemand mehr dahin, das Ringen und Quälen um das tägliche Brot ließ zum Bitten

keine Zeit. Und wenn man Zeit hatte, wollte man auch etwas vom Leben haben.

Die Möbelwanderung vollzog sich nicht in merkbaren Absätzen, sondern langsam wie das Altern. Der Wechsel geschah wie über Nacht, stückweise, fast ungesehen. Ein Umzug allerdings griff stärker ein, aber in der neuen Wohnung wurde weder das Fehlende vermißt, noch der Austausch störend empfunden, man fügte sich wie ein Genesener, zufrieden mit dem, was die Krankheit nicht genommen hatte. Bei den vielen Umzügen war der Hausrath immer magerer geworden, die jetzige Wohnung paßte ihm garnicht, sie war zu weit für ihn. Schuld an den Umzügen war der Flügel und doch konnten sie ihn nicht entbehren, denn er erhielt sie.

Die Frau hatte Geld gehabt, eine pomphafte Aussteuer, ein mittelgroßes Vermögen, über das sie frei bestimmen konnte, über dessen Ausgiebigkeit und Unverwüstbarkeit sie jedoch nur in verschwommenen Begriffen dachte. Und ebenso dachte der Mann, den sie aus Liebe heirathete, so sehr er ihr von Weisen abgerathen wurde. Er stand im besten Alter und machte Eindruck auf die Weiber; sie Alle sahen ihn mit Wohlgefallen. Er war unbemittelt; konnte er für sein Schicksal? Er hielt es in der Sklaverei des Beamtenthums nicht aus; konnte er dafür, daß sein Herz für die Freiheit schlug, daß seine hohe Seele lieber den Tod suchte, als in niedrigem Dienste dahin siechte? In seinen Adern floß edles Blut; er gehörte einer der vornehmsten Starostenfamilien des unglücklichen Polen an. Würde die Stunde der Befreiung einst schlagen ... ihn sähe man in den ersten Reihen; Sieg oder Tod! Aber der Sieg wäre sicher und nach dem Siege würde er das Erbe seiner Väter wieder in Besitz nehmen, die unermeßlichen Güter, Wälder, Dörfer ... So erzählte er so oft, bis er

selbst daran glaubte. Und Andere glaubten es auch. Dem Gerücht, das einzige Polnische, was er an sich habe, sei die Schreibweise seines Namens, die er sich ehemals als Gutsinspektor in Polen zugelegt, ward mit Entrüstung zurückgewiesen, vor Allen von der, die ihn liebte.

„Ich liebe Stefan Szmitt," sagte sie, „er ist treu, edel und gut und der hübscheste Mann, den ich je gesehen. Mit ihm würde ich von trockenem Brote leben und doch die glücklichste sein."

Und Stefan Szmitt sagte: „Meine Braut verdiente geborene Polin zu sein; sie denkt und fühlt nicht so schwerfällig wie die Deutschen. Sie ist eine Perle, zu gut für dieses Land."

Die Beiden heiratheten sich. Er that nichts; sie liebte ihn. Das Vermögen nahm erst langsam ab, dann immer schneller, bis die Nothwendigkeit des Verdienens sich nicht mehr von der Thür weisen ließ. Vermiethen war das Nächstliegende und Müheloseste, die glänzende Einrichtung hatte noch nicht gelitten. Sie erzielten gute Preise, denn der Flügel, die geschnitzten Stühle, die geschnörkelten Prunkmöbel entsprachen den Forderungen, die Herr Szmitt mit einer so liebenswürdigen Anmaßung zu stellen verstand, daß Befangene nicht einmal den Versuch zum Feilschen wagten.

Es kamen aber auch sehr Unbefangene, die es sich in den von Szmitt's möblirten Wohnungen wohl sein ließen und ohne Begleich ihrer Rechnungen verschwanden. Von da an begann das Abbröckeln. Dazu kamen die Kinder, Ilowa, die Aelteste, ein Knabe, der starb und Leslawa, die jüngste. Auch die Umzüge kosteten Geld. Szmitt's mußten oft umziehen; der Flügel war Schuld daran. Szmitt's spielten nicht darauf, wohl aber die Miethsleute, die für die Benutzung des Instrumentes einen Zuschlag zahlen mußten und dies Mehr zum Verdruß der Wand-

nachbarn aus dem Kasten herauszuhauen versuchten. Das Ende waren Streitigkeiten, Kündigung und Umzug.

Seit etlichen Jahren hatten Szmitt's sich ganz auf die Musik geworfen, in sofern, als sie nur noch an Musiktreibende vermietheten. Sie gaben sogar den Flügel stundenweise an Uebende preis, die weder bei ihnen wohnten noch an dem Pensionsmittagstisch theilnahmen, sondern kamen, übten, ihre Marke abgaben und gingen. Herr Szmitt ließ die Benutzung des Flügels im Voraus bezahlen und gab Stundenmarken aus. Weil er die Arbeit davon hatte, behielt er auch das Geld für sich. Das war so selbstverständlich, daß die Frau, auch wenn sich kein Fünfpfennigstück mehr anfand, nicht auf den Gedanken gekommen wäre, von Stefan einen Beitrag zu den Haushaltungskosten zu verlangen. Lieber borgte sie das Nothwendigste bei Krämern und Kaufleuten und ertrug schweigend die den unbezahlten Kleinigkeiten am Ladentische zugegebenen Demüthigungen.

Ihre jetzige Wohnung, in der Dorotheenstadt, hatte den Vortheil, daß das Musikmachen niemals Kündigung veranlassen konnte. Unter ihnen war das Bücherlager einer großen Verlagshandlung, das nicht gestört wurde, über ihnen der Boden des alten Hauses aus der Vorgründerzeit, in das Erdgeschoß theilten sich ein Weißbierwirth und ein Droschkenkutscher. Auf dem Hofe, nach der Spree zu, waren eine Holzhandlung, ein Kuhstall und eine Eisenhandlung. Diesen war es auch gleichgültig, ob der Flügel tönte oder nicht. Wenn aber die Leute auf dem Eisenhofe mit schweren Hämmern die großen eisernen Träger nach Maaß durchkeilten, oder beim Ab- und Aufladen das Metall dröhnend warfen, dann gab es Lärm, der selbst unmusikalischen Ohren entsetzlich war. Ohne diese Nachbarschaft hätten Szmitt's die Wohnung

nicht so spottbillig bekommen und mit Seelenruhe durften sie in die Zeitungen rücken lassen: „Pension Szmitt für Musikstudirende des In- und Auslandes. Mit und ohne Beköstigung. NB. Ein Flügel kann ungestört zu allen Tageszeiten benutzt werden."

Viktor Monna wohnte bei Szmitt's. Seit vier Jahren. Er wäre gerne gegangen, aber er konnte nicht los. —

Der Postbote hatte einen Brief gebracht, einen von ungewöhnlicher Größe.

„Das bedeutet nichts Gutes," sagte Frau Szmitt, die mit den beiden Töchtern den Morgenkaffee in der Küche trank. „Solche Briefe kommen von der Steuer oder vom Gericht, die kosten Geld. Gott bewahre Einen davor in Gnaden."

„Er ist ja garnicht für uns; er ist für Monna," entgegnete Leslawa.

„So? Na, das ist wenigstens ein Trost. Willst Du ihn hineintragen, Jlowa?"

„Er schläft noch."

„Es war wohl wieder früh, als er kam?"

„Ich habe ihn nicht gehört. Und wenn auch . . . Kann ich es ändern?"

„Sein Wort muß er halten. Du hast Dich ihm nicht an den Hals geworfen, Du hast ihn nicht aufgemuntert, Du gingst ihm aus dem Wege, er allein ist Schuld . . ."

„Es kam so, wie es kommen mußte, Mama, warum wollen wir noch darüber reden? Hab ich so lange gewartet, kann ich auch länger warten."

„Du bist schon fünfundzwanzig."

Jlowa schwieg. Lässig stand sie auf und begann die Frühstücksreste von dem Küchentische zu räumen.

„Hast Du im Salon eingeheizt, Leslawa?" fragte die Mutter.

„Gewiß. Um halbelf kommt Herr Eberberg ja zum Ueben," antwortete Ceslawa und verstummte.

„Weißt Du was?" begann die Mutter ein neues Gespräch. „Es wäre nett, wenn Herr Eberberg das kleine Zimmer neben Monna miethete, es steht schon über sechs Wochen leer. Du könntest ihn mal darauf aufmerksam machen, wie vortheilhaft es für ihn wäre, wenn er gleich bei uns wohnte und nicht den weiten Weg zu machen brauchte."

„Ich denke, Papa sagt es ihm besser."

„Papa? Soll Papa deswegen vielleicht früher aufstehen? Eher benutzen wir es selbst."

„Ach ja, Mama, ich wünschte mir schon längst ein Zimmer allein."

„Dazu sind die Zeiten zu schlecht. Ich weiß noch nicht einmal, woher ich die Miethe nehmen soll. Kinder, an die Arbeit, wir dürfen nicht müßig sein. Wenn wir für die kleine Stube einen Herrn hätten und dazu ein paar Tischgäste, dann könnt' es gehen. Cesla, sprich doch mit Herrn Eberberg. Wo ist Lowa?"

„Sie wird wohl mit dem Frühstück und dem Brief zu Monna gegangen sein." —

Monna lag noch im Bette. Den übrigen Stubenherren brachte Frau Szmitt den Morgenkaffee eigenhändig ins Zimmer. Monna jedoch gehörte halbwegs zur Familie, den bedienten auch die Töchter.

„Warum so früh?" fragte Monna, als Ilowa ihn in seiner Morgenruhe störte.

„Es ist gleich zehn Uhr."

„Was geht mich die Uhr an?"

„Wir alle müssen unsere Zeit ausnützen."

„Wer lange schläft und nachher nur wach ist, kommt auch ans Ziel. Warum so schwermüthig, Lowa?"

„Das kleine Zimmer steht schon seit sechs Wochen leer, Herr Hallerstein ist über einen Monat Miethe und Auslagen schuldig und Du . . .“

„Ich bezahle am ersten.“

„Wovon?“

„Laß mich in Ruhe!“

„Nein, Viktor, so geht es nicht weiter. Mama braucht das Geld . . .“

„Sie giebt es ja doch nur Herrn Szmitt und der verthut es.“

„Viktor, beleidige meinen Vater nicht. Er hat einst glänzende Tage gesehen und fügt sich bewunderungswürdig in das Schicksal.“

Monna gähnte.

„Wenn Du Mama wenigstens etwas geben könntest.“

„Am ersten.“

Ilowa seufzte. „Wirst Du dann gleich Alles in Ordnung bringen?“

„Nein. Den Rest nach meinem Konzert.“

„Und wenn Dein Konzert nicht genug einbringt?“

„Himmeldonnerwetter, nun bin ich's satt. Was geht denn mich Euer Dalles an, warum wirthschaftet Ihr so verrückt? Haltet Herrn Szmitt knapp in Taschengeld, dann wird's langen.“

„Viktor, ich bitte Dich, urtheile nicht so falsch über Papa.“

„Was hilft das Bitten, Wahrheit bleibt Wahrheit. Damit er im Gasthause essen kann, spart Ihr die Butter auf dem Brot, Ihr geht wie die Schlumpen, damit er wie ein Baron bei Kranzler die Nachmittage todtsitzt, Ihr wascht und stärkt und bügelt, damit er in weißen Westen und Millionärhemden dickthun kann und habt die Seife

womöglich auf Pump genommen. Liegt denn da Sinn drin?“

„Er ist unser Vater und für Dich arbeiten wir auch umsonst . . . wenn Du nicht bezahlst. Du weißt, daß wir uns kein Mädchen halten. Auch der Laufbursche kam zu theuer; wir mußten ihn abschaffen.“

„Wer putzt denn jetzt die Stiefel?“

„Mama.“

Das Alles entgegnete Jlowa in ruhigem Tone, der wie Gleichgültigkeit geklungen hätte, wenn die Stimme nicht ein leichtes Beben durchzitterte, das innere Erregung verrieth. Wenn sie ihren Vater gegen Monna's Angriffe in Schutz nahm, ward sie nicht heftig, sondern weicher, flehender. Es that ihr weh, schmerzhaft weh, wenn Jemand den Vater schmähte, und sie schauerte bei dem Gedanken zusammen, der Tadel könnte doch vielleicht nicht ohne Berechtigung sein. Mit aller Macht wehrte sie sich gegen solches Denken. Die Mama betete ihn an wie einen Gott, und die Kinder verehrten ihn abgöttisch mit ihr. Von der frühesten Jugend an hatten sie mit entbehrt, mit entsagt, mit gesorgt, mit geplagt, und je stärker der Druck des Lebens wurde, um so zäher ward die dienende Liebe. In der täglichen Aufopferung fanden sie die Befriedigung, die Gewohnheit gewährt; kamen Tage enger Noth, duldeten sie in dem süßen Bewußtsein, daß sie für ihn, den über Alles Geliebten litten und trösteten sich mit der Ueberzeugung, auch diesmal wieder, wie schon so oft, aus dem Gröbsten herauszukommen.

Allmählich hatten sie sich an die stete Bedrängniß wie an ein Nervengift gewöhnt, dessen plötzliche Entziehung sie aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht und unglücklicher gemacht haben würde, als sie sich in ihrer Abgestumpftheit gegen die Bürden des Tages fühlten.

Jetzt war wieder eine große Sondersorge im Anzuge . . . die Miethe. Jlowa kannte dies Ungeheuer aus Erfahrung, es fraß für eine Zeitlang Alles weg, was Papa gebrauchte, es hatte sie schon aus mancher Wohnung hinausgebissen und meistens einige Möbel dabei verschlungen. Wenn die Mama von der Miethe sprach, hockten die schlimmen Zeiten schon auf der Treppe, sonst ließ sie den gräulichen Namen nicht über ihre Lippen. Und heut Morgen hatte sie ihn mit Angst genannt.

Darum unternahm es Jlowa, Monna zu mahnen. Er war so viel schuldig; mehr als anging.

Viktor schwieg eine Weile; auch Jlowa sagte nichts. Sie stand ruhig wie Jemand, der auf Bescheid wartet. So hatte sie oft gestanden, wenn sie von der Mutter geschickt worden war, beim Krämer zu borgen, wenn zahlende Kunden vor ihr bedient wurden, so wartete sie beim Pfandverleiher, einerlei, ob sie versetzte oder einlöste. Sie hob die Augen und blickte Monna fragend an.

Schön waren diese Augen, dunkel, groß, rehfromm, darüber schön geschwungene Brauen von kräftigem Wuchs und satter Farbe. Das Haar war von entzückendem Aschblond, es fiel über den schlanken Nacken in lockigen Wellen. Merkwürdig, daß trotz Noth, Entbehrung und Jahren Jlowa jugendliche Formen bewahrt hatte, die in gewählter Kleidung von berückender Wirkung sein mußten, jetzt aber von dem lodderigen Morgenkleide aus grauem, billigen Stoff, verwahrlost wurden.

„Jlowa," begann Monna milder und freundlicher als vorhin, „ich will sehen, was ich thun kann. Ich selbst habe Forderungen für Stunden . . ."

„Könntest Du nicht noch mehr Stunden annehmen? Aber gestern schlugst Du ein Angebot aus . . ."

„Das verstehst Du nicht. Ich muß Preise halten,

sonst kann ich mich für'n Groschen todtschinden und bringe es nie zum Thaler. Mit billigen Stunden setze ich mich herab und komme nie wieder in die Höhe. Stunden sind nur so viel werth, als dafür bezahlt wird; nächsten Winter nehme ich zehn Mark."

„Warum nicht schon jetzt?"

„Mein Konzert muß erst gewesen sein, mit jedem Konzerte werden die Preise gesteigert. Der Ruhm muß bezahlt werden."

„Du giebst aber nur eins jeden Winter?"

„Ilowa, ich bitte Dich, rede nicht über Dinge, die Du nie verstehen wirst. Seit Jahren habt Ihr Musiker in Pension, und da müßtest Du doch allmählig dahinter gekommen sein, wie viel Mühe es macht, ein Konzert voll zu haben, geschweige ihrer zwei oder drei. Laß mich jedoch nur erst berühmt sein, dann sollst Du sehen wie ich ernte. Aber Du hast keine Geduld."

„Ich warte," entgegnete Ilowa mit dem ihr eigenen Gleichmuth. „Sag doch, könntest Du nicht auf Deine Konzerteinnahme im Voraus so viel leihen, daß Mama bei der Miethe darauf rechnen dürfte . . ."

„Ich weiß nicht, was Dein Gerede heute bedeuten soll. Bin ich Euch für die Lumperei nicht mehr gut?"

„Es wäre ja möglich, daß Du anderwärts auch noch Verpflichtungen hättest. Mama meinte, solche großen Briefe bedeuteten nichts Gutes." Bei diesen Worten gab ihm Ilowa das Schreiben, das vorhin für Monna gekommen war.

Monna erbrach den Brief hastig.

„Dummes Zeug," lachte er, nachdem er den Inhalt flüchtig durchblättert. „Ihr Frauen seht überall Gespenster."

„Also nicht vom Gericht? Gottlob. Es macht doch immer Unruhe, bis Alles wieder glatt ist, und die verdirbt

Papas gute Laune stets. Executor ist ihm das Unangenehmste auf der Welt."

„Euer Papa ist ein Gemüthsmensch. Jlowa, vielleicht hab ich einen Miether für das kleine Zimmer."

„Macht er auch Musik?"

„Nein, er macht Lieder."

„Da wird er wohl ganz arm sein," seufzte Jlowa enttäuscht.

„Es giebt zweierlei Dichter," erwiderte Monna in belehrend-bissigem Tone, „solche, die Recht zum Dichten haben und solche, die kein Recht dazu haben. Dieser hier darf so viel dichten wie er will, denn er hat Vermögen."

Jlowa machte große Augen. „Vermögen?" fragte sie nach, als wenn sie unglaubliche Mär vernommen hätte. Kleinlaut fügte sie hinzu: „Da wird er wohl nicht bei uns wohnen."

„Wer weiß! Ihm liegt daran, daß seine Lieder komponirt werden. Das besorg' ich ihm. Da muß er Manches ändern, damit die Worte zu meiner Musik passen, das geht nur, wenn wir gemeinschaftlich arbeiten. Ist ihm das Zimmer zu klein oder will er noch eins dazu haben, werft Ihr Hallerstein hinaus."

„Aber Hallerstein hat noch nicht bezahlt."

„Laßt ihn laufen und schreibt's dem Neuen auf die Rechnung."

„Geht das?"

„Es geht Alles, wenn man will."

„Wenn er aber nicht will?"

Monna lächelte vor sich hin; er stellte sich Sophus Witt in Gedanken vor und betrachtete ihn genau. „Bei dem hilft Zureden," sagte er dann. „Wenn ich es ihm sage, thut er's . . . Er thut's!"

„Es wäre hübsch, wenn er käme, der Liedermacher.

Wir haben noch nie einen Herrn mit Vermögen gehabt. Immer borgten sie bei uns . . . und wir haben doch selbst nichts. Darf ich Mama sagen, daß wir hoffen . .?"

„Nein!" schnitt Monna ihr barsch das Wort ab. „Ihr würdet mit Eurem Geschwätz Alles verderben. Und Du schweigst, hörst Du! Nun geh."

Ilowa nickte stumme Bejahung. Sie mußte dem Manne gehorchen, wenn er wollte; er hatte Gewalt über sie. Ihr war wie dem Vogel, den die Finger des Vogelstellers zwingend umschlossen hielten und wie gebannt liegt, auch wenn die Hand sich öffnete; sie war an ihn gebunden. Sie fühlte, wie sein befehlender Blick auf ihr haftete und ging. —

Als Monna in die Pension Szmitt zog, begann er seine Tändeleien mit Ilowa, die jedoch in ihm nichts weiter sah als einen zum Lebensunterhalt gehörigen möblirten Herrn. Die Gleichgültigkeit reizte ihn; er legte es darauf an, die Widerstrebende zu gewinnen; er verliebte sich in sie; er ward leidenschaftlich. Sie wich ihm aus und seinem drängenden Werben. Da flüsterte er ihr heimlich und leise zu, daß er sie liebe, und das Flüstern that es ihr an. Das sänftigte wie Wiegensang, das kos'te die Schläfe wie Maienhauch, das lullte sie mälig ein. Und als die Lippen verstummten, erglühte auf ihnen der sinneverzehrende Kuß. Da ward sie wehrlos und blieb bis zur Stunde in seiner Macht.

Die Mutter war's zufrieden. Es sollte bald Hochzeit gemacht werden; ihr bedeutete Verheirathung so viel wie Versorgung. Herr Szmitt wollte dagegen vorläufig von einer Ehe nichts wissen. Er war der praktische Mann. Monna hatte noch selbst um Unterhalt und Stellung zu ringen und wenn's nicht glückte, läge ihm der Schwiegersohn zur Last. Außerdem konnte der Hausstand Ilowa

nicht missen. Ging sie, ward eine Magd nothwendig. Die Magd begehrte Lohn und Kost, Geschenke, wenigstens einen Weihnachten. Und er, Stefan Szmitt, müßte sich am Ende gar einschränken. Das war unmöglich.

„Mein lieber Herr Monna," sprach er, „Sie verlangen viel; Sie wissen nicht, was mein Kind, meine Aelteste, meine Ilowa, meinem Herzen ist. Ich muß mich erst an den Gedanken gewöhnen, sie hinzugeben, sie zu verlieren, ihre liebe Stimme nicht mehr zu hören, ihr liebes Antlitz nicht mehr zu sehen. Ihr ‚Guten Morgen' ist für mich Sonnenschein; soll der Rest meiner Tage ohne Sonne sein? Bedenken Sie, ein Leben ohne Sonne, nur trübe, grau, kalt. Ich habe bessere Zeiten gehabt, ich trage mein Schicksal. Können Sie mir das Letzte nehmen, was mir blieb, meine Ilowa? Und was bieten Sie ihr, was mir?"

„Ihnen?" fragte Monna.

„Ja, mir! Ich habe meine Tochter erzogen, erhalten und ernährt . . . ist meine Mühe etwa nichts? Sind die Kosten nichts; ist das Leben in Berlin umsonst? Ilowa zahlt die Zinsen dieses Kapitals mit ihrer Arbeit, mit ihrer Liebe. Wer entschädigt mich, wenn Ilowa mich verläßt?"

Monna glaubte, Herr Stefan Szmitt scherze und entgegnete lachend: „Es fragt sich, wie hoch Sie sich einschätzen."

„Eine feste Summe auszumachen wäre wohl nicht zweckdienlich; vortheilhafter für mich sowohl, als für Sie würde es sein, wenn Sie mir bestimmte Procente von Ihrem Einkommen verschrieben."

Monna begriff, daß der vermeintliche Scherz hier ein Ende hatte. Ihn überkam Widerwillen vor Stefan Szmitt.

„Ich verschreibe nichts!" rief er barsch.

„Sie lieben Ilowa?"

„Das wissen Sie ja."

„Sie gaben meiner Tochter Ihr Wort?"

Monna antwortete nicht.

„Sie gaben Ihr Wort?"

„Ja."

„Sie werden es halten. Sie sind als Künstler auf die Oeffentlichkeit angewiesen. Dem Künstler schließt übler Ruf die Thüren; er kann ihn vernichten. Sie werden Ihr Wort halten."

Monna erbleichte, er biß sich auf die Lippen. Ihm zuckte der Arm, aber er meisterte sich. In diesem Augenblicke hätte er rücksichtslos Ilowa von sich schleudern können, wenn sie ihm genaht wäre, von sich, dem Vater zu, der ihn freundlich anlächelte, als böte er ihm eine Cigarre.

„Sie sind ein großer Künstler, Ihnen steht eine glänzende Zukunft bevor. Sie werden mein Kind glücklich machen, Sie sind ein Ehrenmann," sagte Stefan Szmitt. „Streben Sie, schaffen Sie, auf daß der schöne Tag nicht fern sei, an dem ich meine Hände segnend . . ."

Stefan Szmitt kam mit seinem Gefühlserguß nicht zu Ende . . . Monna verließ das Zimmer ungestüm und floh in das seinige. Ihn ekelte Stefan Szmitt's Segen.

Monna warf sich auf das Bett, er biß in das Kissen, um nicht vor Wuth laut zu brüllen. Er war gefangen, er, der Kluge; er hatte sich bethören lassen, er, der so manche Gunst eroberte; er, der sich frei wähnte, war in den Händen eines Stefan Szmitt, eines charakterlosen Selbstlings. Das machte ihn rasend. —

Und diesen Vater liebte Ilowa!

Sie sollte ihn nicht länger lieben, sie sollte ihn auch verabscheuen, wie er ihn verabscheute.

Ilowa ließ aber nicht von dem Vater, er blieb der erste in ihrem Herzen.

Da erkaltete Monna's Neigung zu ihr allmählich. Es kamen Zeiten, in denen ihm Jlowa gleichgültig ward, Stunden, in denen er Flucht überlegte und Bruch mit den Verhältnissen, aber die Vorsätze gediehen nie zur That. Ging er auf den Grund der Dinge, mußte er sich gestehen, daß er Jlowa bethört hatte, weil sie ihm widerstand. Wie er auch immer sich wand, er konnte von der Pension Szmitt nicht loskommen. Er war verlobt und nicht verlobt. Er nannte sich Du mit Jlowa, wenn sie unter sich waren, in Gegenwart Fremder redeten sie sich ohne Verlegenheit mit Sie an. Er wurde zur Familie gerechnet und nur als Miether betrachtet, je wie es kam. Manches wurde ihm verschwiegen, dann aber wieder, wenn die täglichen Elendigkeiten nicht mehr wegzukehren waren, erinnerte sich die Weiberschaft des Hauses seiner Familienzugehörigkeit und beanspruchte Beihilfe von ihm.

Nun war die Noth wieder einmal groß, Jlowa hätte ihm sonst nicht geklagt. Aber war nicht Hülfe da, wenigstens Hoffnung auf Hülfe?

Sophus Witt hatte Vermögen. Ein Darlehn von ihm, das war es, was man brauchte, nur ein Darlehn, gegen Zinsen.

„Er ist dran die Zeche zu bezahlen, gestern zahlte ich," murmelte Monna. „Wie sind denn die Lieder? Es wird schönes Zeug sein."

Monna begann die Lieder zu lesen.

„Nicht zu brauchen," sprach er urtheilend. „Welche Dame würde in einer Gesellschaft von Schuhen singen? Nummer zwei nicht übel; ließe sich in Noten setzen. Nur zu schüchtern. Nummer drei: weg. — Hier „Trost" ist brauchbar, hat aber nur eine Strophe. Er muß eine dazu machen. Er schreibt ja selbst, daß er bessere machen will. — „Machen" nur immer zu. Ich kann gerade einen Lieder-

macher gebrauchen. Für den Waldweg hätte ich sogar schon etwas wie eine passende Begleitung."

Die Augen auf das Papier gerichtet, summte er einige Töne vor sich hin. Ihm schien zu behagen, was ihm einfiel; je mehr er sich in das Lied hineinlas, um so lebhafter wurde sein Ausdruck. Er war auf dem Wege des Findens.

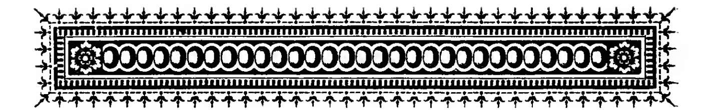
In diesem Augenblicke erdröhnte der Flügel im Salon; Eberberg übte. Eberberg bildete seine Fertigkeit in Oktavengängen in der Pension Szmitt aus, bei sich zu Hause durfte er sich die Kraftleistungen, die er dem Szmitt'schen Flügel zumuthete, nicht erlauben, wenigstens nicht so andauernd und hartnäckig.

Die Fachwände ließen die Musik gut durch, jeder Hausbewohner bekam sein Theil, wenn der Flügel gerührt wurde. Man hatte sich daran gewöhnt, wie an den Wagenlärm der Straße. Diesmal aber fuhren Herrn Eberbergs Passagen in Monnas Ansätze hinein, und die kaum entstandenen Tongebilde zerstoben wie mit Gewalt verscheucht. Zur Erhöhung des Vergnügens fingen die Arbeiter auf dem Eisenhofe an, eine Schiene zuzustutzen und je schmetternder und schriller das Eisen unter den Hämmern krachte, um so fester schlug Herr Eberberg auf die Tasten.

Monna sprang auf.

„Es ist nicht zum Aushalten," rief er. „Ich muß Geld haben, Geld, Geld, Geld! Und dann weg!"





Die Majorin von Wingleb.

Es war ein heller Wintervormittag und in den sonst ruhigen Straßen des Thiergartenviertels entwickelte sich regeres Leben als gewöhnlich. Die vornehme Welt benutzte die Zeit des Sonnenscheins zum Ausflug, sei es, um zu sehen oder gesehen zu werden, Besuche abzustatten oder Besuchen zu entgehen oder etwas für die Gesundheit zu thun. Frische Luft soll ja sehr gesund sein.

Termen's waren nicht unter den Ausflüglern. Wenn es Frau Termen auch verlangte, ihren wunderbaren Sealskinmantel spazieren zu führen, fügte sie sich doch dem Wunsche Gisela's, heim zu bleiben, da die Kälte dem Kehlkopfe schaden könnte. Auch verfügte Gisela augenblicklich nicht über ein neiderweckendes Prunkstück, das der Ausfahrt Reiz verliehen hätte. So blieben die Damen und gaben dem Diener die Anweisung, daß sie zu Hause seien.

Seitdem Frau Termen ihrem Gatten die Einwilligung zu Gisela's Mitbewerb um die öffentliche Anerkennung abgewonnen hatte, steuerten Mutter und Tochter den Küsten des Ruhmes zu, die verlockend aus dem Lande der Luftschlösser herüberschienen.

Gisela gewahrte zum ersten Male einen Zweck ihres

Daseins, sie sollte etwas erlangen, was nicht zu kaufen war, etwas erreichen, das Papa's Gold nicht herbeischaffte. Sie sollte, auf sich allein angewiesen, auf ihre Gaben, auf ihre Persönlichkeit, es Hunderttausenden zuvorthun, von den Hunderttausenden bewundert und beneidet.

So hatte Mama seit Jahr und Tag geredet, wenn sie allein bei einander saßen und plauderten, so sprach Mama, wenn sie in der Oper oder im Konzert erlebten, wie das Publikum einer Künstlerin jubelnden Beifall spendete, so sagte sie, wenn Gisela im Gesellschaftskreise für ein wenig Gesang viel Handlärm und überschwängliches Lob erntete.

Allerdings entwand sich Gisela zeitweilig den Vorstellungen der Mutter. Sie zweifelte an ihrer Begabung, sie schreckte vor den Schwierigkeiten der Künstlerlaufbahn zurück, sie war zu bequem, zu arbeitungewohnt, um nicht Furcht vor den unvermeidlichen Anstrengungen zu empfinden, jetzt aber, nachdem des Vaters Widerstand besiegt war und keine Hindernisse, als selbsterfundene, den Weg sperrten, entfalteten die Zureden treibende Kraft. Des bisherigen Lebens überdrüssig, erhoffte Gisela jetzt von der Zukunft Befriedigung.

Und warum auch nicht? Sie war noch so jung. Es wäre zu trostlos gewesen, wenn das Leben ihr nichts mehr zu bieten gehabt hätte, woran sie mit ganzer Seele Antheil nähme. Freilich das Geheimniß der Liebe hatte sich ihr noch nicht erschlossen; sie war wohl aus Buchschilderungen darüber unterrichtet, daß die Liebe das höchste Glück sei, das dem Menschen auf Erden werde, aber bis jetzt hatte noch kein Mann Gefühle der Neigung, geschweige Liebe in ihr erweckt. Wohl wurde sie umworben, von ihrem ersten Schritt in die Gesellschaft an, bis auf den heutigen Tag, aber ihr kam es stets vor, als wenn die Männer,

die sich um ihre Gunst drängten, etwas von jener geschmeidigen Unterwürfigkeit an sich hätten, mit denen die Verkäufer in den Geschäften ihr und der Mutter als feinsten Kunden aufwarteten. Die Geschäftsleute trugen alle miteinander dieselbe liebenswürdigste Aufmerksamkeit zur Schau wie die Herren, sie waren flink bei der Hand wie die Herren, sie thaten entzückt über die Beehrung wie die Herren, nur von Liebe fingen sie nicht an, sondern berechneten Waare und Zuvorkommenheit auf Mark und Pfennig.

Deshalb hielt Gisela die Werber für eine Art Verkäufer und blieb ungerührt von den im Uebermaße dargebrachten Huldigungen. Auch sagte die Mutter ihr: „Sie wollen nur Dein Geld; prüfe!“

Frau Termen und Töchterchen machten Pläne; es handelte sich darum, ob Gisela's Stimme in Italien oder in Paris ausgebildet werden sollte. Gisela schwärmte für Paris; sie war mit den Eltern zur Ausstellung gewesen. Frau Termen bevorzugte Italien, sie fühlte sich durch ihren Elternnamen dem sonnigen Lande verwandt. —

Der Diener meldete Frau Majorin von Wingleb.

„Sehr angenehm,“ rief Frau Termen und eilte der Eintretenden entgegen, die sie umarmte und küßte. Auch Gisela begrüßte sie lebhaft und herzlich mit den Worten: „Wie schön, daß Du kommst, Tante Maria, Mama und ich streiten und Du sollst entscheiden.“

„Nicht entscheiden, vielleicht nur rathen,“ erwiderte Frau von Wingleb lächelnd und zog Gisela an sich. „Und worüber entbrannte der Streit? Ueber den Schnitt der nächsten Gesellschaftstoilette?“

„Wenn es nur das wäre. Nein, Mama meint, meine Stimme werde besser von Lamperti in Mailand geschult, während ich für die Viardot in Paris bin.“

„Ich denke, was Du für das Haus gebrauchst, lernst Du auch in Berlin.“

„Für das Haus ja, aber nicht für die Bühne,“ erwiderte Gisela im Eifer.

Frau von Wingleb, die im Begriff war, sich zu setzen, blieb stehen. Ihr Blick ruhte verwundert auf Gisela, dann wandte er sich langsam und fragend Frau Termen zu. Herr Termen war in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen, Maria, seine Schwester, glich ihm, nur mit dem Unterschiede, daß die Jahre ihrer Schönheit nichts genommen hatten, sondern dadurch, daß sie ihr frauenhafte Bestimmtheit verliehen, die weichen Züge verfeinerten und vergeistigten. Das Auge war klar und mädchenhaft geblieben, wenn die langen, dichten Wimpern es entschleierten, sah es wie das der Sixtinischen Madonna. Das ideale Oval des Gesichts, die feingeschnittene Nase und die Lippen, die holden Boten freundlicher Gedanken, erinnerten an die Formen klassischer Schönheiten. Die Gestalt entsprach der Bildung des Kopfes; sie war tadellos.

Frau Termen wich dem Blicke ihrer Schwägerin aus, der sie ihre Pläne gar gern so lange verschwiegen hätte, bis nichts mehr rückgängig gemacht werden konnte. Frau Maria liebte die Kunst, nicht aber das Kunstthum, und wo die Kunst nur als Mittel zum Zweck behandelt wurde, als Sklavin des Dünkels und der Selbstvergötterung, dort weilte sie nicht. Dann verschloß sich ihr empfänglicher Sinn, wie empfindsame Blüthen sich schließen, sobald das Licht der Sonne schwindet.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ ergriff Frau Termen nach der Verlegenheitspause das Wort. Sie wußte, daß Frau Maria genau ersah, wer Gisela auf den Einfall der Bühnenlaufbahn gebracht hatte, sie kannte auch die Abneigung ihrer Schwägerin gegen öffentliches

Vortreten. Schwer hatte diese sich in die Verheirathung ihres Bruders gefunden und auch dann erst, als sie davon überzeugt war, daß die Schwägerin mit der Vergangenheit und der Theaterwirthschaft ganz gebrochen hatte. Und jetzt war der Rückfall dennoch eingetreten, Frau Termen, geborene di Calco, sah sich und ihre Hoffnungen verjüngt in ihrer Tochter wieder.

Frau Maria setzte sich, streckte ihrer Nichte die Hand entgegen und zog sie zärtlich zu sich hin. „Was sprachst Du da von der Bühne, Kleine?“ fragte sie. „Erkläre mir doch, welche neue Laune Dein Köpfchen ausgeheckt hat?“

„Wer in der Kunst etwas erreichen will, muß sich die höchsten Aufgaben stellen,“ übernahm Frau Termen die Beantwortung der Frage. „Wenn Gisela ihre Stimme und ihr Talent mit dem steten Gedanken an spätere öffentliche Anerkennung ausbildet, so hat sie ein festes Ziel und keine Mühe wird sie verdrießen. So denken wir uns das Auftreten als einen Sporn und stellen uns vor, Gisela müßte zur Bühne oder in den Konzertsaal, damit ihr wundervolles Talent nicht in Dilettantismus untergehe.“

„Damit bin ich einverstanden,“ erwiderte die Majorin, „obgleich mir lieber wäre, Gisela bedürfte keines anderen Anspornes als der Freude an dem Gesange und der Lust, die in Noten schlummernden Schönheiten zum Leben zu erwecken. Wer sieht es den schwarzen Punkten an, was sie bergen? Und selbst wenn sie sich dem Musikverständigen als ebensoviele Rosenknospen kundthun, hinter ihnen ruht doch noch das Dornröschen, das nicht Jeder erlöst. Das ist die Seele des Kunstwerkes. Und ich meine, die wird nur durch Liebe erkannt und gewonnen. Am tiefsten und

innigsten aber liebt die Kunst, wer ihretwegen sogar auf den Ruhm verzichtet und in ihr sich und die Welt vergißt."

„Wir denken anders."

„So erging es mir früher auch. Mein Mann aber leitete mich auf die Wege seines Denkens. Er selbst spielt gut, für mich am besten von Allen, trotzdem er in Fertigkeit jeder Berühmtheit nachsteht; sein Spiel ist aber nur der Schlüssel zu den Schätzen, die die Meister der Menschheit zum Erbe gaben und mir erschließt er sie ganz allein. Sie glauben nicht, wie reich er mich macht."

„Verdammen Sie den Künstler, der solche Schätze mit vollen Händen ausstreut und dafür Ruhm und Gold erntet?"

„Ich danke ihm innig, wenn er dabei wirklich ein Künstler ist und mich und Viele, so Viele wie nur möglich, durch die Rosenhecke hindurch in Dornröschens Gemach führt. Ist er jedoch nur ein tüchtiger Geschäftsmann, der vor Unzähligen den Vortheil hat, gleichzeitig Ruhm und Geld einzuheimsen, so staune ich vielleicht seine Geschicklichkeit an, den Fleiß, den er daran wandte, seine Vorgänger in Fertigkeit zu überbieten, sei es auf dem Klavier, auf der Geige, in der Kunst des Gesanges, in der Darstellung, auf immer welchem Gebiete sonst noch, und lasse mich selbst zu Händeklatschen und Beifall hinreißen, aber meinem Herzen nähert er sich nicht. Die Anerkennung, die ich ihm spendete, verdrießt mich sogar hinterher, wenn die nachbleibende Leere mir zeigt, daß er mich täuschte und ich mich täuschen ließ. Wir Alle sind eitel und nicht am wenigsten auf unser Urtheil. Und ferner muß ich mir immer sagen: wer zuerst empfand, sei es ein Gedicht oder die Musik dazu, war doch der Schöpfer, der wiedergebende Künstler ist nur der Nachempfindende. Und wenn er auch

zehntausendmal ein Prinz ist, was wäre er ohne das Dornröschen?"

„Und wenn der Prinz nicht kommt, schläft Dornröschen weiter," warf Gisela ein.

„Allerdings muß es der Rechte sein. Beide sind sie aufeinander angewiesen, der Schaffende und der Wiedergebende, und wir, die wir weder das eine noch das andere sind, empfangen von ihnen köstliche Gaben, die wir nur zu gering lohnen."

„Manche Künstler beziehen großes Einkommen," entgegnete Frau Termen, „und an Beifall fehlt es ihnen auch nicht. Man kann sie doch nicht noch mehr verwöhnen, als bereits geschieht?"

„Wir sollten unsere Gunst gleichmäßiger vertheilen. Wir sollten da, wo wir Ringen und Streben merken, uns wenigstens so viel Zeit nehmen, als das Anhören oder Ansehen erfordert und nicht immer mit der Masse einstimmen, die sich vom Erfolge bestechen läßt, sei er verdient oder künstlich gemacht."

„Glauben Sie, daß Erfolg künstlich gemacht werden kann?" fragte Frau Termen, als hätte sie keine Ahnung von dem, was in Fachkreisen Reklame genannt wird.

„Mein Mann sagt es. Geld vermag auch da Viel." — Sich plötzlich an Gisela wendend, fragte die Majorin: „Würde Dich erkaufte Anerkennung befriedigen?"

Frau Termen wurde roth vor Aerger. Sie glaubte die Schwägerin von der rechten Fährte gebracht zu haben und sah ihre Absichten wiederum durchschaut. Wie errieth diese Frau, die über Kunst sich Begriffe machte, die mit der Erfahrung im größten Widerspruche standen, ihre geheimsten Gedanken? Mit keinem Menschen hatte sie jemals davon gesprochen, daß sie das Geld nach allen Richtungen hin wirken lassen werde, wenn es gälte, ihre Tochter zu

erheben. Selbst Gisela gegenüber vermied sie ängstlich Alles, was darauf hin Verdacht erregen konnte. Und nun fragte die verehrte Schwägerin das Kind so geradezu, als handelte es sich nur um eine selbstverständliche Angelegenheit.

Gisela zögerte mit der Antwort. „Ich würde mich schönstens bedanken,“ sagte sie verächtlich.

„Ganz meine Ansicht,“ stimmte Frau Termen ihr bei. „Aber sagen Sie mir doch, liebste Schwägerin, woher es wohl kommen mag, daß ein Sänger oder eine Sängerin viel, viel höher geschätzt wird und viel höher bezahlt wird, als Jemand, der dichtet oder komponirt? Mit einer Oper verdient ein Komponist mitunter ungeahnte Summen, ich gebe es zu, aber im Allgemeinen schlägt jede Primadonna mit ihren Einkünften jeden Komponisten. Und wer wird nach einer Aufführung genannt? Zuerst der Sänger, dann der Musiker, dann der Konzertflügel und zuletzt oder garnicht der Dichter. Um den kümmert man sich am wenigsten.“

„Leider ja. Verliert aber die Primadonna ihre Stimme, wird sie vergessen; Lied und Melodie jedoch leben, wenn auch ihr Schöpfer verging. Alles, worin Seele ist, ist unsterblich wie sie selbst.“

„Ich kann mich nicht auf Ihren Standpunkt stellen. Seele haucht der Sänger erst der Musik ein und die Musik giebt erst der Dichtung Leben. Ich weiß nicht, wer mir das sagte, aber so habe ich stets gedacht, ohne daß ich Worte dafür fand. Ganz recht, Herr Witt war es.“

„Er singt wohl?“

„O nein. Aber er liebt die Musik. Er weiß viel von Tonkunst und Dichtkunst, ich glaube sogar, er studirt Dichtkunst oder so etwas Aehnliches.“

Der Diener brachte eine Besuchskarte auf einem Silbertellerchen. Frau von Wingleb erhob sich, um zu gehen.

„Warum so eilig?“ suchte Frau Termen ihre Schwägerin zurückzuhalten. „Herr Witt macht seine Aufwartung, vielleicht finden Sie Vergnügen daran, von ihm selbst zu hören, wie er über unsere Fragen denkt. Er soll sehr klug und gescheut sein. — Ich lasse bitten.“

Der Diener ging.

„Ich mochte ihn anfangs garnicht,“ erklärte Gisela ihrer Tante halblaut, „jetzt aber plaudere ich gern mit ihm; die Andern reden immer ein und dasselbe.“

Sophus Witt trat ein.

Er sah frisch aus; die leichte Winterkälte hatte ihm Farbe gegeben. In seiner ganzen Erscheinung, in seinem Wesen drückte sich mehr Festigkeit und Selbstvertrauen aus als bisher, wenn er seine Anstandsbesuche im Hause Termen erledigte und von den Damen erst entschüchtert werden mußte, bevor die Unterhaltung aus dem Stocken kam. Ihm war irgend etwas Frohes geschehen, das fühlten die Frauen, als sie ihn mit wohlthuender Herzlichkeit willkommen hießen. Sein Eintritt löste die Spannung der entgegengesetzten Meinungen, der Mißmuth wich dem Frohmuth.

Sophus Witt war der Majorin an dem letzten Festabende bei Termens vorgestellt worden, so daß Förmlichkeiten den Beginn des Gespräches nicht verzögerten. Nachdem die Höflichkeitserkundigungen allseitig bestes Befinden ergeben hatten, fragte die Majorin:

„Sie studiren Poesie?“

„Nicht eigentlich,“ entgegnete Sophus, „aber mit dem Studium der Germanistik kann man auch poetische Studien verbinden. Mich zieht besonders das Volkslied an, denn ich meine, wenn das Volk nicht das unüberwindliche Bedürfniß hätte, würde es nicht singen. Und daraus schließe ich: so

nothwendig wie klug werden, erwerben, essen und trinken, war auch dem Volke von Alters her der Sang, sein Lied. Der Mensch schmückt sich mit Gewand und Zier: des Gemüthes Schmuck ist das Lied."

„Woher aber hat das Volk die Lieder?"

„Es nimmt sie, wo es sie findet, wie der Wanderer den glitzernden Stein vor seinen Füßen. Ist es Glas, ergötzt er sich daran, bis er es erkennt und dahingiebt — so ergeht es manchem Straßenliede — ist es ein Edelstein, bewahrt er ihn sich und seinen Kindern. Die schönsten Lieder Göthe's sind heute Volkslieder, eben weil sie köstlich sind wie Diamanten."

„Das gefällt mir," rief Gisela. „Ich glaube, ich hätte an einem Diamanten, den ich selbst fände, viel mehr Vergnügen als an einem, den ich mir kaufte, auch wenn er klein und gelb wäre. Ich meine, er gehörte mir mehr als der, für den ich Geld gab."

„Als wenn ich Deinen Vater hörte," schaltete Frau Termen ein.

„Sie meinen also," fragte die Majorin, „das Volk dichtet nicht seine Lieder, sondern behält sie nur?"

„Das Lied kann nur immer Einer machen, das Volk aber sind Viele. Wer ein Lied machte, das Volkslied ward, einerlei, ob er ein sangesfroher Wandergeselle war oder Geheimrath in Weimar, der gehört zum Volke, wenigstens in Bezug auf das eine Lied."

„Aber nicht alle Lieder Goethe's sind Volkslieder geworden," wandte Gisela ein.

„Weil nicht alle singen; ein rechtes Volkslied hat eine so leicht findbare Melodie, als wenn es selbst sänge. Kunstlied und Kunstmelodie werden nie volksthümlich. Es ergeht ihnen wie meiner Tante Hetti Federblumen, die sind sehr schön, sehr künstlich, sogar erstaunenswerth, aber das

erste Veilchen schlägt ihre ganze duftlose Winterpracht. Um ein Edelweiß wagt der Bursche sein Leben, um das von Tyrannen gefesselte Lied zu befreien, opferten unterdrückte Völker Gut und Blut."

„So hoch schätzen Sie das Volkslied?"

„So hoch, denn es lebt. Es ist nicht in Büchern begraben. Es kann das Vergessen darüber schneien, aber es bricht wieder hervor wie Frühlingsgrün."

„Sie sind selbst Poet?"

„O nein," lehnte Sophus Witt ab und ward verlegen. Als Frau Maria ihn aber freundlich ermunternd anblickte, schämte er sich, Unwahrheiten zu begehen. „Es versucht sich wohl Jeder einmal im Reimen," fügte er wie sich entschuldigend hinzu, „und das will ich auch von mir nicht leugnen. Aber Poet bin ich nicht."

„Haben Sie selbst darüber ein sicheres Urtheil? Oder haben Kenner Ihnen das gesagt?"

„Kenner?" entgegnete Witt. „Ja, einmal war ein Kenner, der sagte, ich schriebe Molossi. Ich zeige meine Lieder keinem."

„Lieder?" fragte Gisela. „Sie schreiben Lieder, die man singen kann, die das Volk behält?"

„Ja, wenn sie gesungen würden," erwiderte Sophus Witt, „da wären sie vielleicht etwas. Und doch nicht. Das Volk verschmähte viel bessere Lieder, als die meinen. Käme aber die Musik und kleidete sie in anmuthige Melodien, möchte es sein, daß man sie nicht ganz verwürfe."

„Wenn Sie Ihre Lieder Niemand zeigen, werden sie wohl ohne Melodien bleiben," sagte Frau Termen vorwurfsvoll. „Warum veröffentlichen Sie Ihre Sachen nicht? Es würde Ihnen das eine Position in der Gesellschaft geben. Dichter sind heut zu Tage recht beliebt."

„Mein Freund Monna wird einige komponiren,“ entgegnete Sophus. „Er ist ein Künstler, ein gottbegnadeter Künstler und ihm haben die Lieder gefallen, die ich ihm sandte. Er hat mich ermuthigt; sein Tadel war gerecht, sein Lob erweckte mein Selbstvertrauen, ja bei einigen Liedern, so sagte er mir, drängten sich ihm die Melodien förmlich auf und das macht mich besonders froh.“

„Wann werden wir die Lieder haben?“ fragte Gisela.

„Nach seinem Konzerte kann er erst an ihre Komposition gehen, jetzt übt er das Capriccio eines russischen Komponisten, das vor ihm Niemand spielen konnte, so schwer ist es. Wenn Monna einen vollen Monat täglich zehn Stunden daran übt, hofft er es zu können. Man spricht in Musikerkreisen nur von diesem Capriccio, man wettet sogar, ob Monna es bezwingen werde oder nicht. Einige behaupten, der Russe habe es in einem Anfall von Delirium geschrieben, Andere sagen, es sei die höchste Anforderung an einen Klavierspieler und ein tiefsinniges Werk.“

„Wie klingt es denn?“ fragte die Majorin.

„Ich hörte es noch nicht. Die Gegner breiten aus, es sei scheußlich. Die Anhänger erheben es in den Himmel.“

„Jedenfalls wird sein Konzert dadurch höchst interessant,“ sagte Frau Termen. „Wir gehen hin und klatschen; Monna ist ein Freund unseres Hauses.“

„Welch überflüssige Arbeit für ein . . . Capriccio,“ bemerkte die Majorin. „Sollte die Verehrung des Häßlichen nicht doch zu weit gehen, vorausgesetzt, daß das Capriccio, wie ich vermuthe, wirklich ebenso unschön, wie schwer ist? Man sagt, das Häßliche sei wahr, und Wahrheit der Zweck aller Kunst; ich halte jedoch die künstliche Häßlichkeit für das allerunwahrste. Sie sagten vorhin,“

wandte sie sich an Sophus Witt, „das Lied sei der Schmuck des Gemüthes. Ich denke, die Kunst ist überhaupt der Schmuck des Lebens und darum halte ich es für einen Irrthum, lebenswahr dargestellte Häßlichkeit für wahre Kunst auszugeben. Das Capriccio mag die höchste Kunstfertigkeit erfordern und kann doch auf niederer Kunststufe stehen.“

„Monna hat ein ungemein feines Gefühl für die Kunst,“ entgegnete Sophus Witt. Er mußte seinen neu gewonnenen Freund vertheidigen. „Er wird die Welt mit seinen Gaben überraschen, sobald sich ihm nur erst die rechte Gelegenheit dazu bietet. Wir haben bereits mancherlei geplant . . .“

„Wenn Sie ihm beistehen, zweifle ich nicht an gutem Gelingen,“ unterbrach die Majorin durch milde Einrede den sich Ereifernden.

„Ich ihm beistehen?“ fragte Sophus Witt verwundert.

„Sie lieben das Schöne. Darin liegt für mich genügende Bürgschaft. Monna ist entwicklungsfähig, ihm fehlt aber das Ideale.“

„Verzeihen Sie, wenn ich widerspreche,“ rief Sophus. „Ich, für meine Person kenne keinen idealeren Menschen als Monna; er darbt, er entbehrt für seine Kunst, er kennt nur ein Ziel, seine Kunst . . .“

„Ich konnte bis jetzt nur so weit urtheilen, als sein Spiel mich erwärmte,“ fiel ihm die Majorin ins Wort. „Es wird mich freuen, wenn er als schaffender Künstler mich dahin bringt, Ihnen ohne Widerspruch beizustimmen.“

„Oh, Sie verkennen ihn.“

„Wir Frauen folgen dem Gefühl, weniger dem Verstande. So sagt mein Mann und fast gebe ich ihm Recht. Wir verwechseln oft Verstand mit Gefühl und sind leicht

in die Enge getrieben, wenn wir Rechenschaft über unsere Vorurtheile, über unsere Neigungen und Abneigungen geben sollen. Aber doch glaube ich, wenn wir etwas lieb gewinnen, so muß es geliebt werden, denn wir lieben mit dem Herzen . . . nicht mit dem Verstande, und fragen nicht nach dem Werthe und nach der Erlaubniß."

„Muß geliebt werden, Tante?" fragte Gisela.

„Ja, Kind, muß! Dieses Muß ist das Geheimniß aller Liebe. Und dies Geheimniß bliebe ewig dunkel, wenn nicht die Schönheit es erleuchtete. Wir lieben, was schön ist . . . oder . . . was wir für schön halten."

Die Majorin sprach in Erregung. Ihre Wangen rötheten sich, ihre Augen glänzten. Wie sie von der Schönheit sprach, kam diese selbst und verklärte ihre Züge, wie Festesfreude erhöht und verjüngt. Die innere Empfindung spiegelte sich in Wort, Bewegung und Aussehen wieder.

Sophus wollte ihr zürnen, weil sie Monna herabsetzte, aber seine Aufwallung wich ihren Worten und ihrem Wesen. Wie alt sahen ihr gegenüber Frau Termen und selbst die an Jahren jüngere, früh ermattete Gisela aus. Was war es, das ihn zu dieser Frau hinzog, als müßte er ihr zu Füßen fallen und sie anflehen, ihn zu sich zu erheben? Es war ein Bann über ihn gekommen, der ihm bis dahin fremd gewesen. Er war bezaubert.

„Und darum liebe ich die Kunst," fuhr die Majorin fort. „Was wäre die Arbeit ohne Sonntage, was die Erde ohne Gärten, was das Leben ohne Kunst? Trübe Nützlichkeit, ohne Freude. Nicht einen Tag möchte ich weilen, wo die Sonne der Schönheit erlosch. Nicht einen Tag."

Sophus Witt erhob sich; die Frist einer Besuchszeit

war abgelaufen, vor Allem aber fürchtete er, daß er sich lächerlich redete, wenn er länger bliebe. Mußte er nicht gewaltsam an sich halten, um nicht laut auszurufen: „Meine Muse, ich habe meine Muse gefunden! So erträumte ich sie, so sah ich sie; segne mich, Huldgöttin, weihe mich, daß ich mich Dir weihe bis zum letzten Athemzuge." Er schalt sich: „Don Quichot. Mache Dich zum Narren. Bist Du bei Besinnung?" Und doch hätte er hinausjubeln mögen: „Meine Muse, meine Muse!"

Er verabschiedete sich. Frau Termen bat ihn, seinen Besuch baldigst zu wiederholen; Gisela unterstützte die Bitte ihrer Mutter und reichte ihm die Hand mit ehrlichem Drucke. Die Majorin gab ihm ebenfalls ihre feine Hand, mit der sie die seine länger hielt als gebräuchlich. „Warum sahen wir Sie noch nicht bei uns?" fragte sie. „Mir dürfen Sie Ihre Lieder anvertrauen."

„Und ich," rief Gisela, „ich werde sie singen. Sagen Sie Monna, daß er sie für meine Stimme setzt."

„Er widmet sie Dir," äußerte Frau Termen, „er wäre undankbar, wenn er es nicht thäte."

Als die Thür sich hinter Sophus Witt geschlossen hatte, sagte Frau Termen: „Er ändert sich zu seinem Vortheile. Auch Ihnen schien er zu gefallen, liebe Schwägerin."

„Du interessirtest Dich sehr für ihn, Tante," setzte Gisela hinzu. „Und er sah zuletzt nur noch Dich."

„Du bist im Irrthum, Kind. Er ist ein Schwärmer und war glücklich, einmal seinen Gedanken freien Lauf zu lassen. In unseren Gesellschaften verbietet der gute Ton das, der erlaubt nur Mäßigung, keine Uebertreibung. Geflüsterte Bosheit ist salonfähig, die Begeisterung aber weist man ins Narrenhaus."

Der Diener meldete Fräulein Rider.

Die Majorin küßte Frau Termen und Gisela rasch und ging durch eine andere Thür, um mit Fräulein Rider nicht zusammenzutreffen. Die Person war ihr zu häßlich.

Sophus Witt begegnete Fräulein Rider auf der Haustreppe und grüßte sie mit so liebkosendem Zulächeln, als wäre sie die Freundin seiner Seele. Ach, er war in einer Stimmung, jedwed Geschöpf mit Güte zu überschütten.

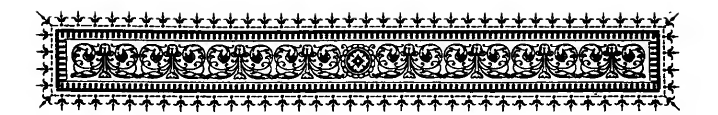
„Er ist verrückt wie ein frisch Verlobter," sagte Fräulein Rider zu sich, als sie dem Davoneilendeu nachblickte. „Irgend etwas hat sich ereignet; ich werd's schon herauskriegen, wenn sie für mich zu Hause sind."

Der Diener öffnete auf ihr Klingeln.

„Frau Termen zu Hause?" fragte sie scharf.

„Zu Hause."





Das Rosengedicht.

Am nächsten Tage brachte der Postbote einen goldgeränderten Brief in Major von Wingleb's in der Kaiserin-Augustastraße gelegenen Wohnung, als der Major und die Majorin den Kaffee nach dem Mahle nahmen.

„Für Dich, Maria," sagte der Major und reichte seiner Gattin den Brief. „Wahrscheinlich eine Einladung."

„Ich wüßte nicht, von wem?" entgegnete sie, „die Handschrift ist mir unbekannt."

Sie öffnete den Umschlag mit einem scharfen Messer und las.

„Nun?" fragte der Major.

„Es ist keine Einladung . . . es ist ein Gedicht."

„An Dich?"

„Ja und nein. Es behandelt einen Gedanken, den ich gestern aussprach, das heißt, er gab wohl nur die Anregung, und insofern ist das Gedicht an mich gerichtet. Ich sprach aus, daß ich in einer Welt ohne Schönheit nicht einen Tag leben möchte . . . ich traf bei der Schwägerin einen jungen Dichter und da gab ein Wort das andere . . . Daß sonst diese Verse mich weiter nicht angehen, beurtheile selbst."

Sie gab ihm den goldgeränderten Bogen, auf dem in sauberer Schrift geschrieben war:

Eintagsleben.

Auf offner Rose ruht, versunken
In süßes Nichtsthun, traumbefangen
Von Blüthenthau der Falter trunken.
Und hold von Rosenduft umflossen,
Entbreitet er der Flügel Prangen,
Darauf der Sonne Glanz gegossen.
Selbst schön, von Schönem nur umgeben,
Wie trüge er wohl das Verlangen,
Den Tag der Lust zu überleben?

„Nein, das ist keine Huldigung," sagte der Major; „ich möchte es ein sinnvolles Stimmungsbild nennen. Die Form ist passabel, in dem vorletzten Verse allerdings ein Hiatus, aber das schadet ja nach den neueren Ansichten nicht. Und doch möchte ich Dich bitten, Maria, halte Dich frei von dem fahrenden Volk."

„Und mein Wunsch war, Du möchtest ihn näher kennen lernen. Du sahst ihn schon bei meinem Bruder. Uebrigens lud ich ihn ein zu uns."

„Maria!"

Frau Maria öffnete ein einfaches Goldmedaillon, das sie an einer Kette trug und hielt es dem Gatten hin. Es umschloß das Bildniß eines helläugigen Knäbleins.

„So alt wie er wäre jetzt ungefähr unser Knabe."

„Wie kommst Du auf solche Sonderbarkeiten . . ."

„Ich weiß nicht. Er machte auf mich einen so rührenden Eindruck . . ."

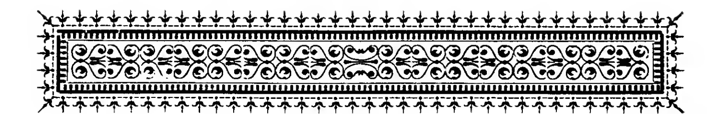
„Thu wie Du willst, aber ich sage Dir vorher, erwachsen Dir Unannehmlichkeiten aus Deiner Caprice,

mache ich der Poeterei ein Ende mit Gewalt. Die Aerzte behaupten, Genie und Wahnsinn grenzten unmittelbar aneinander und die Poetennaturen seien krankhafte Naturen . . ."

„Eben deshalb bedürfen sie der Vorsorge. Bei den Griechen war Apollon nicht nur der Gott der Dichtkunst, sondern auch der Heilkunst, und die Poeten liefen nicht die Gefahr, wie heute, für Irrenhauskandidaten gehalten zu werden. Im Gegentheil, man erwies ihnen göttliche Ehren."

„Du sollst Recht haben, lasse Deinen jungen Homer nur kommen. Hexameter kann er machen so viel er will, macht er aber Unsinn, hilft ihm kein Apollon, dann verfällt er irgend einem nervenkundigen Sanitätsrath."





Sophus' Fortschritte.

Sophus Witt hatte oft gehört, Berlin sei die Stadt, in der Talente ihren Weg machten. Wieso das wohl geschähe, war ihm stets unklar geblieben. Nun wußte er es, er erlebte es selbst.

Monna hatte ihm gesagt: „Sie sind ein Talent!“ Ein Mann wie Monna!

Bislang zweifelte er an seiner Begabung: vor strenger Selbstprüfung hielt keine seiner Arbeiten stand; er bemaß sie als eine anlehnende und anempfindende und lebte in der niederdrückenden Ueberzeugung, Alles, was er schrieb, sei von Anderen schon irgendwo einmal besser und eigenartiger, treffender und schöner gesagt, wenn er sich des Vorbilds auch nicht immer mit Sicherheit erinnerte und zuweilen vergebens danach suchte.

Wie im Umgang mit Menschen war er auch auf geistigem Gebiete schüchtern und ermangelte des Selbstvertrauens.

Aber nun hatte Monna ihm so viel des Lobes über die Lieder gespendet, ihn ersten Ranges und Meister genannt, daß er nicht genug abweisen konnte. Monna ließ jedoch nicht locker und sprach von großen Plänen, von

kräftigem Zusammenarbeiten, von Liedern, von Opern, von Erfolgen und Triumphen, von gold- und ruhmreicher Zukunft, die sofort nach dem Konzert in Angriff genommen werden sollte. Vorläufig verlangte das russische Capriccio Monna's Kraft. „Nur unverzagt, Sie können mehr, als Sie sich selbst zutrauen. Sie sind zum mindesten ein Talent."

Und wie sachlich hatte Monna gesprochen. Zwei Lieder eigneten sich für die Komposition, die andern waren im Stoff vergriffen, das letzte war zu kurz.

„Es müssen noch zwei Verse hinzugedichtet werden," sagte Monna, „damit Vers a und b nach derselben Melodie gehen und c als Abgesang etwas abweichen kann."

„Aber der Inhalt ist vollkommen in dem einen Verse erschöpft."

„Das schadet nicht, drei Verse gehören zu einem Liede. Zu kurze Texte sind gesungen, ehe das Publikum die Ohren aufgesperrt hat und der Sänger ist um seine Wirkung gebracht. Glauben Sie mir, ich habe Erfahrung. Kennen Sie Schumanns Komposition ‚Ueber'n Garten, durch die Lüfte'? Da ist auch nur ein Vers und das Tempo allegro beinahe presto. Wer nur den einen Vers singt, versingt seinen Beifall, wer aber, ohne Pause, denselben Vers wiederholt, ist seines Applauses sicher. Gefällt mir eine Dame, so sag ich ihr, wie's gemacht wird und fange nach dem Schluß sofort von vorne an, bin ich gezwungen, einem Singgecken dasselbe Lied zu begleiten, leiste ich ihm nur einen Vers und selbst das Anstandsgeklatsche ist nur dürre. In praktischen Dingen kenne ich mich aus, und wem gäbe ich lieber meinen Rath als Ihnen. Also noch zwei Verse zum ‚Trost'."

Monna verstand sich auf die Art der Ueberredung, die im Lichte einer unantastbaren Thatsache eine Reihe von Trugschlüssen glaubhaft erscheinen läßt. Sophus konnte gegen

das Beispiel des Schumann'schen Liedes nichts einwenden, trotzdem aber sagte er nach einigem Ueberlegen:

„Nein, das Lied ist mit einem Verse aus."

Monna warf ihm einen bösen Blick zu, den er jedoch sogleich hinter stark zur Schau getragenem Lächeln verbarg. „Wie Sie meinen, lieber Freund. Sie werden sich aber noch besinnen und etwas Rücksicht auf den Komponisten nehmen, der im Hinblick auf gewissen Erfolg mit ganz anderem Feuer arbeitet, als wenn er sieht, die Sache scheitert an ihrer Kürze. Für so selbstsüchtig hätte ich Sie nicht gehalten."

Der Vorwurf traf Sophus hart. Monna hielt ihn für engherzig und zweifelte an seiner Aufopferungsfähigkeit. Wenn Monna wüßte, welche Ueberwindung es ihn gekostet hatte, die Lieder fortzugeben, ob er ihn dann auch der Selbstsucht bezichtigt hätte? Und war Monna nicht doch im Rechte? War es etwa nicht selbstsüchtig, zu verlangen, daß ein so bedeutender Künstler seine Kraft an ein so elendes Liedchen verschwenden sollte? War es nicht eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen, ihm die Komposition des Krüppelchens zuzumuthen und die nothwendige Hinzudichtung abzuschlagen? Sophus Witt schämte sich furchtbar. Er ward verlegener, die Befangenheit band ihm Gelenke und Zunge, so daß er sprachlos und bewegungslos vor Monna stand wie ein ertappter Schulknabe. Ihm traten Thränen in die Augen.

Monna sah das. „Es wäre schade um den reizenden Text," sagte er begütigend, „wirklich schade, wenn er nicht zur Geltung käme. Mir wird es ein Vergnügen sein, ihn in Musik zu setzen . . . nach meinem Konzerte . . ."

Sophus Witt seufzte auf. „Ich will einen Vers dazu machen, aber ich fürchte, er wird nicht gut, nicht aus demselben Guß . . ."

„Warum so kleinmüthig? Sie haben viel zu großes Talent.“ —

Monna hatte Witt besucht, um ihm persönlich für die Lieder zu danken. Nachdem er Witt's Wohnung gesehen, die behagliche, wohleingerichtete, in der immer noch der Reinmachegeist der Tanten und ihre Ordnungsliebe walteten, bezweifelte er stark, daß Sophus Szmitt's das kleine Zimmer abmiethen werde.

Trotzdem führte er Sophus bei Szmitt's ein. Jlowa und Leslawa sahen Witt's Besuch mit Spannung entgegen, sie erhofften allerlei von ihm: das Geld für das Zimmer, Theilnahme am Mittagstisch, Hülfe aus der Verlegenheit: Einer, der jeden Ersten pünktlich zahlte, — jeden Ersten, ohne Ausnahme, — war geradezu ein Wunder.

Die beiden Schwestern hatten die Wohnung aufs Beste instand gesetzt und die Möbel mit einer vom Krämer empfohlenen Neupolitur abgerieben. Die färbte jedoch nicht nur die Möbel mit seltsam rothviolettem Schein, sondern auch Jlowa's sowie Leslawa's Hände. Es mußte ein ausgiebiger Farbstoff in der Flasche gewesen sein, denn trotz alles Waschens mit Soda und Mandelkleie blieben Haut und Nägel anilinig. Herr Eberberg hatte gefragt, es sei wohl mit Kirschsuppe gescheuert? Herr Eberberg war ein vorlauter Mensch, auch hämmerte er viel zu roh und rücksichtslos beim Ueben auf die Tasten. Hoffentlich konnten sie ihm nächstens kündigen.

Jlowa und Leslawa kleideten sich sorgfältig, als Herr Witt kommen sollte. Es war merkwürdig, daß sie nie ganz neu gingen; irgend etwas in ihrem Anzuge war stets alt und abgetragen. War das Kleid neu, waren die Schuhe alt, war der Rock neu, hatte die Bluse schon manche Wäsche durchgemacht, mitunter war der ganze Anzug neu bis auf den Hut, und gab es Geld zum Hut,

langte es nicht zum Anzug. Heute hatten sie die Sonntagswinterkleider angelegt, eine Mischung von vorjährig mit vorvorjährig, ganz funkelnagelneu aber waren die Glanzlederhandschuhe, die sie auf des Vaters Vorschlag über die gebeizten Arbeitshände zogen. „Handschuhe sind aristokratisch,“ hatte er gesagt, „in Polen tragen die vornehmen Damen stets Handschuhe, sobald sie Besuch empfangen. O ja, dort ist der feine Ton zu Hause. Aber hier in Deutschland? Doch schweigen wir davon.“

Sophus war schüchtern wie immer, wenn er Fremden genähert wurde, die er als übergeordnet erachtete. Monna hatte ihm erzählt, Szmitt's seien von ihrer Höhe gerutschte Starosten, um von vornherein den Eindruck, den die polnische Wirthschaft auf Sophus ausüben mußte, abzuschwächen. Da der Tag trübe war und früh eindunkelte, fielen Sophus die Schwächen und Absonderlichkeiten nicht sogleich ins Auge. Nur eins gewahrte er, ein Entsetzliches: auf dem Flügel lag ein Kamm, kein neuer, sondern ein großer, beim Gebrauch um einige Zinken gebrachter, alter. Sophus trank den in großen Tassen gereichten, in der Küche mit Zucker und Milch angesetzten Kaffee, aber er vermochte von dem dazu geschnittenen Napfkuchen nicht zu essen, denn ein Gedankenzwang brachte das Gebäck mit dem Kamm in Verbindung. Und fürchterlich war ihm der Kamm. Wenn nur Niemand bemerkte, daß er ihn gesehen hatte, er müßte sich in die Erde schämen.

Jlowa zündete die Lampe an, eine jener billigen Lampen aus weißem Milchglas, Fuß und Behälter in eins gearbeitet. Ein etwas ölfleckiger Schirm aus einfachem rothen Seidenpapier war über die Kuppel gezogen und färbte die Beleuchtung rosig.

Ceslawa drängte ihn, Kuchen zu nehmen. Sophus wußte nicht, wie er sich weigern sollte, seine Verlegenheit

stieg. Zuletzt wählte er ein Stück, das kleinste. Er hoffte es unbemerkt irgendwie in eine seiner Taschen verschwinden zu lassen. Darum hörte er nur mit halbem Ohre, wie Herr Szmitt von alter polnischer Herrlichkeit kauderte und politische Weisheit dazwischen kramte. Sophus war zu Muthe, als müsse er einen Platzregen abwarten, der vor Ablauf einer Stunde nicht nachließe. Er fühlte, wie Aller Augen auf ihn gerichtet waren, auf ihn und das ungegessene Stück Kuchen, und blickte ausweichend überall hin, nur nicht dahin, wo der Kamm lag.

Ilowa und Leslawa fanden des jungen Mannes Erziehung vortrefflich: wie aufmerksam hörte er zu, wie lächelte er, wenn Papa lachend eine jener reizenden kleinen Geschichtchen einflocht, die sie Alle kannten, die Monna in rücksichtsloser Weise verschimmelte Meidinger genannt hatte, und wie sauber und ordentlich war seine Kleidung. Ilowa saß stumm neben dem Vater auf dem Sopha, der Gast hatte sich geweigert, den Ehrenplatz neben Papa einzunehmen. Leslawa häkelte eifrig; sie arbeitete Schutzdecken für ein Geschäft und verdiente, wenn sie sehr fleißig war, fast dreißig Pfennige den Tag. Und wie gut Papa war. Vorgestern, als er geldblank war, bot sie ihm ihre erhäkelten Groschen und er nahm nur die Hälfte davon. Auch Ilowa fand das zu lieb von Papa.

Monna hatte bereits Zeichen der Unruhe von sich gegeben, er hatte gehustet, er war aufgestanden und hatte sich wieder gesetzt, ja, er hatte sogar spottähnliche Beglaubigungen an Herrn Szmitt's prunkvollste Redewendungen geknüpft, ohne den selbstgefälligen Vortrag auch nur im Geringsten zu hemmen. Jetzt war's ihm über.

„Verzeihen Sie, Herr Szmitt," nahm er das Wort, ohne dem Alten Zeit zur Beendigung des eben begonnenen

Satzes zu lassen. „Mein Freund, Herr Witt, kam hauptsächlich, um meine musikalischen Ideen zu seinen Liedern zu hören; für das Verhältniß der Großmächte zu Krakowien oder Warschowien fehlt ihm die Kenntniß der höheren Diplomatie. Außerdem glaube ich, werden Sie heute bei dem polnischen Grafen erwartet, wie heißt er doch nur gleich . . .“

„Leszcynski,“ half Szmitt mit dem Brustton der Ueberzeugung ein. „Ja, ja, bald hätte ich seine Einladung vergessen. In neuer Freundschaft erblaßt die alte,“ fügte er mit einer Sophus geltenden Gönnerverneigung hinzu. „Ich hoffe, Sie recht oft bei uns zu sehen; eine Haupttugend der Polen war stets unbegrenzte Gastfreundschaft, Uneigennützigkeit bis zur Selbstopferung.“

„Schön gesagt,“ rief Monna.

Herr Szmitt that, als hätte er Monna's beißendes Lob nicht gehört, sondern fuhr würdevoll fort, indem er sich erhob: „Es thut mir leid, Ihrer scharmanten Unterhaltung nicht länger theilhaftig zu werden, aber Sie verstehen . . . ältere Verpflichtungen . . . die Leszcynski's sind historische Persönlichkeiten (hier murmelte Monna Unverständliches und wandte sich ab) so zu sagen mit der Geschichte Polens verwirkt . . . doch davon ein andermal. Leslawa, mein Kind, ist Alles bei der Hand, mein Hut, mein Stock . . .? Du hattest vorgestern ein Anliegen . . . ich will es Dir heute gewähren.“

Er erhob sich in seiner ganzen Größe, drückte Sophus herzlich die Hand, küßte Ilowa auf die Stirn, verneigte sich vor Monna, der sich eben so förmlich verbeugte und ging mit Leslawa hinaus. Er war eine gebietende Erscheinung mit dem leicht ergrauten Kopfhaar und fast weißen Knebelbart, groß und mächtig von Gestalt, in schwarzem Anzuge und weißer Weste über der behäbig sich abrundenden

Brust. Die Töchter bürsteten den Kammgarnrock vorsichtig mit Salzwasser, damit er so lange wie möglich neu erschien.

Jlowa war in Sorge. Papa hatte kein Geld mehr, sonst hätte er in den letzten Tagen nicht zu Hause gegessen und Leslawa, die ihm geben sollte, verfügte nur noch über wenig, waren doch von der Hälfte der Spargroschen die Glanzlederhandschuhe angeschafft. Wenn nur der junge Mann miethete.

„Darf ich Ihnen noch ein Stück Kuchen anbieten?“ fragte Jlowa. „Mama hat ihn selbst gebacken.“

„Sie sind zu gütig! Ich danke wirklich.“

„Die Mama kocht gut,“ unterstützte Monna Jlowa's Anknüpfung. „Wissen Sie was, Witt? Wenn Sie keinen festen Mittagstisch haben, sollten Sie hier abonniren . . .“

„Es thut mir leid, das heißt, vorläufig bin ich noch gebunden . . . später.“ Ihm ward das Lügen schwer, es war ihm ungewohnte Arbeit. Monna merkte ihm an, daß er log und lachte innerlich. Mit solcher Meisterschaft, wie Papa Szmitt, log freilich so leicht keiner. Der historische Graf war irgend ein Ausschank auswärtigen Bieres oder, wenn Geld vorhanden, eine Weinstube, wo Herr Szmitt Zuhörer fand.

„Schade, es wäre vortheilhaft wegen des Zusammenarbeitens, nichts geht über offenen und öfteren Austausch. Ich will Ihnen vorspielen, was ich bei dem Waldliede empfunden habe, bei dem Liede da, mit den Rehen,“ sagte Monna.

Er ging, den Flügel zu öffnen; nun sah er die Ungehörigkeit und ward zornroth übergossen.

„Könnt Ihr denn nie . . .,“ brach er heftig aus. „Ich meine, wäre es nicht . . .,“ wiegelte er ab . . .

„Fräulein Jlowa, Ihre Dienstmagd ist in der That kompromittirend. Wenn man ihr auch nachsieht, daß sie vor dem Ausgehen den Spiegel hier im Salon benutzt, wäre es doch wohl angebracht, sie anzuhalten, ihre Verschönerungs-Geräthe gefälligst nicht herumtreiben zu lassen."

„Ich will ihr's sagen," entgegnete Jlowa. Das klang so fügsam, so garnicht starostenstolz, daß Sophus sie befremdet anblickte. Täuschte er sich oder sah er recht, ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen und um ihren Mund legte sich stumme Qual in scharfen Zügen. Ihn ergriff tiefes Mitleid mit der edlen Tochter des edlen Geschlechtes, dem glühende Vaterlandsliebe den Untergang gebracht. Alles war ihnen geraubt, bis auf die Trümmer ihres ehemaligen Besitzes und die Ehre. So hatte Herr Szmitt noch vor wenigen Minuten gesagt, der weiße würdige Alte mit der Jugendhoffnung auf Polens Glanzzukunft im Herzen.

Seine Augen richteten die vorwurfsvolle Frage an Monna: „Wie kann man hart gegen ein so edles, schönes Wesen sein?"

Monna wandte sich lächelnd zu Jlowa: „Gehen Sie nicht zu strenge mit der Person ins Gewicht, Fräulein Jlowa; mir scheint, der Armen ist die Unordnung angeboren. Und wer kann für Erbfehler?"

Jlowa sprang auf. Sophus glaubte, ihrem Munde wäre ein unterdrückter Schrei entflohen, aber da Monna in demselben Augenblick die Tasten anschlug, konnte er sich auch geirrt haben. Sie nahm den Gegenstand des Aergernisses wie ein giftiges Insekt zwischen zwei Finger und trug ihn hinaus.

Monna spielte. Er achtete der Umgebung nicht mehr;

die Kunst nahm ihn sichtlich auf ihre Fittige und erhob ihn hoch über die Quängeleien des Lebens.

Sophus lauschte. Es überschauerte ihn, die Musik zu seinem Liede zu vernehmen, die Klänge, nach denen die Sprache sich sehnte.

Monna spielte Läufe und schwere Gänge, die Knöchel zu schmeidigen. Das war noch nichts von dem Liede.

Jlowa kam wieder und setzte sich still auf ihren alten Platz; Leslawa folgte ihr und ließ sich neben Sophus nieder. „Papa läßt sich Ihnen bestens empfehlen," sagte sie laut. „Er bedauert unendlich, Ihre Gesellschaft nicht länger genießen zu können, aber der Graf . . ."

Monna schlug ungestüm auf; der Flügel ächzte. Leslawa schwieg.

Monna machte eine Pause. „Ich kann Ihnen nur erst ungefähr andeuten, wie ich mir die Sache denke, also der Wald, die Rehe und so weiter. Nun, Sie haben das Lied gemacht, Sie werden es schon heraushören."

Sophus' Herz begann zu klopfen. So war ihm als Kind gewesen, als er zum ersten Male vor dem Vorhange einer reisenden Theatergesellschaft saß, als endlich das Glockenzeichen gegeben wurde und die Scheidewand sich langsam vor den Wundern aufrollte, die „Preciosa" versprach.

Sanft und anmuthig erklangen Hornrufe, erst wie aus der Ferne, dann kräftiger betont aus der Nähe. Monna hatte den Schatz als Waidmann im grünen Rock, mit dem Jagdhorn aufgefaßt; das gefiel Sophus.

Ein lindes Gesäusel begann nun die Hornquinten und -terzen zu umspielen, immer stärker schwoll das Gesäusel an, es ward zum Sausen, zum Sturm, in den Bässen polterte es dazwischen, als wenn Pferde durchgingen, furcht-

barer konnte der zu ewiger Hirschhetze verdammte Hackelbärend nicht tosen. Sophus war starr. Der Lärm legte sich gemach und mit sachtem Gesäusel und verhallenden Trara-Nachahmungen schloß der Vortrag, wie er begonnen.

„Famose Jagdstimmung, nicht wahr?“ rief Monna, als er geendigt hatte und aufstand. „Nun, Theuerster, was sagen Sie dazu?“

„Gewiß . . .“ stotterte Sophus. „Das Bild einer gewaltigen Jagd . . . einer Jagd auf Ur und Elch, gewiß . . . groß und gewaltig. Für das Lied, fürchte ich jedoch, fast zu bedeutsam gewaltig.“

„Ich ließ mich hinreißen, ich ging weiter als der Text, aber das schadet nichts, ich greif' schon etwas Passendes, nach meinem Konzert. So kleine Formen wollen gefingert sein. Melodien finden ist schwer . . . aber das Klavier hat viele Tasten. Am liebsten hätte ich etwas Zusammenhängendes, daß man mit wiederkehrenden Motiven arbeiten könnte, die wirken immer. Darin ließe sich die Jagd vielleicht auch anbringen.“

„Ich hatte einmal die Absicht, ein Märchen in Liedern zu machen,“ entgegnete Sophus, „Alles was in den Märchen vorkommt, die böse Stiefmutter, der verwunschene Bruder, die Flucht in den Wald, die Jagd des Prinzen . . .“

„Jagd des Prinzen?“ unterbrach ihn Monna lebhaft.

„Ja, wie die Jäger die Prinzessin in der Wildniß finden und sie Aschenbrödel im Schlosse wird . . .“

„Mensch, das müssen Sie machen, das ist, was ich suche. Ein Märchen in Liedern wäre überdies neu . . .“

„Es sind aber die alten Stücke, dieselben Steine, womit das Volk seit undenklicher Zeit seine Sagen baut . . .“

„Das macht nichts. Genau besehen ist Alles schon einmal dagewesen, nur auf die Umgestaltung kommt es an.“

„Mir klingt auch Vieles übereins," sagte Leslawa. „Ich begreife überhaupt nicht, wie man so viele Musik von einander unterscheiden kann. Schließlich wäre es ja eigentlich auch gar nicht nöthig."

„Fräulein Leslawa ist, was man gründlich unmusikalisch nennt," gab Monna zur Erklärung.

„O, ich habe Musik recht gern, aber so den ganzen Tag, von früh bis spät . . ."

„Sie versprechen mir das Märchen," rief Monna laut. „Sie mit Ihrem Talent, Ihrer Begabung werden's schon machen. Aber wir müssen zusammenarbeiten, wenigstens müssen wir's versuchen und gerade jetzt ist die Gelegenheit außerordentlich günstig. Szmitt's haben zufällig ein Zimmer frei, das nehmen Sie, als Atelier sozusagen. Wie herrlich, wenn wir ungestört schaffen können. Ilowa, zeige . . zeigen Sie doch Herrn Witt das Zimmer!"

Ilowa nahm die Lampe vom Tisch und ging voran, die Andern folgten. Nach einer Viertelstunde hatte Sophus das kleine Zimmer gemiethet und die Hälfte der ausbedungenen Summe erlegt. Frau Szmitt ward zur Abmachung von Leslawa aus der Küche herbeigeholt. Sie entschuldigte ihr Ausbleiben mit der Abwesenheit der Dienstmagd. Sophus huldigte der einfachen, sogar etwas schmierigen Frau, die ihren Sturz so ergeben trug, mit ehrerbietiger Höflichkeit, ja er kam sich taktlos vor, ihr die eigenhändige Annahme des Miethgeldes zuzumuthen. Die ehemalige Freifrau nahm es mit einer Hast, die Sophus als Vorwurf empfand, er sah in dem Zugreifen und dem raschen Versenken des Geldes den Widerwillen gegen die vom Unglück aufgedrungenen geschäftlichen Erledigungen.

Frau Szmitt fragte, ob sie für Abendbrot sorgen solle? Monna lehnte ab; er sei anderwärts verpflichtet.

Sophus nahm auf das Höflichste Abschied von den Damen und ging dann mit Monna, der sich mit einem kurzen Gutenacht abfand.

Als sie gegangen waren, sagte Frau Szmitt: „Gott sei Dank, es ist wieder Geld im Hause.“

Ceslawa fügte hinzu: „Und das ist schön; ich habe Papa vorhin mein letztes gegeben. Soll ich Aufschnitt holen, Mama, oder spendiren wir uns Schokolade? Was meinst Du, Lowa?“

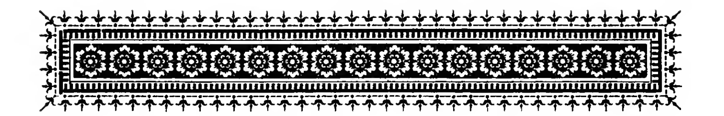
Ilowa antwortete nicht. Sie saß und weinte still vor sich hin.

„Lowa, was ist Dir?“

Mühsam nur vermochte sie Antwort zu geben, fast unhörbar schluchzte sie:

„Ich schäme mich.“





Ilowa.

Am nächsten Morgen brachte der Postbote ein Brieflein an Ilowa.

„Es muß ein Irrthum sein," sagte sie, „ich wüßte Niemand, der an mich schriebe."

„Vielleicht ein heimlicher Anbeter, Fräulein. Es giebt solche," schäkerte der Postmann.

„Mach doch auf, dann weißt Du's," trieb Leslawa die Schwester an.

„Von dem Herrn von gestern, der das kleine Zimmer gemiethet hat. Er bittet uns, es noch eine Weile zu benutzen, da er vor Monna's Konzert nicht zum gemeinsamen Arbeiten mit ihm käme."

„Wenn es nur Dauer hat," warf Leslawa ein. „Monna wollte ihn doch blos mit dem Zimmer reinlegen. Er giebt ja auch halbmal mehr, als Mama sonst dafür kriegte. Ich glaub', dem kann man viel vorreden."

Ilowa antwortete nicht. Sie las immer noch in dem Briefe.

„Er schmierte ihm Honig genug um den Bart," fuhr

Ceslawa fort. „Aber macht er's nicht auch so mit seinen Schülern? Zu jedem sagt er: ‚Sie mit Ihrem großen Talent‘, aber jedem einzeln. Es war nett von Monna, daß er Mama zu Gefallen so that. Ich finde das rücksichtsvoll von ihm.“

„Von wem?“

„Hörst Du nicht zu? Von wem? Von Monna!“

„Monna rücksichtsvoll? O wie war er bissig und wir mußten schweigen, in Gegenwart des Andern. Er höhnte uns, er machte sich lustig über Mama, über Papa . . .“

„Auch über Papa?“

„War Papa denn wirklich zu einem Grafen eingeladen? War das nicht eine Lüge von Monna, auf die Papa so liebenswürdig einging und sich entfernte, weil Monna vorspielen wollte? Siehst Du denn nicht? Hörst Du denn nicht, schämst Du Dich nicht auch?“

Ceslawa sah die Schwester verwundert an. Bis auf den heutigen Tag hatten sie sich der täglichen Vorkommnisse niemals geschämt, weder der Abgeschabtheit und Unzulänglichkeit, noch der beschönigenden Unaufrichtigkeiten, die Demüthigungen zu verwischen, die dem Hochmuth anspritzen, wenn er die Straße des Mangels schreiten muß. Warum sollte sie jetzt plötzlich sich den Lauf der Dinge zu Herzen nehmen? Es war ja gestern nicht anders als wie immer gewesen.

„Ich weiß nicht, was Du hast . . .“ entgegnete Ceslawa. „Wegen des jungen Menschen brauchen wir uns doch nicht zu scheniren, der ist froh, wenn wir ihm nichts thun. Und wie achtungsvoll benahm er sich gegen Papa und vor Mama verbeugte er sich wie vor einer richtigen Gräfin.“

„Das ist's ja eben. Jetzt hält er uns für mehr als

wir sind; wie wird er über uns denken, wenn er bei uns wohnt?"

„Laß ihn doch! Wir haben uns nichts vorzuwerfen."

Ilowa ward roth und wandte sich ab.

„Können wir dafür, daß die Politik Papa'n die Besitzungen raubte? Können wir gegen das Schicksal? Papa sagt: nur Geduld, die gerechte Sache siegt eines schönen Tages. Und das meinst Du doch auch?"

Ilowa verneinte mit kaum merklichem Schütteln des Kopfes.

„Lowa! Du erschreckst mich. Ich begreife Dich wirklich nicht, Papa sagt doch immer . . ."

„Papa hat Recht," entgegnete Ilowa schwer, „eines schönen Tages. — Monna spielte ihm die Jagdphantasie vor, die kein Verleger nehmen wollte und sagte, das sei die Musik zu seinem Liede. Monna betrügt ihn."

„Das sehe ich nicht ein. Die Musik muß doch verwendet werden."

„Und er vertraut ihm! Er ist arglos wie . . ."

„Wie wer?"

„Wie andere, die ihm trauten," entgegnete Ilowa bitter.

„Mir hat er ja auch recht gut gefallen, der . . . der Liedermacher, aber im Grunde genommen ist er mir zu sehr Jüngling. Anfangs glaubte ich, er könnte nicht bis fünf zählen; für besonders helle halt' ich ihn nicht."

„Sahst Du seine Augen nicht, die großen, tiefen, blauen? Mit denen sieht er den Menschen in die Herzen und die Herzen antworten ihm, was er wissen will."

„Er sprach ja kaum sieben Sätze gestern; wenn's hoch kommt, achte. Du hast wohl irgend etwas in der Zeitung

gefunden von solchen Augen, vielleicht in der letzten Geschichte. Die interessirt mich nicht. Von Fabrikarbeitern und Nähmamsellen mag ich nicht lesen, obgleich sie ja jetzt Mode sind. Was man aufschlägt: immer arme Leute. Lieber häkele ich, ohne dabei in Gedrucktes zu sehen, es mascht auch besser. Uebrigens gehe ich Garn holen, hast Du etwas zu besorgen?"

„Frage Mama. Sie wischt im Salon ab. Und laß den Kamm nicht wieder herumtreiben. Er gehört in die Zeitungsmappe."

Als Leslawa gegangen war, entfaltete Jlowa den Brief wieder und las und las, was auf der inneren Seite stand:

Es geht hinaus nach Norden
Mein einsam Fensterlein,
Dem ist noch nie geworden
Ein einz'ger Sonnenschein.

Ich pflanzt' in einen Scherben
Mir einen Nelkenzweig,
Den seh ich langsam sterben
Mit seinen Blüthen bleich.

Und draußen spielt die Sonne
Und lacht und kost und küßt,
O, daß von all' der Wonne
Für dich nichts übrig ist!

Sie sann über das Gedicht: je mehr sie darüber nachdachte, um so weniger zutreffend fand sie es. Sie wohnten nicht nach Norden, sie wohnten nicht in einer einfenstrigen Kammer, im Gegentheil, sie theilte mit der Schwester das Schlafsopha in dem zweifenstrigen Salon, und daß sie

eine Freundin von Nelken sei, konnte sie nicht gerade sagen.

Und doch fühlte sie in dem Liede ihre ganze Lebensnoth, all ihre Herzensnoth. Woher wußte der Fremde, daß sie kein Glück mehr erhoffte? Er wußte, wie gering sie war, aber er mißhandelte sie nicht mit beißenden Worten wie Monna; aus seinem Mitleid rang sich der klagende Schrei:

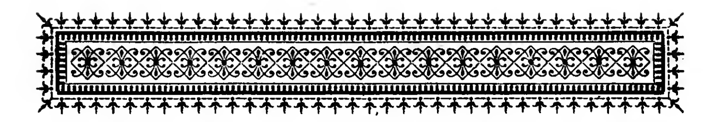
O, daß von all' der Wonne
Für dich nichts übrig ist!

Jlowa saß versunken, bis sie der Schwester Wiederkehr vernahm. Dann stand sie auf und machte sich zu schaffen.

„Ich wollte, weder Monna wäre in unser Haus gekommen noch der Liedermacher," sprach sie traurig vor sich hin.

Den Brief mit dem Liede aber schob sie sorgsam in den Busen.





Fräulein Rider und der Böse.

Fräulein Rider hatte einen Sonderzorn auf den Sing-Assessor. Sie konnte ihn schon früher nicht leiden, weil sie spürte, daß ihre Gegenwart ihm nichts weniger als Vergnügen bereitete, dann hatte er das Känguruh aufgebracht und drittens hatte er, als sie bei Termens ihren Besuch machte, und er in der gleichen Angelegenheit dort mit ihr zusammentraf, nicht allein ihre wichtige Unterhaltung mit Frau Termen gestört, sondern obendrein so anzügliche, herabsetzende Reden geführt, angespielt und gestichelt, daß sie fühlte, wie Frau Termen von Minute zu Minute kühler gegen sie ward.

Und was hatte sie gesagt? Worin Jeder ihr beistimmen mußte, der von der Musik etwas mehr als Drehorgel verstand: blos, daß Monna unübertrefflich Chopin und Liszt spielte, in Beethoven aber, sie wiederhole nur das, was Kenner äußerten, noch nicht ganz eingedrungen sei.

Und was erlaubte sich der Sing-Assessor gegenzureden, ohne abzuwarten, was die Damen sagen würden?

„Gestatten Sie, er ist sogar schon auf der andern Seite wieder durchgedrungen.“

Und sie hatte mit lachen müssen, um sich nicht zu verrathen.

Darauf sagte sie: „Keiner kommt ihm in der Technik gleich; in der Komposition scheint er jedoch weniger Glück zu haben."

„Wie?" fragte der Assessor. „Kein Glück in der Komposition? Er hat ‚Linde Lüfte' komponirt, bei denen muß man den Rockkragen hochschlagen, um sich keine Erkältung zu holen. Ich bitte, wer macht ihm das nach?"

„Nun ja, Sie sind sein Freund. Sie sehen keine Schatten . . . nur Licht. Das finde ich sehr hübsch, obgleich echte Freundschaft Aufrichtigkeit verlangt."

„Sie verzeihen, jene öffentliche Aufrichtigkeit, die unter dem Scheine des Bessernwollens die Schwächen des Freundes preisgiebt, ist von Falschheit nicht zu unterscheiden. Der wahre Freund bekämpft des Freundes Fehler, aber er macht nicht Andere darauf aufmerksam."

„Sehr ideal. Wenn alle Menschen so dächten, wäre die Welt ein Paradies."

„Kennen Sie ein Paradies ohne Schlange?" fragte der Assessor.

„Sie glauben doch nicht an Kindergeschichten?"

„Bewahre, es ist Alles nur Allegorie. Die Paradiesschlange ist die Neugier, die Neugier hat ein Junges, das ist die Schadenfreude, die Schadenfreude hat eine Menge Junge: Klatschsucht, Uebertreibung, Verleumdung und mehr so niedliche Thierchen. Die Menschen vermehrten sich und die Schlangen desgleichen, die wirklichen sowohl, wie die allegorischen."

„Sie scheinen darin Erfahrung zu haben."

„Sicher. Das Gericht ist der Strand, auf den der Strom des Lebens Alles wirft, was moralischen Schiffbruch

litt. Das erleben wir Juristen in unserem leidigen Berufe täglich."

„Sie leugnen doch nicht etwa den Fortschritt zum Besseren?"

„Ueber Kain und Abel sind wir noch nicht hinausgekommen. Wie damals ist auch heute der Neid die Wurzel des Hasses, und der Haß zeitigt den Todtschlag. Nur machen wir es nicht so grob, wie Adam's ungebildeter Aeltester; wir morden feiner, nicht mit der Keule, sondern mit Nadelstichen. Wir stürzen eigenhändig Niemand in den Abgrund, wir drängen ihn nur bis an den Rand. Warum auch Jemand das Leben nehmen, das wäre Verbrechen. Man hat ja nur nöthig, ihm das Leben unerträglich zu machen, da nimmt er es sich selbst und unser Gewissen bleibt rein. Es giebt Leute, die ein Gläschen Rum als sündhaften Alkohol verabscheuen, sich einen Schuß Rum in ihren Thee aber ohne Bedenken gestatten. Die stehen unter jenem Feingefühl, auf das wir stolz sein dürfen."

„Ich weiß nicht, wen Sie mit Ihrem ‚wir' meinen, Herr Assessor?"

„Unsere heutige Gesellschaft."

„Also uns Alle! Auch Frau Termen und gar ihr liebenswürdiges Fräulein Tochter? In der That, Herr Assessor . . . das nenn' ich galant."

„Die Anwesenden sind immer ausgenommen," entgegnete der Assessor ruhig. „Wie kamen wir überhaupt auf ein so unerquickliches Thema, wie das von Nadelstichen, Verleumdung, Bosheit, gesellschaftlichem Mord und was dazu gehört? Ach so . . . Sie sprachen von meinem Freunde Monna. Nicht wahr, Sie sind auch der Ueberzeugung, daß eine in der Gesellschaft zum Glaubenssatz erhobene Meinung die Schranke bildet, die Keiner je über-

windet, dem sie gezogen wurde? Ein verringerndes Wort, so unberechtigt es sein mag, reißt herunter, was ein Künstler vielleicht in jahre-, jahrelangem Fleiße aufbaute, an seiner eigenen Vervollkommnung erarbeitete; ein einziges böses Witzwort kann des Künstlers Lebensweg durchschneiden, wie schon Cervantes in seiner ‚Alkaldenwahl von Daganza‘ sagt: ‚Mit schnöder Rede kann ein frecher Richter weit mehr verwunden, als mit seinem Spruch, und spräch' er auch die schärfste Strafe aus‘."

„Darum hüte Jeder seine Zunge, daß er seinen Mitmenschen keine bösen Namen anhänge," sagte Fräulein Rider scharf.

„Aber," nahm Frau Termen das Wort, „es wird doch in der Gesellschaft nicht ausschließlich getadelt. Sie lobt auch; sie schwärmt! Sie hat schon oft den Ruhm aufsteigender Sterne verkündet, und öffnete dem Künstler den Weg zur höchsten Anerkennung. Wenn ich aufrichtig sprechen darf, so muß ich gestehen, daß das Lob in gesellschaftlichen Kreisen den Tadel zu überwiegen pflegt. Ich fürchte, Sie sehen zu schwarz, Herr Assessor. In Juristen steckt stets etwas von einem Staatsanwalt, der Jeden, der noch nicht von dem Gericht freigesprochen worden ist, für anklagewürdig hält. Ich gebe zu, daß man sich in der Gesellschaft irren kann, aber absichtlich verleumdet doch wohl Niemand."

„Der Herr Assessor lassen sich von der Phantasie hinreißen," pflichtete Fräulein Rider bei. „Der tägliche Umgang mit Gesindel kann ja auch nicht ohne Einfluß auf das Denken bleiben."

Der Assessor antwortete ruhig: „Wenn Verleumden den Mund färbte wie Besinge, wie viele Blaumäuler wohl umherliefen."

Gisela lachte: „Das müßte sehr komisch aussehen."

„Sehr!" lachte Fräulein Rider pflichtschuldigst mit.

Fräulein Rider glaubte jetzt, der Assessor würde sich nach diesem Lacherfolge empfehlen, aber sie täuschte sich. Von gleicher Vorsicht geleitet, wie sie, überließ er dem Gegner nicht das Feld, die Saat übler Nachrede darauf zu säen, so daß sie, als die Erstgekommene, auch zuerst aufzubrechen gezwungen war.

„Geh'n Sie mit?" fragte sie den Assessor. „Es ist schon spät."

Als Mann von guten Umgangsformen konnte der Assessor nicht zurückbleiben.

„Ich stehe zu Diensten," antwortete er. „Schließen wir die Gerichtssitzung."

„Immer scherzhaft," sagte Fräulein Rider mit süßem Lächeln, das ihre Wuth nur schlecht verhehlte. „Wie thöricht doch die Menschen sind, die meinen, der juristischen Carriere sei gediegener Ernst am angemessensten."

„Entschuldigen Sie, heute regiert der Witz; selbst in Parlamenten ist manchem Redner mehr an Witzberühmtheit gelegen als an der unbejubelten Förderung des Staatswohles."

„Man sieht einen witzigen Menschen lieber als den allzuernsten," sagte Frau Termen. „Und eine so geistvolle Unterhaltung, wie unser lieber Assessor sie bietet, weiß man zu schätzen."

„Und die Stimme, die wunderbare Stimme; ist es wahr, Herr Assessor, daß Sie zur Bühne gehen wollen?" fragte die Rider.

„Mir neu," antwortete der Assessor sichtlich geschmeichelt.

„Man sprach davon. Graf Hochberg soll bereits auf Sie aufmerksam gemacht worden sein."

„Ich gratulire!" rief Frau Termen.

„Zu freundlich und leider zu früh," lehnte der Assessor ab.

Die beiden Besucher empfahlen sich. Frau Termen war auffallend zurückhaltend gegen Fräulein Rider.

Auf der Straße trennten sich Fräulein Rider und der Assessor. Sie tauschte die üblichen Höflichkeitsformeln mit ihm aus und bezwang ihren Grimm über seine Angriffe und Anspielungen. In ihrem Inneren aber kochte es und als sie, zu Hause angekommen, die Unterhaltung in ihrem Gedächtnisse wiederholte, knirschte sie mit den Zähnen.

„Er soll es büßen,“ zischte sie, „ich will mich rächen, ich will; ich will. Hätte ich Aqua Toffana, daß ich ihn langsam hinsiechen ließe: ohne Rettung, ohne Erbarmen könnt' ich es ihm anthun, daß er dahinschwände wie ein Schatten, sich in Schmerzen krümmte. Könnt' ich, könnt' ich!“

Sie nahm ihr Geheimbuch und schrieb mit enger, feiner Schrift „Nicht zu vergessen“ hinein. An diese Ueberschrift reihte sie das Besuchsgespräch und schloß mit den Worten: „Diesem Menschen gegenüber besondere Vorsicht; ich ließ mich durch seinen Spott hinreißen, das darf nicht wieder vorkommen. Ich war dumm.“

Als sie den letzten Satz geschrieben hatte, athmete sie erleichtert auf. Sie hatte Keinen, an dem sie ihre Wuth auslassen konnte, als sich selbst. Nun schimpfte sie sich auf dem Papiere aus und das that ihr wohl, wie einem Dampfkessel das Aufschleudern der Sicherheitsklappe. Sie war nahe daran gewesen, in den eigenen Finger zu beißen; jetzt war's nicht mehr nöthig.

Draußen schellte es kurz und begehrlich.

„Das ist Petroleum,“ sagte Fräulein Rider und ging, zu öffnen.

„Was willst Du?“ fragte sie den Jungen, der ohne Aufforderung, näher zu treten, durch die Thür schlüpfte.

„Meinen Groschen,“ erwiderte Petroleum mit der Bestimmtheit eines Exekutors.

„Du hast nichts zu fordern; keinen Pfennig. Du hast Dein Wochengeld gekriegt."

„En Jroschen fehlt noch," wiederholte Petroleum seine Forderung mit gleicher Sicherheit im Tone.

„Komm herein, hier draußen ist's kalt."

Petroleum folgte Fräulein Rider in das weiße Gemach.

„Wofür kriegst Du den Groschen?"

„Weeß ick nich; ick hab'n aberst zu kriejen."

„Das lügst Du."

„Det is nich wahr."

Fräulein Rider krallte die Finger; sie hätte dem Jungen in die kurzgeschorenen Haare fahren mögen, ihm ein Ohr abreißen oder beide; ihm die Nägel in die Augen zu bohren, wäre ihr Lust gewesen, in die Augen, mit denen er sie nicht ansah. Es war ihr schon oft aufgefallen, daß der Knabe sie nie anblickte, wenn sie mit ihm sprach, daß sein Auge dem ihren stets auswich, als wolle es nicht in sich lesen lassen. Heute ärgerte sie sich besonders über das Wegschulen.

„Du hast wohl ein böses Gewissen?" fragte sie.

„Jewissen?" erwiderte Petroleum. „Da jiebt Keener wat vor."

„Warum siehst Du Einen nicht gerade an?"

„Weil ick mit'n krummen Blick jeboren bin und for's Jeborene kann der Mensch nich."

„Wo hast Du denn die Weisheit her?"

„Von unsern möblirten Herrn."

„Ihr einen möblirten Herrn?" rief Fräulein Rider erstaunt, „das mag eine nette Nummer sein. Wo habt Ihr denn den zu wohnen?"

„In des Zimmer, wo's nach'n zweeten Hof durchjeht."

„Das ist ja nur eine Art von Kartoffelkeller."

„Jewesen," fügte Petroleum mit abweisender Deutlich-

keit hinzu. „Et is nu so fein wie bei'n Jründer, sagt mein Vater."

„Und da wohnt wirklich ein Mensch drin?"

„Ville mehr als'n Mensch, et is'n Herr. 'n heimlicher Doktor, sagt mein Vater; er will blos nich Doktor jenannt sind, weil er mit das momentane Einkommen genirt is. Aber bei die nächsten Wahlen, da is er wieder oben uf, da hat er Jeld wie Heu. Er bebt vor nischt zurück, sagt mein Vater."

„Was ist er denn, Petroleumchen?"

„Det sagt er nich. Blos mein Vater sagt, et is'n elektrischer Kopp, vor den sollen se sich in Acht nehmen, wenn er ran kommt."

„Welche ‚sie', Petroleum?"

„Se Alle mit'nander, janz besonders solche, die den Volke sein'n sauer verdienten Lohn abknappsen. Ick krieje immer noch meinen Jroschen."

„Du hast am Sonnabend Dein Wochengeld richtig bekommen."

„Stimmt nich; ick bin ufjeschlagen, et kostet von jetzt an 'n Jroschen mehr und die vorichte Woche hab' ick mit rinjenommen. Wenn's Jhn'n nich paßt, können Se ja man sagen ‚is nich', worauf hin ick mir denn ooch zu erwidern erlaube: dito. Et jiebt ja Jungens zum Ausloofen jenug, in Kamerun sojar janzen schwarzen."

Der magere Knabe sagte das so gelassen und ruhig, als sei er fünfzig Jahre alt und habe fünfzig Jahre hindurch einem Vermiethungsgeschäfte vorgestanden. Die mageren, bleichen Lippen blieben ernst, wie die eines alten Mannes, dem das Leben das Scherzen abgewöhnte.

„Und wenn ich einen anderen Knaben nehme, verdienst Du garnichts mehr. Hast Du das bedacht?"

„Eh der an de Treppe ran is, hab' ick'n verhauen," entgegnete Petroleum. „Wat will der uf unsern Hof?"

„Weil ich einmal an Dich gewöhnt bin und Du Bescheid weißt, will ich Dir einen halben Groschen zulegen."

„Wenn ick nich irre, is von'n halben Jroschen jar nich de Rede jewesen."

„Ich geb' nicht mehr!"

„Adje."

Der Knabe wandte sich zum Gehen. Fräulein Rider faßte ihn fest an der Schulter und drehte ihn um. „Kanaille!" fauchte sie ihn an.

„Ick wußte ja, det ick ihm krichte," sagte Petroleum.

„Nur unter der Bedingung, daß Du besser Acht giebst, die Feuerung nicht vergissest."

„Sie können sich uf mir verlassen."

Fräulein Rider gab dem Jungen den verlangten Groschen; die Hand, die ihn reichte, zitterte. „Petroleum," begann sie dann, sich allmälig zu Freundlichkeit zwingend, „Petroleum, möchtest Du Geld verdienen?"

„Na ob."

„Kennst Du Maulwürfe, Petroleum?"

„Sein kann es sind, det ick welchen jesehn habe."

„Es sind Thiere, die in Gängen unter der Erde leben."

„Die fängt meine Mutter, in'n möblirten Herrn seine Stube, da kommen se immer aus de Erde raus. Meine Mutter faßt se bei'n Schwanse und schlägt se jejen den Tisch oder de Wand oder sonst wat unjesund vor se is und schmeißt se denn uf'n Hof."

„Das sind ja keine Maulwürfe."

„Nee . . . 't sind Mause."

„Siehst Du!"

„Andern haben wir nich."

„Petroleum, wenn Du mir einen Maulwurf bringst, geb' ich Dir fünfzig Pfennige. Aber sag es Niemand."

„Det ‚nischt sagen' muß extra verjütet wer'n."

„Sechzig Pfennige."

„Achtzig!"

„Mach', daß Du raus kommst."

Der Knabe ging, ohne ein Wort zu sprechen, sein altkluges Gesicht verzog keine Miene. Wäre sein Anzug nicht zu kurzfutteralig für Arme und Beine gewesen, hätte man ihn für einen Verzwergten halten können, so aber verrieth er, daß er noch wuchs.

„War denn früher so etwas möglich, als das Volk noch kuschte?" fragte sich Fräulein Rider, nachdem Petroleum gegangen war. „Nur so weiter, nur noch mehr verziehen, nur noch mehr herumpäppeln, kajoliren und Füße lecken, bis sie Alle, Alle Petroleums sind. Es giebt ihrer schon genug, die auf der Straße keinen Bessergestellten gerade ansehen und scheu wegblicken, wie Musje Petroleum, das sind die, die lauern, bis es losgeht. Dann schlagen sie zu, mit abgewandtem Blick, sie haben keine Kourage, ihr Opfer anzusehen. Mir schon recht, mich schützt die Gesellschaft auch nicht, ich muß mir Frechheiten von einem Jungen gefallen lassen, dem ich nicht einmal die Ohrfeigen geben darf, die er von rechtswegen verdient hat. Ihm steht das Gesetz bei. Gegen mich aber kann er impertinent sein nach Herzenslust, frech, respektswidrig, tückisch, beleidigend, niederträchtig, ich finde keinen Beistand. Der Schutzmann weist mich ans Gericht und am Gericht sitzen höhnische Assessoren. Da wird man mit Witz behandelt und die Zeitungen bringen zum Ergötzen der Menge hinterher die Verhandlung. Der Schandpfahl ist abgeschafft, aber in den Zeitungen wird mancher armer Sünder noch heute ausgestellt, nicht blos für ein Städtchen,

nein, für die weiteste Oeffentlichkeit. Und er kann sich nicht wehren, darf sich nicht wehren, muß stillhalten, eingeklemmt in die Spalten, die seinen Namen fester halten, als Band und Halseisen einen Mann am Kaak."

„Ich wollte, ich hätte Jemand, der Petroleum durchwalkte. Warum hab' ich keinen Mann?"

Sie zuckte zusammen. Ihr war, als hätte Jemand ganz leise Känguruh gerufen.

Ihre Hände ballten sich.

„Könnt ich nur an eine Zeitung kommen. Ich würde Leute an den Pranger stellen, die Welt sollte mit Fingern auf sie weisen und sie sollten heulen vor Schimpf und Aerger."

Sie hatte öfter versucht, hämisch abgefaßte Notizen ihres Nachtbuches in Zeitungen unterzubringen, allein da die Einsendungen namenlos eingingen, wurden sie nicht beachtet, obgleich die Blätter, die sie mit ihren Zusendungen bedachte, Geschichten aus der Gesellschaft brachten, die sich von dem gewöhnlichen Klatsch nur dadurch unterschieden, daß dieser mündlich, jener aber durch Druckerschwärze verbreitet wurde; erzählt waren sie aus demselben Geiste, der lieber den Stab über den Nächsten, als Armen das Brot bricht, die Gefallenen höhnt statt tröstet, Uebles lieber ärger als gut macht.

Sie wußte, daß man sie fürchtete, daß man ihre Macht stärker schätzte als sie wirklich war. Sie hatte Gift, aber sie konnte nicht beißen, wie sie wünschte. Ihren auf Monna gezielten Hieb, bei Termens, hatte der Assessor abgefangen, das Gift war nicht nur umsonst verspritzt, sondern hatte ihr selbst geschadet.

„Ich verschriebe mich dem Teufel," murmelte sie, „gäbe er mir Macht. Ich thät's wahrhaftig. Schade, daß es keinen Teufel giebt."

Wieder wurde geschellt.

Fräulein Rider erschrak; sie hatte so lebhaft an einen Pakt mit dem Bösen gedacht, daß sie glaubte, er selbst oder einer seiner Stellvertreter zöge an der Klingel.

Als sie öffnete, erschrak sie noch heftiger. Der Mann, der draußen stand und Einlaß begehrte, hatte wirklich etwas von einem Teufel. Die dunklen, stechenden Augen unter buschigen, in einander laufenden Brauen, die starke, scharf geschnittene Nase, der schwarze Schnurrbart über dem boshaft lächelnden Munde, das spitze, energische Kinn, vor Allem aber zwei tiefe Wangenfalten, gaben dem Gesicht des Fremden den Ausdruck des Mephistophelischen.

„Entschuldigen Sie," begann der Mann mit einer tiefen, wohllautenden Stimme, „wenn ich ohne weitere Formalitäten mich in Ihrem eigenen Interesse direkt an Sie wende . . ."

„Ich wüßte nicht . . .," stotterte Fräulein Rider.

„Es handelt sich um Petroleum, der, wie ich annehmen muß, im Begriffe steht, Sie, mein Fräulein, wenn ich die Ehre habe, Fräulein Rider gegenüber zu stehen, zu . . . zu . . . kurz gesagt, zu kompromittiren."

„Der Schlingel . . . Bitte, treten Sie näher."

„Mein Name ist Elwalt, Jurist," fuhr der Eintretende fort.

„Sehr angenehm. Bitte, nehmen Sie Platz."

„Wir sind gewissermaßen Hausgenossen; ich wohne seit einiger Zeit sozusagen mit Ihnen unter einem Dache."

Jetzt wußte Fräulein Rider, wer es war: Petroleums möblirter Herr.

„Hat der dumme Junge sich Aeußerungen erlaubt?" fragte sie. „Er ist eine so verlogene Range, wie sich je eine in Berlin's Straßen umhertrieb."

„Er rühmte sich in meiner Gegenwart und der seiner

Eltern, — ich habe ihnen ein Zimmer abgemiethet, das so ruhig ist, wie ich es lange vergebens suchte — daß er Sie — verzeihen Sie den unparlamentarischen Ausdruck — unter habe. Das empörte mich, ich war Student, mein Gefühl für Ritterlichkeit und Frauenehre war verletzt, ich folgte meiner ersten Eingebung und so sehen Sie mich hier, mit der Frage, ob ich Ihnen meinen Schutz anbieten darf, ob Sie gewillt sind, den Beistand eines Kavaliers, eines Ehrenmannes anzunehmen?"

Bei diesen Worten war Herr Elwalt aufgestanden und verneigte sich höflich vor dem verwunderten Fräulein, das ihn anstarrte, als traue sie ihren Sinnen nicht. Es kam Jemand, ihr heißes Begehren nach Schutz zu erfüllen und dieser Jemand war ein Mann, dessen Stimme so voll und bestrickend klang, dessen Gestalt Kraft verrieth, dessen Nähe eine seltsame Macht auf sie ausübte, wie das Ausströmen betäubenden Luftgiftes. Sie fühlte, wie sie seiner Gewalt verfiel, wenn sie sich nicht wehrte. Sie athmete schwer auf. „Nein!" rief sie laut und gellend. Leiser und nachgiebiger fügte sie dann hinzu: „Ich danke Ihnen; ich wußte mir bis jetzt allein zu helfen und entbehrte, aufrichtig gesagt, des Beistandes nicht."

Sie erröthete, wie sie also sprach. Die Blicke des Mannes ruhten auf ihr und durchschauten sie, sie wußte, daß er wußte, wie sie log.

Sie lauschte auf seine Entgegnung, auf das Wort des Hohnes, auf das triumphirende Verstehengeben der Ueberlegenheit. Wie wundersam aber berührte sie die Sanftmuth, mit der er bat: „Verzeihen Sie, wenn ich aufdringlich erschien; nichts könnte mir fataler sein, als von einer Dame falsch beurtheilt zu werden. Vom Volke mißverstanden zu werden ist das Loos jedes Gebildeten, dessen äußere Umstände nicht mit seinem inneren

Werth in Einklang stehen, dem das Leben zeitweilig das ihm zukömmliche Wohlergehen vorenthält, denn das Volk geht nur nach dem Schein. Von seines Gleichen aber wünscht man Richtigschätzung."

„Ich verkenne Ihre trefflichen Absichten keineswegs, aber ich bedarf keiner Hilfe!"

„Vielleicht kann ich Ihnen dennoch nützlich sein, wenigstens behilflicher als jener unzuverlässige Petroleum. Sie wünschen einen Maulwurf . . ."

Fräulein Rider stieß einen leisen Schrei aus und blickte den Fremden entsetzt an. „Der Junge lügt," brachte sie mühsam hervor. „Er hat noch nie ein wahres Wort gesagt."

„Ganz meine Meinung," stimmte der schwarze Mann ihr verbindlich zu. „Ich erlaubte mir vorhin schon zu bemerken, daß das Volk uns meistens mißversteht. Ich darf also unten erklären, daß Petroleum infam lügt und eine Züchtigung dafür verdient, daß er sich auf Kosten einer gebildeten Dame lustig macht, indem er sich rühmt, von ihr als Maulwurfsjäger angestellt zu sein . . . sie wären sich nur noch nicht über den Lohn einig."

Fräulein Rider stand wie auf Kohlen. Was würde Petroleum ihr anthun, wenn sie den Maulwurfsfang leugnend, ihn der Lüge bezichtigte, deren er nicht schuldig? Was sollte sie dem Fremden glaubwürdig als die Veranlassung eines Irrthums vorspiegeln, in dem Petroleum befangen sein könnte? Ihr fiel nichts ein; sie war gehirndumpf.

Der Fremde ließ ihr Besinnenszeit. So leicht wie es ihm gewesen war, Petroleum auszuhorchen, der sich bei ihm erkundigt hatte, wie Maulwürfe eigentlich aussähen und wo sie sich haschen ließen, ebenso war es ihm geglückt, das Fräulein zu überrumpeln, von dem Pantinenmachers sagten, sie habe Geld und sei eine Vornehme, die mit ganz Vornehmen umgehe. Das war, was er gebrauchen konnte.

„Wenn Sie schreien hören," sagte der Fremde, „empfängt Petroleum sein Deputat. Seine Eltern sind arm, aber rechtlich. Das Volk . . . ."

„Nein, nein," fiel Fräulein Rider ihm eilig in die Rede. „Ich wünsche nicht, daß hart mit dem Knaben verfahren werde. Ich sprach einmal mit ihm über Kaninchen oder waren es Marder, ich glaube, es waren damals Marder auf dem Boden, die sollte er fangen, ganz recht, es waren Marder, und gewiß hat er sie mit Maulwürfen verwechselt. Das finde ich nicht strafbar. Er ist sonst ja ein guter Junge und anstellig, wenn auch mitunter unüberlegt, wie eben Knaben einmal sind. Ich möchte nicht, daß er Schläge bekäme meinetwegen. Nein, nein!"

„Da Sie für ihn bitten und ihm verzeihen, ist meine Mission erledigt." Herr Elwalt wandte sich zum Gehen.

„Womit kann ich mich für Ihre liebenswürdige Wahrung meiner Interessen dankbar erzeigen?"

„Ich bitte . . ., ich suchte nur meine Pflicht als Kavalier zu erfüllen. Wenn Sie mir jedoch gestatten, Ihnen wieder einmal meine Aufwartung machen zu dürfen . . . wir sind ja Hausgenossen . . ."

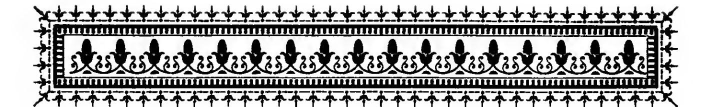
Er bot ihr die Hand zum Abschiede, Fräulein Rider gab ihm die ihre.

„Darf ich?" fragte er.

„Ja," sagte sie kaum hörbar. So hatte noch Niemand ihr die Hand gedrückt. Es durchlief sie ein süßer Schwindel, sie mußte sich halten, um nicht zu sinken und umklammerte die Hand des fremden Mannes, dessen Augen unter den buschigen, zusammenlaufenden Brauen sieghaft aufleuchteten.

Als er gegangen war, stand sie lange Zeit reglos.

„Er wird wieder kommen!"



Das Märchen in Liedern.

Sophus war sogleich an die Arbeit gegangen, wenn auch Monna wegen seiner Uebungen sich ablehnend gegen Alles verhielt, was an Komponiren erinnerte. „Später, lieber Liedermacher," sagte er. „Später!" — Sie nannten ihn Alle „Liedermacher" in der Pension Szmitt, und auch bei den abendlichen Zusammenkünften im Kaffeehause. Sophus war deß zufrieden, da Monna ihn zuerst so genannt hatte. Alles, was von Monna kam, dünkte ihm lieb und gut. Für ihn und für die Jagdmelodie hatte er es ja auch gemacht:

Das Märchen.

I.

Mein Bruder ist ein wilder Schwan
Auf dunklem Waldes-See.
Was hab' ich Vater und Mutter gethan
Für so viel Leid und Weh?

Die fremde Frau sitzt auf dem Thron
Dem Vater zur rechten Seit'.
Sie trägt der Mutter demantne Kron';
Von Purpur ist ihr Kleid.

Lieb' Vater, blicke mich einmal an,
Nur einmal und dann Ade.
Mein Bruder ist ein wilder Schwan
Einsam auf fernem See.

II.

Ans Fenster klopfte der Rosenzweig,
Darob bin ich erwacht;
Ein Flüstern drang aus dem Garten auf
In stiller Mitternacht.

Sie waren so leis, ich hörte so laut,
Was Windhauch zu mir trug,
Die fremde Frau und ihr Buhle traut,
Die sprachen des Zaubers Spruch:

Kein Gold, kein Schwert, noch der Liebe Macht
Den wilden Schwan befreit.
Den löst ein bittres Kräutlein nur,
Das bittre Kräutlein Leid.

Ich fragte die Nacht, ich fragte den Tag,
Die wußten mir kein Bescheid,
Wo in der Welt ich finden mag
Das allerbitterste Leid.

III.

Die Quelle ist mein Spiegel,
Flecht' ich das seid'ne Haar,
Mein Thron ein Felsenhügel,
Mein Volk der Vögel Schaar.

Sie singen ihre Lieder,
Sie singen ohn' Unterlaß.
Ich schlag die Augen nieder,
Die sind von Thränen naß.

Ich weiß wohl, was sie sagen
In Tönen leis und lind,
Ich weiß wohl, sie beklagen
Ein armes Königskind.

IV.

Vorbei, vorbei der ganze Troß,
Zu Ende die fröhliche Jagd.
Nun wohn' ich in des Königs Schloß
Und dien' ihm als niedre Magd.

Sie spotten über mein Angesicht,
Sie höhnen über mein Kleid,
Ach, all ihr Quälen bringt mir nicht
Das Leid, das lösende Leid.

Wie könnte mir Leides wohl geschehn,
Wie schmerzte mich Spott und Hohn,
Kann ich doch aus der Ferne sehn
Des Königs schönen Sohn.

Die Glücklichste wär' ich im Land,
Wie eine Zweite kaum,
Dürft' ich berühren sein Gewand
Und küssen den goldenen Saum.

V.

Die Hallen glänzen im Festgewand,
Die Schiffe harren am Meeresstrand,
Gefüllt mit geschmückten Leuten.
Wer will mir das deuten?

Sie haben mich in den Wald geschickt,
Die blauen Veilchen hab' ich gepflückt
Und duftende grüne Maien,
Auf den Weg zu streuen.

Nun soll ich singen und jubeln laut
Dem Königssohn und seiner Braut.
Weh, unter Jubeln und Singen
Will das Herz mir springen.

Ich seh' die grünen Maien nicht mehr,
Die schwarze Nacht zieht um mich her;
Ich kann dich Holden nicht grüßen,
Lieg' dir todt zu Füßen.

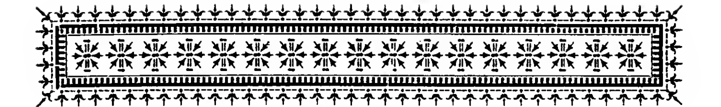
VI.

Ich öffne meine Augen nicht,
Sie blendet des Himmels hellstes Licht,
Mich hält sein Arm, ich athme kaum,
Laßt mich nicht erwachen aus süßem Traum.

Wer netzt mit Thränen meine Hand,
Wer spricht vom fernen Heimathland?
Lieb Bruder, du? Befreit, befreit!
O laßt mich nicht sterben vor Seligkeit.

Was jubeln und rufen die Leute laut?
Sie preisen Bräutigam und Braut.
O sagt den Waldvöglein geschwind
Vom glücklichen, seligen Königskind.





Künstlerstreben.

Die Zeitungen hatten Monna's Konzert bereits wiederholt vorgemerkt: in den Kunstmittheilungen stand zu lesen, daß Viktor Monna, einer der bedeutendsten Klaviervirtuosen, wenn auch nicht aller Jahrhunderte, so doch des laufenden und das russische Capriccio das Schwierigste sei, was jemals für Klavier geschrieben ward.

Unter den Anzeigen der Tagesblätter waren Ort und Stunde des Konzertes angegeben und die Namen der Mitwirkenden. Die Mittheilungen im redaktionellen Theil kosteten nichts, die Annoncen aber mußten bezahlt werden und dazu brauchte Monna Geld. Es war nothwendig, die Anzeige in zehn maßgebende Zeitungen zu rücken, damit das Publikum der Keichshauptstadt von dem Konzerte Kenntniß erhielt und da zur Erweckung der Aufmerksamkeit öfteres Einsetzen unerläßlich war, so gingen für die Vorkosten, die Säulenanzeigen, den Druck der Abendzettel und der Einlaßkarten eingerechnet, Goldstück über Goldstück darauf. Miethe für den Saal, Beleuchtung, Lohndiener, Flügel, Kutschen, die Mitwirkenden abzuholen, Blumen für die Sängerin, Honorar für die unterstützenden Künstler, Trinkgelder, zählten zu den weiteren unumgänglichen Ausgaben.

Das Alles rechnete Viktor Monna seinem Freunde in dürren Zahlen auf einem Blatte Papier vor und Sophus schätzte sich glücklich, ihm die niederdrückenden Mammonssorgen abnehmen zu können. Er ging zu Herrn Termen, sich außer der Zeit einen Vorschuß auf seine Zinsen geben zu lassen.

Da Termen nicht blos sein Bankier, sondern mehr sein Vormund war, fragte er nach dem Warum der Geldbedürfnisse und Sophus stand offen Rede.

„Also ein Freundschaftsdienst!“ sagte Herr Termen. „Ich glaubte, dergleichen käme nicht mehr vor; wenigstens habe ich gefunden, daß wer heut zu Tage Geld giebt, es nie interesselos giebt, irgend etwas verlangt man für seinen Edelmuth. Es ist das der Dankbarkeitswucher.“

„Auch ich habe mein Interesse,“ entgegnete Sophus. „Monna ist ein hervorragender Künstler, der nur eines entscheidenden Sieges bedarf, um von allen Hemmnissen befreit zu werden und ganz der Kunst leben zu können. Alles Schöne, was er dann der Welt in den Schooß wirft, belohnt mich tausendfach, half ich doch seinen Weg ebenen.“

„Und wenn Ihr verehrter Herr Künstler nachher nichts Schönes schafft, wo bleiben da Ihre Zinsen?“

Sophus Witt lächelte mitleidig über solchen Zweifel. „Monna wird groß,“ entgegnete er überzeugt.

„Lieber junger Freund,“ sagte Herr Termen und legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter, „die Menschen zerfallen in zwei Klassen: in solche, die am Ausgeben und solche, die am Zusammenraffen des Geldes höchste Lust haben. Welche es sind, die auf Kosten der Anderen zu kurz kommen, brauche ich Ihnen nicht auseinander zu setzen. Aber es giebt mehr Verschwendbares als das Geld. Sie sind noch jung und unerfahren, vor Allem ein Neuling

im weltstädtischen Leben; geben Sie nicht stets, sondern sammeln Sie auch. Lernen Sie an sich selbst denken."

„Das thue ich," erwiderte Sophus. „Und der mich es lehrt, ist Monna; ohne seine Ermuthigung würde ich mich für talentloser halten als ich vielleicht bin. Geben Sie Acht, ich werde noch anmaßend auf mein bischen Liedermachen."

„Stolz lieb ich den Spanier. Werden Sie nur nicht so berühmt, daß Sie uns darüber vernachlässigen. Warum sieht man Sie nicht einmal uneingeladen bei uns? Meine Damen lieben Poesie."

„Oh, zum Vorlesen sind meine Sachen nicht geeignet," wich Sophus aus. „Aber Monna wird sie in Musik setzen."

„Dann kommen Sie ohne Ihre schätzenswerthen Werke," sagte Herr Termen.

Mit dem größten Vergnügen nahm Sophus Witt die Einladung an und verabschiedete sich.

Es that ihm weh, wenn seine Begeisterung für Monna auf Widerstand traf; er empfand dabei körperlichen Schmerz. Seelische Verstimmungen verursachten ihm dumpfen Druck in der Herzgegend und dem folgte dann eine Gemüthsmattigkeit, die nur langsam wich. Das nannte er sein Herzleid. Er sagte Niemand davon, wenn es ihn anfiel, sondern trug es allein und traurig.

Jetzt war er froh, Monna helfen zu können, aber in seine Freude mischte sich ein wenig Herzleid. Termen's Aeußerungen hatten Wasser in das Feuer seiner Begeisterung gesprengt.

Wenn einer der Genossen abfällig über Monna urtheilte, das traf nicht. Sie machten sich Alle gegenseitg schlecht; wenn sie etwas gelten ließen, mußte es schon sehr gut sein. Junge Leute, zumal gleichen Strebens, üben

nicht die Rücksicht des Alters, das auf dem Wege durch das Leben Schonung lernte. Je jünger, um so kritischer und härter, je älter, um so milder. Im Alter ersterben gemach die Leidenschaften des Strebens und nur die Liebe bleibt, die unsterbliche. Der Liebe Alleinherrschaft aber ist Güte. —

Abends, wenn die Musikbeflissenen im Kaffee Kaiserhof zusammenkamen, lief die Unterhaltung gar bald in das Fahrwasser des Absprechens. War ein Konzert gewesen, wurde zumeist nur das Vorbeigelungene ans Licht gezogen. Die Singenden tadelten Ansatz, Aussprache, Tonfärbung, Auffassung; die Klavierspielenden Anschlag, Technik und Verständniß; die Komponirenden beklagten die Armuth der Harmonie, die Dürftigkeit der Motive, die Dicke oder Dünne der Instrumentation, aber Jeder war der Meinung, er würde das Getadelte, wenn er es gemacht hätte, viel, viel besser und bedeutender gemacht haben. Deshalb nannten Spötter jenes Kaffee auch ‚Kaffee Größenwahn‘.

Fiel jedoch Lob, unbedingtes Lob, dann war das Gebotene wirklich tadellos gewesen. Das jedoch kam selten vor, so leicht hielt ihnen Keiner Stand. Selbst den höchsten Geistern, von Bach bis Wagner, wiesen sie kaltblütig Verfehltes nach.

Assessor Robbe war nicht leicht mit der Tonbildung eines Sängers zufrieden, und da er selbst Tenor sang, kamen die Tenoristen am schlimmsten bei ihm weg. Ein wirkliches hohes a, so wie es sein mußte, brachte er nur allein, wenigstens nach seinen Reden zu urtheilen, da er jedes hohe a, das in seiner Gegenwart laut geworden war, tadelte, mit Ausnahme derer, die er gesungen hatte. Hallerstein meinte jedoch, Herr Robbe sänge das a jedesmal anders, aber dies meinte er nur dann, wenn der Assessor nicht anwesend war.

Hallerstein trug sich mit großen Ideen. Er wollte Berlioz, Liszt, Wagner überflügeln, und das Publikum mit ganz neuen Instrumentaleffekten auf den Rücken werfen. Er arbeitete seit Jahr und Tag an einem symphonischen Drama, das ‚Erdbeben‘ genannt. Monna erklärte, der Eisenlärm auf dem Hofe des Pensionats Szmitt hätte ihm den Gedanken dazu eingegeben. Eberberg, der Oktavenpassagenüber, hatte bereits ein Klavierstück veröffentlicht und, wie er Jedem in die Ohren erzählte, fabelhaftes Honorar dafür empfangen. Es hieß ‚Opus 1, Harfengrüße‘; die Freunde titelten es in Hafergrütze um. Von Monna sagten sie, er besäße eine fabelhafte Technik, als Musiker wollten sie ihn vorläufig noch nicht gelten lassen, sie behaupteten sogar, zu seiner Jägerphantasie hätte er alte Sonaten als Jagdgründe benutzt und die Walküren hindurchgetrieben. Das sagten sie unter sich; Monna konnte bissig werden und grobte sie dann schonungslos an. Sophus kam sich in dieser Gesellschaft, in die Monna ihn mitnahm, waisenknabenmäßig vor. Allgemach aber gewöhnte er sich, und da Monna ihn als einen ausgezeichnete Texte liefernden Lyriker einführte, behandelten die Komponirenden ihn nachsichtig. Texte gebrauchten sie Alle. Selbst der Assessor wünschte sich den Alleinbesitz einiger Lieder, da mit dem abgesungenen Zeug nicht viel Wirkung mehr zu erzielen sei.

„Das Publikum will Abwechselung,“ sagte er. „Die Welt langweilt sich, wer sie amüsirt, ist ihr Mann. Sie kennt kein größeres Amüsement, als Neues erfahren. Warum sind die Premieren gestopft voll? Weil es dort Neues giebt.“

„Die Neuheit ist Nebensache,“ entgegnete Herr Helm, eine Tischklette, die sich etwas darauf zu Gute that, mit Künstlern umzugehen. „In die Premieren geht man, um irgend einen Radau zu erleben.“

„Ihnen macht es wohl Spaß, wenn der vornehme Pöbel seine Vernichtungslust an einem wehrlosen Autor fühlt?“ fragte Monna, der Helm nicht leiden mochte.

„Wer sein Geld bezahlt, hat auch das Recht zu urtheilen; nicht wahr, Herr Assessor?“

„Leider. Allerdings ist das Theater den Urtheilsfähigen zu theuer, obgleich heute selbst Kinder eher kritisiren lernen als lesen und schreiben. Auch ist noch nicht bewiesen, daß Schöneberger Millionäre Kunstkenner sind.“

„Ich sage immer: Kunst ist, mit der Kunst denen zu gefallen, die sie bezahlen können,“ bemerkte Eberberg. „Was nützt es, wenn Jemand ein noch so großer Künstler ist und nur Stillleben komponirt?“

„Stillleben?“ fragte Sophus.

„Nun ja, solche Sachen, die stumm und still bleiben, weil Niemand sie singt oder spielt. Weshalb müssen wir alte Meister studiren, mit dem Fugenunfug und den kontrapunktistischen Rösselsprüngen, solche praehistorische Musik, als hätten sie dem Mammuth zu Lebzeiten damit aufgespielt? Komponiren wir in solchem Sinne, heißt es, wir wärmen Altes auf, und weder Kritik noch Publikum mag es. Dagegen das Liebliche, Gefällige . . .“

„Hafergrütze!“ rief Monna höhnisch.

„Spottet nur,“ erwiderte Eberberg . . . „Ich habe, was Ihr Alle nicht habt, ich habe von meinem Verleger Bestellungen.“

„Also noch mehr Grütze.“

„Jawohl, meine Grütze findet Gott sei Dank Absatz, meine Grütze . . . da . . . hier!“ Eberberg klopfte bei diesen Worten mit dem gekrümmten Zeigefinger auf seine Stirn.

„Lassen Sie das,“ sagte Monna trocken. „Zur Pauke

ist Ihr Schädel zu klein. Wenn nicht etwa Hallerstein ein neues Instrument für sein ‚Erdbeben‘ gebrauchen sollte?“

„Ich gebrauche,“ nahm Hallerstein das Wort. „Instrumentation und Harmonie ist Alles, Melodie steht erst in zweiter Linie. Woher soll sie auch kommen? Man kann nachrechnen, daß wirklich ohrfällige, überraschende Tonfolgen immer seltener werden ... So kann ich z. B. in meinem ‚Erdbeben‘ das Geheul der Zerquetschten, das langsame Ersticken der Verschütteten nur durch die Klangfarbe schildern. Rythmisch und contrapunktistisch miteinander verbundene Sterbende sind nicht naturwahr: Jeder schreit in seiner Verzweiflung für sich, ohne Rücksicht auf die Tonart des neben ihm Verröchelnden.“

„Aber das ist doch keine Musik mehr,“ warf Eberberg ein.

„Wir schreiten vorwärts,“ entgegnete Hallerstein. „Unsere Sinne sind verwöhnt, sie bedürfen stärkerer Reize. Unseren Augen, die früher mit der Thranlampe zufrieden waren, genügt das Gaslicht nicht mehr, unsere Ohren vertragen Harmonien, vor denen die sogenannten alten Meister ausreißen würden, wie vor dem Gottseibeiuns. Früher war eine verminderte Septime schon eine Gewaltssache: wenn heute einer mit der ganzen Pratze auf die Tasten haut, hat er immer noch einen brauchbaren Akkord, vor dem das Trommelfell noch lange nicht zur Gänsehaut wird. Im Gegentheil, es gewöhnt sich daran, wie der Jüngling an die Cigarre. Was früher farbig erschien, verblaßte vor dem Anilin, was leuchtend war, wurde matt vor dem elektrischen Licht, was man Musik nannte, wird vor unseren Tongebäuden zu Nürnberger Spielzeug. In meiner Erdbebensymphonie kann ich zur Darstellung des unheimlich knisternden Geräusches vor dem unter-

irdischen Rollen und Grollen überhaupt keins der üblichen Instrumente gebrauchen, ich lasse daher einfach mit Sandpapier überspannte, abgestimmte Rahmen aneinander reiben."

„Man wird Sie auslachen," rief Eberberg.

„Was schadet das? Ich finde auch meine Anhänger und dann lachen wir die Lacher aus. Ich habe in meiner dramatischen Symphonie einen Akkord aufgebaut, der noch ärger schreit als Reklame. Ueber den werden sie zetern, mir ist's einerlei, ob man mich bekannt lobt oder bekannt schimpft, jedenfalls macht der Akkord mich berühmt. Wer hat in dem heutigen Lebensgedränge Zeit, verborgene Schätze zu suchen? Das Publikum versammelt sich um das Auffällige."

„Ich glaubte, Musik sei klingende Freude," bemerkte Sophus Witt zaghaft.

„Veraltete Ansicht, lieber Liedermacher," belehrte ihn Monna. „Wären Sie selbst ausübender Musiker, würden Sie längst anderer Ansicht sein."

„Ich hätte wohl Lust, Klavier zu lernen."

„Zu spät, Sie bringen es zu keiner nennenswerthen Technik mehr."

„Nur für mich, zum besseren Verständniß so mancher, mir jetzt fremder, musikalischer Vorkommnisse."

„Thorheit!"

„Nehmen Sie ein halbes Jahr lang Stunde bei der Alt. Die ist billig und kann es gebrauchen," sagte Eberberg. „Sie fragte gestern bei Szmitt's an, ob kein Abfall da sei, es ginge ihr kümmerlich," wandte er sich an Monna.

„Warum soll der Liedermacher sein Geld hinauswerfen?" suchte Monna abzuwiegeln, aber als Sophus hörte, daß Fräulein Alt sich mühselig durch Stundengeben durchschlüge, erwachte sein Mitleid, und er erbat sich die

Adresse der Lehrerin. Eberberg sagte ihm, daß er sie bei Szmitt's erfahren könne, die ihr, wenn sich's gerade machte, Stunden zuwiesen. Es kam hin und wieder vor, daß aus dem Publikum in dem musikalischen Pensionat nach Stunden gefragt wurde. Die besser bezahlten nahmen die Herren an, die billigen fielen für Fräulein Alt ab.

Helm hatte dem Gespräche zugehört, ohne sich daran zu betheiligen; erst als man zum Schlummerpunsch übergegangen war, und der Spiritus des Getränkes das Selbstbewußtsein erhitzte, mischte er sich ein. Der Alkohol ist nicht nur Körperwärmung, sondern auch Herzwärmung, und je nach seiner Art heizt er. Punsch ist wie Nußkohle in einem eisernen Oefchen, das rasch glüht, riecht und erkühlt. Mancher, der schon längst Beckmesser ist, wähnt sich beim Punsche noch Walter von Stolzing zu sein, und der Lehrbube schätzt sich weit über seinen Meister. Die Herren an dem runden Marmortische des Kaffee's Größenwahn legten sich schon auf das Lotterbettlein des Ruhmes, obgleich das Holz dazu noch im Walde wuchs, und je nasser sie sich tranken, um so dichter wurde der Dampf von Zuversichtlichkeit und Selbstschätzung. Dann wollte Jeglicher von ihnen die Welt mit seinen Ideen stürmen, die blinde Masse zur Anerkennung zwingen; dann waren sie Helden .... bis zum Brummschädel des nächsten Morgens.

Sophus gerieth zuweilen ebenfalls in die von Alkohol und Co. erworbene Begeisterung und spann Entwürfe für zukünftige Arbeiten. Wen er in Beschlag nehmen konnte, dem malte er sie in kindlicher Vertraulichkeit hin, ohne Arg, daß seine Angelegenheiten Jeden langweilten, der nur für die eigenen Pläne Sinn hatte. Deshalb fiel ihm auch nie ein spöttisches Mundwinkelzucken seines unaufmerksamen Zuhörers auf, oder die Frostigkeit eines den Schluß bezweckenden Heuchelbeifalles. Oft durfte das jedoch nicht

geschehen, er ertrug das Trinkgift nicht, er mußte es am folgenden Tage ausleiden. Der Wagemuth und der Gedankenflug, die in der Kneipenstimmung Ueberlegung nicht zu Worte kommen ließen, verflogen mit dem verstandlähmenden Gifte und ließen das Gefühl der Schwerfälligkeit, der Schaffensohnmacht zurück. Unentschlossen und uneins mit sich, erschien ihm der Ausführung unwerth, was ihm in der verflossenen Nacht erhaben und poetisch dünkte. Da getraute er sich nicht an den Schreibtisch, grämte sich, mehr versprochen zu haben, als er halten konnte und litt gar sehr an Herzleid.

Monna wußte mit den Erregungsgiften umzugehen, sie gaben ihm Spannung, ohne zu schaden, uud so war er unter den Redejünglingen der Besonnene. Ein Uebermaß schlief er aus.

„Sagen Sie," fragte Helm, „was kosten Sie die Reklamen für Ihr Konzert?"

„Berechnen Sie's, wenn Sie es angeht," lehnte Monna ab. „Die Zeilenpreise finden Sie am Kopfe jeder Zeitung."

„So meine ich nicht. Ich meine, was Sie für die Mittheilungen im redaktionellen Theil geben?"

„Die bringen die Blätter im Interesse ihrer Leser."

„Ich meine die lobenden Anpreisungen."

„Das kann Ihnen doch ganz gleich sein."

„Ich dachte nur, wenn man bezahlt, braucht man sich doch nicht heruntermachen zu lassen?"

Monna wurde wuthroth. Er kannte Helm's Lust, unter dem Scheine des Mitgefühls Kränkungen und Niedertrachten zwischenzutragen, er kannte sein Ausholen zum Schlage, das Reizen zu einer Frage, deren stachelige Beantwortung er bereit hielt und wollte ihm endlich einmal

dienen. Er schwieg, damit Helm sich deutlicher ausdrücke und gefangen werden könne.

Sophus aber fragte erregt: „Wer erfrechte sich, Monna herunterzumachen . . . Wer?"

„Seinen Namen hat er wohlweislich verschwiegen," lächelte Helm, „das thun Verleumder bekanntlich stets. Ich wollte anfangs nichts davon erwähnen, aber da Sie es durchaus wissen wollen . . ."

Helm zog einen Zeitungslappen aus der Brusttasche und reichte ihn Witt. Dieser las eine mit Bleistift angemerkte Stelle und rief: „Das ist abscheulich."

„Was?" fragten die Andern. Witt gab den Zettel an Monna, der während des Lesens sich verfärbte.

„Das hat kein Freund geschrieben," versicherte Helm, „ich sagte es ja."

„Ein schändlicher, neiderfüllter Schuft," rief Sophus Witt.

Monna zerknitterte den Zettel und zerriß ihn.

„Ich werde in meinem Konzert schon zeigen, daß ich auch Beethoven spielen kann, daß ich ein Künstler bin und kein Tastenhacker, wie das infame Blatt schreibt."

„Welches Blatt?"

„Ich weiß nicht, wie es heißt, jedenfalls eins, das keine Annoncen abgekriegt hat und sich nun rächt. Eine maßgebende angesehene Zeitung ist es nicht, das steht fest."

„Gelesen wird sie," sagte Helm, „sie kommt in Aufnahme, weil sie amüsant wird. Sie kennen doch die ‚Zeit', ganz nach französischem Muster, pikant und witzig."

„Nennen Sie die Verhöhnung eines Künstlers Witz? Ich nenne das Geschäftsstörung. Wer erstattet mir meine Auslagen, wenn solches Geschreibsel das Publikum vor meinem Konzert zurückschreckt? Doch nicht das Blatt?"

„Kritiken künstlerischer Leistungen sind frei," erklärte der Assessor. „Kritische Beleidigungen können vor Gericht nicht belangt werden, das heißt, nicht mit Erfolg. Würde dagegen Jemand eines Schusters Arbeit öffentlich tadeln, würde dieser betreffende Schuster wegen Erwerbsschädigung klagen und zwar mit Erfolg. Zwischen einem Künstler und einem Privatmann ist darin streng zu unterscheiden."

„Privatmann?" fragte Helm. „Wenn der Privatmann aber nicht mit Namen genannt wird, kann er dann auch vor Gericht gehen?"

„Zielen Sie auf einen bestimmten Fall?"

„Das nicht. Aber irgend etwas ist doch immer gemeint, wenn etwas in die Zeitung gesetzt wird, wenigstens denken die Meisten so, namentlich, wenn es in der ‚Zeit' steht. Haben Sie die ‚Zeit' von heute noch nicht gelesen? Kellner, wenn die ‚Zeit' frei ist, bitte!"

Der Kellner brachte nach kurzem Suchen das Blatt.

„Will es Jemand vorlesen?" fragte Helm. „Sie sind ja ein Schriftkundiger, Herr Witt."

„Vorlesen," hieß es und Sophus begann:

Themis und Kunst.

„Es ist in der letzten Zeit vielfach Klage darüber geführt, daß die jüngeren Juristen, so hochschneidig sie auch auf der Universität waren und später im Leben sind, in der Praxis doch an Schneidigkeit zu wünschen übrig lassen. Fachleute, Juristen älteren Schlages führen diesen Mangel auf die Gleichgiltigkeit gegen das Studium, gegen die Wissenschaft, zurück und auf die Vorliebe für Allotria. Sollte man es z. B. für möglich halten, daß jener junge Mann, der in der Gesellschaft eine Arie nach der anderen heruntergurgelt, ein Jünger der Themis sei und kein bezahlter Bratenbarde? Und doch ist dem so. Anstatt das auf der Universität Ver-

säumte nachzuholen, sucht man dem Opernsänger Konkurrenz zu machen. Ob der Versuch strafbar, wollen wir hier nicht entscheiden, obgleich das Anhören mehr als Strafe ist."

„Sehr pikant, nicht wahr?" unterbrach Helm.

„Platt," sagte der Assessor. „Ich denke, wir haben genug davon."

„Es kommt noch besser," rief Helm.

„Es ist genug," entschied Monna.

Der Assessor nahm die Zeitung und las den Schmähartikel für sich zu Ende. Er sah aus vielen kleinen Anspielungen, daß kein Anderer gemeint sei als er.

Ruhig sagte er: „Ich weiß wohl, auf wen hier gezielt wird, aber nicht, wer die Niedertracht verfaßt hat."

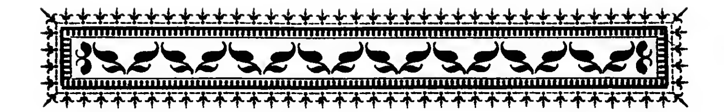
„Kann Derjenige klagen?" fragte Helm.

„Nein. Haben Sie ein Interesse daran?"

„Durchaus nicht, ich wunderte mich nur, daß die ‚Zeit' neuerdings allerlei solche Geschichten bringt und noch keinen Preßprozeß hat."

„Vielleicht kommt sie mir einmal zwischen die Finger und dann werden wir sehen, ob der ‚Sing-Assessor' in seinem Fache hochschneidig ist oder nicht. Mir ist der Abend verekelt, wer geht mit nach Hause?"





In Termen's Familie.

Sophus Witt leistete Herrn Termen's Einladung Folge und meldete sich zu einem Wochenabend an. Er kannte bisher nur die Besuchszimmer und Gesellschaftsräume des Hauses, heute führte der Diener ihn in den ersten Stock, in die Familienwohnung. Er war der Meinung, bei Termen's wäre allabendlich Festeszauber und wunderte sich, die große Vorhalle nur so weit erleuchtet zu finden, als nöthig war, den Treppenaufgang zu erhellen; weder der Kronleuchter brannte, noch das in Gestalt metallischer Blumensträuße an den Marmorwänden der Halle angebrachte elektrische Lichtwerk, die bei großen Festen durch das Entfernen von Schiebewänden mit dem Speisesaal vereinigt wurde. Die farbenglühenden, orientalischen Teppiche waren in dem Dämmerlichte wie erloschen, die Gobelins stumpf wie Asche. Und still war es: keine Musik, kein Singen, kein Gläserklingen, kein Lachen und Stimmengewirr, nur das hinkende Ticken einer altmodischen Uhr erzählte sich selbst etwas. Sonst wäre es ganz gespenstisch gewesen, als hätten graue, unerbittliche Männer die Freude hinweggetragen und begraben und sie spukte nun dort fledermaushaft und könnte nie wieder purpurn und goldig werden.

So empfand Sophus die Oede, während er die mit weichem Smyrna belegte Treppe hinaufschritt. Gefragt, ob er in solchem Hause leben möchte, hätte er geantwortet: „Nein, es ist ja halb todt."

Oben jedoch, in dem Wohnzimmer, war es behaglich. Hier machte sich der Architekt nicht breit und buhlten Möbelmacher und Tapezierer nicht um Bewunderung. Hier hatte Herr Termen bei der Einrichtung manch kräftig Wörtlein geredet und Alles fern gehalten, was kunstgewerbliche Vordringlichkeit auf Kosten der Wohnlichkeit hineinthun wollte. „Nicht der Besitz eines Gegenstandes macht mir ihn werth," sagte er, „sondern seine Gebrauchsfähigkeit. Ein unbequemer Stuhl ist mein persönlicher Feind und ein Unnütz, selbst wenn er von Adam Kraft entworfen und von Albrecht Dürer eigenhändig bemalt wäre."

Sophus Witt wurde freundlich empfangen. Die Damen gingen einfach gekleidet, gut bürgerlich und winterlich warm; sie hatten Ruhetag. Der Besuch war ihnen angenehm, ein wenig plaudern, sich ein wenig erzählen lassen, ein wenig zuhören, ein wenig erwidern, ein wenig Abendbrot, noch ein wenig über wenig reden und dann viel, viel Schlaf; so gedachten sie das Endchen Lebensfaden bis zum nächsten Tage abzuwickeln, wo Toiletten-Sorgen und die Erledigung einer Einladung die Hingabe ihrer ganzen Kraft erforderten.

Herr Termen wurde erwartet, Sophus war mit den Damen allein, und da das frisirte Gesellschafts-Benehmen irgendwo in den unteren, verhangenen Räumen in einer Schachtel verpackt ruhte, floß die Unterhaltung gar bald zwanglos dahin.

Sophus thaute auf, er suchte weder nach vielsagenden Worten, noch baute er kunstvolle Sätze, sondern gab sich

ebenso natürlich und zwanglos, wie man ihm entgegenkam. Die Lampen brannten hell dazu auf dem runden Tische, den nach Termen's Angabe gebaute Polsterstühle umstanden.

„Waren Sie schon in Mailand?" fragte Gisela, nachdem die Höflichkeitshygiene — die gegenseitige Versicherung ausgezeichneten Aussehens — und die gesellschaftliche Metereologie — die Mißbilligung der herrschenden Witterung — ihre Schuldigkeit als Gesprächseinleitung gethan hatten.

„Leider nein!" entgegnete Sophus. „Ich kenne bis jetzt so wenig von Deutschland, daß ich für das Land jenseits der Alpen noch keine Muße habe. Auch fürchte ich, es möchte mich blenden, daß mir die Heimath weniger reich vorkäme als sie wirklich ist."

„Sie müssen sich nicht blenden lassen," lächelte Gisela.

„Oh, Eindrücke machen oft mit mir, was sie wollen und nicht, was ich will, es sei denn, daß sie allmählich abklingen und ich sie bewältige. Wie sollte ich mich wohl gegen die Uebermacht des bestrickenden Südens wehren? Es kommen so viele Deutsche aus fremden Ländern zurück und haben des Rühmens kein Ende, weil ihnen erbärmlich erscheint, was sie wiederfinden. Freilich strebt die Siegessäule nicht so wolkenwärts, wie der Eiffelthurm, aber wenn die Zeit sie beide einst zernagt hat, wird der Boden, auf dem unsere Säule stand, doch der erhabenere sein, so viel Opfer für's Vaterland höher steht, als Fremdenköder. Wer jedoch auf dem Eiffelthurm an einen Garçon ein ‚s'il vous plait' los geworden ist, der sieht nachher leider gar gern von oben herab."

„Sie sprechen aus Erfahrung?" versetzte Frau Termen halb fragend, halb bestätigend.

„Ich war auch dort oben, so hoch, wie der Adler horstet,

und ward gedrückten Sinnes vor solcher Leistung menschlicher Fähigkeit. Aber mir fiel nichts ein, was einem Liede gleich gewesen wäre. Wenn ich den Himmel sehe und die weißen Wolken, die noch viel höher ziehen, als die Reklamestange, da kann ich preisen und lobsingen; die weißen Blumen auf der Wiese sagen mir Klingendes, aber der Eisenriese nicht. Das muß doch an ihm liegen."

„Was sagen Ihnen die Wiesenblumen?" fragte Gisela. „Das müssen Sie uns erzählen."

Sophus ward verlegen, die Geburtsortsschüchternheit packte ihn wieder, der Molossuskenner stand ungesehen hinter ihm und stumm richtete er einen erlaßflehenden Blick auf Gisela, die ihm jedoch ermunternd zulächelte.

„Es fehlt aber die Musik," wandte er ein.

„Die denke ich mir hinzu."

„Es ist nur ein kleines Lied und bedarf noch sehr der Durcharbeitung . . ."

„Geben Sie es, wie es ist," unterbrach ihn Frau Termen. „Wir werden dankbar sein. Außerdem sind wir keine Kunstrichterinnen, sondern Freundinnen der Dichtkunst. Und Sie haben großes Talent."

„O, Sie sind viel zu nachsichtig . . ."

„So hat Monna uns gesagt."

„Monna?" fragte Sophus in freudiger Erregung.

„Er wird ja Ihre Lieder komponiren, und ich werde sie singen," erwiderte Gisela.

Sophus wußte nicht, wie ihm war. Das Glück hatte den Goldsee aufgethan und des Lebens Wonne umkoste ihn in goldigen, rosigen Wellen. Als Kind schon dachte er sich den Goldsee aus, den See mit den Rosenufern, in den allabendlich das Wolkengold floß. Seine Hoffnungsträume gewannen Wesenheit: seine Lieder sollten lebendig werden.

„Die besten Lieder, die ich mache, gehören Ihnen,“ versicherte er Gisela mit aufrichtiger Herzlichkeit, „und sie gelingen ganz gewiß, wenn mir der Gedanke bei der Arbeit hilft, daß Sie Freude daran haben werden. Für Jemand dichten, das ist ein eigenes, unbeschreibliches Wohlgefühl.“

„Dichten Sie immer für Jemand?“

„Nein . . . ja; das heißt, ich denke mir, es würde Jemand das Lied singen, als meinte er es ebenso, wie das Lied es meint. Aber ich kenne ihn nicht, ich hoffe ihn nur. Oft ist mir, als müßten die Lieder sterben, ehe die Sonne aufgeht und es sei auch besser so, weil sich doch wohl Niemand ihrer erbarmt. Dann gelingt kein Lied; was ein Lied zu werden schien, erlischt in Traurigkeit. Wenn aber Jemand der ungesungenen Lieder begehrt, da beginnen sie von selbst zu singen, wie der Frühlingsvogel, der über Nacht kam und frohe Lenzesbotschaft bringt. Und das ist dann Glückseligkeit.“

Er sprach leuchtenden Auges und der Ausdruck selbstvergessender Schwärmerei verlieh seinen anmuthigen Zügen etwas Verklärtes. Die Wangen waren leicht geröthet und in dem durchsichtigen Weiß der Schläfen wäre der Glanz des Auges und die Tiefe der großen Pupille auffällig hervorgetreten, wenn nicht das Dämmerlicht der niedrigen Schirmlampen, die auf dem Tische standen, mildernd gewirkt hätte. Gisela wandte keinen Blick von ihm und Frau Termen betrachtete ihn mit Wohlgefallen. Als er schwieg, trat eine Pause ein. Gisela war solche Unterhaltung derart ungewohnt, daß sie, die sonst so Gesprächgewandte, ins Stocken gerieth. Frau Termen gedachte der Worte ihres Gatten, als er ihr sagte, Sophus Witt sei es, der Gisela glücklich machen könne, wenn er sie in seine Welt hineinzöge, weg von dem zehrenden

Treiben des gesellschaftlichen Lebens. Auch sie wollte das Glück der einzigen, abgöttisch geliebten Tochter, aber ihr bedeutete Glück und rauschender Ruhm dasselbe. Sophus war eine kindliche Natur, liebte Gisela ihn, sie würde ihre Einwilligung geben. Mit ihm würden sie leicht auskommen, sie und ihre Tochter. Sie warf einen prüfenden Blick auf ihn. „La beauté du diable,“ sagte sie sich. „Seine Eltern starben beide früh; Vorsicht.“ Laut fragte sie darauf Sophus mit verbindlicher Liebenswürdigkeit: „Wollen Sie uns Ihr Lied unterschlagen?“

„O nein, nein. Ihnen sprech' ich es gern. Es heißt:

Vom untreuen Lieb.

So viel Blumen auf der Wiese blühen,
Wie die Himmelssterne weiß und rein,
Ist umsonst doch mein Bemühen,
Daß ich mir die rechte tausche ein.

Alle, die ich emsiglich befragte,
Wußten, wie so weh Untreue thut,
Da mitleidig jede, jede sagte:
Ein klein wenig ist sie dir noch gut.“

„Haben Sie erfahren, wie weh Untreue thut?“ fragte Frau Termen scherzend im Tone, aber ernst im Sinne.

„Nein,“ erwiderte Sophus offen. „Ich glaube, ich würde Untreue nicht lange überleben, ich würde ganz gewiß daran sterben. Hätte ich meine Liebe gegeben, sie käme nicht wieder zu mir zurück und wer mich um seine Liebe betröge, der nähme dem Herzen die Kraft zum Schlagen. Dann steht es stille. Untreue mordet; langsam mordet sie.“

„Wer sagt Ihnen das?“ fragte Gisela. „Auch die Blumen?“

„Mein Herz,“ entgegnete Sophus und blickte sie groß an. „O, das weiß viel, wovon der Kopf keine Ahnung hat. Aber es ruht traumverschlossen in ihm und wird erst sagbar in den Liedern. Die wecken wie Maienzauber:

Das ist einmal des Maien Art,
Eh' man's gewahrt,
Lockt er mit seinem Hauche zart
Die Blumen aus den Knospen fein,
Auf daß sie geben frohen Schein
Ringsum nach langer Trauerzeit,
Und weit und breit
Erwach' der Erde Freudigkeit.

Da ist's geschehen wundersam,
Weiß nicht, wie's kam,
Woher das Wort die Flügel nahm,
Das so geheim mein Herz verschloß,
Und mit der Blüthe lichtem Sproß
Der weiten Welt sich offenbart,
Eh' ich's gewahrt. —
Das ist einmal des Maien Art.“

Sophus wunderte sich über die Kühnheit, unaufgefordert eins seiner Lieder herzureden, es war ihm ganz wie von selbst auf die Lippen getreten, aber bevor er sich über sich selbst klar ward, sagte Gisela wie verloren:

„So wird die Liebe kommen und dann werde ich glücklich werden.“

„Gisela,“ rief Frau Termen halblaut.

Gisela lehnte sich zurück, daß der Schatten des Lampenschirmes ihr Erröthen deckte. Wie konnte sie auch einem Fremden gegenüber so rückhaltlos von Liebe und Glück

sagen? Nun waren sie beide verlegen, der Liedermacher und das junge Mädchen, wenn auch aus verschiedenen Gründen.

„Wir wissen noch nicht, wie lange wir in Mailand bleiben,“ richtete Frau Termen das Wort an Sophus, „jedenfalls steht fest, daß wir bald reisen. Noch eine Gesellschaft und unsererseits schließen wir die Saison. Gisela hat dann nur ein Augenmerk und das ist die Kunst.“

Es lag etwas Abwehrendes und Zurechtweisendes in dem Tone, daß Sophus der Meinung ward, gegen irgend etwas verstoßen zu haben, aber bevor er ergrübelt hatte, gegen was, trat Herr Termen ein, der sein Spätkommen mit geschäftlicher Abhaltung entschuldigte und nach einigen launigen Klagen über die Beschwerden des Geldverdienens Neuigkeiten des Tages erzählte. Es hatte sich nicht viel ereignet; seltsamer Weise stand, was man sich früher nur erzählte, seit einigen Wochen in der „Zeit“, so daß man den Klatsch gedruckt haben konnte. „Jeder liest das Blatt,“ sagte Termen, „aber Jeder leugnet es ab. Es wird nicht vierteljahrsweise bestellt, aber täglich gekauft; ich bin überzeugt, daß das Blatt allmälig Einfluß gewinnen wird. Man schimpft auf eine Zeitung, aber man spricht von ihr, das ist der erste Haken, den sie einschlägt. Nach und nach gewöhnt man sich daran, sie wird unentbehrlich und zuletzt sogar einflußreich. Bringt sie es so weit, ist sie ein gutes Geschäft, gewissermaßen ein immerwährender Wurstdarm, in den oben Jahr aus Jahr ein geistige Nahrung hineingestopft wird, von Jedem etwas, gewürzt, gesalzen, zum mühelosen Verschlucken hergerichtet, und unten von den Abonnenten Jahr aus Jahr ein verschlungen. Wer pikant würzt, gewinnt Kunden und Klatsch ist eine Art Pfeffer, die den Meisten behagt. Auf einen Geärgerten kommen

tausend Schadenfrohe und geschieht das Aergern witzig, wird Unrecht zu Recht gelacht. Im Menschen liegt der Zug zum Grausamen. Meine Frau und Tochter würden z. B. nicht ansehen können, wie Indianer einen in ihre Hände Gerathenen am Marterpfahl spießen, mit Messern werfen, skalpiren, sengen, brennen und verstümmeln, aber eine bissige, witzige, scharfe, vernichtende Kritik lesen sie doch mit Vergnügen, so viel Grausamkeit haben sie sich trotz aller Civilisation bewahrt."

„Aber Mann!"

„Aber Papa!"

„Es fließt ja auch kein Blut, nur ein wenig Druckerschwärze und die Sache ist erledigt. Ein Künstler muß heutzutage hart sein, schwache Nerven halten den Sturm nicht aus, den er bestehen muß, um in den Hafen des Ruhms zu gelangen."

„Seitdem unsere Tochter die Kunst des Gesanges ernst nimmt," wandte sich Frau Termen an Sophus, „sucht mein Gatte sie durch alle möglichen Schreckmittel von ihrem Vorhaben abzubringen; seine Lieblingspopanze sind die Oeffentlichkeit und die Kritik, aber obgleich meine Schwägerin und ihr Gemahl, der kunstsinnige Herr Major, ihn nach Kräften darin unterstützen, gelingt es dennoch nicht, Gisela's Standhaftigkeit zu erschüttern. Nicht wahr, mein Kind, Du bleibst Deinem Entschlusse treu?"

„Treu!" wiederholte Gisela mit einer solchen Entschlossenheit, daß ihr Vater fragte:

„Was habt Ihr? Ist etwas vorgefallen?"

„Herr Witt sagte uns vorhin von der Untreue," erwiderte Gisela. „Sie mordet. Wenn ich jetzt der Kunst untreu würde, glaub mir, Papa, ich würde elend und krank."

„Nicht tragisch, Kind! Geh hinaus in das wilde

Gewoge, um später den Frieden des stillen Lebens zu erkennen und zu schätzen. Eitelkeit ist der Sauerteig der Gesellschaft, aber erst recht des öffentlichen Wirkens. Thut es schon weh, wenn die Eitelkeit im kleinen Kreise verletzt wird, wie unsagbar müssen die Schmerzen sein, wenn sie vor aller Welt verbluten muß. Nichts brennt auf Wunden der Seele furchtbarer als mitleidslose Blicke. Wer solche Pein ertragen kann, ist entweder ein gottbegnadeter Künstler mit ungebeugtem Muth innen, oder ein Kehrdichannichts mit einem dicken Fell außen."

„Du scheinst Dich in der letzten Zeit mehr um die Kunst zu kümmern als früher," bemerkte Frau Termen. „Wenigstens sind mir derartige Betrachtungen an Dir neu."

Termen lächelte. „Du weißt, ich pflege in meinen Mußestunden zu träumen, zu sinnen, und über dies und jenes nachzudenken. Meinen Lieblingstraum kennst Du; er ist ein ruhiges Genießen des Lebens, so lang das Genießen noch des Genießens werth ist. Ich fürchte, er bleibt dämmernder Schatten. Das ‚dies', worüber ich nachdachte, ist die neue Unruhe, in die ich hineingezogen werde: der Kunstbetrieb. Als Kaufmann erwäge ich natürlich die Chancen, ehe ich mich in das Unternehmen einlasse. Ich bin vorsichtig mit meinem Gelde . . . soll ich unvorsichtig mit meinem Fleisch und Blut, mit meinem Kinde sein?"

„Papa, es war vorhin so hübsch, nun kommt die unglückliche Kunst wieder daran!" rief Gisela unmuthig und verzogen. „Herr Witt trug einige von seinen Gedichten vor, die uns sehr gefielen. Nicht wahr, Mama?"

„So geht es uns Geldmenschen," lenkte Termen ein. „In der Jagd nach dem Mammon versäumen wir das Beste. Ich für mein Theil ziehe geistige Genüsse insofern theuer gekauften Delikatessen vor, als sie weder den Magen

verderben, noch das Zipperlein zurücklassen. Doch Scherz bei Seite, — ich bedaure wirklich, daß ich mich verspätete. Vielleicht haben Sie noch eine Gabe für mich?"

„Bitte!" schloß Gisela sich an.

Sophus war von der Meinungsverschiedenheit der Ehegatten unliebsam berührt; ihm war gewesen, als seien hier oben in den Familienräumen Friede und Freundlichkeit daheim, Uebereinstimmung der Gemüther in Denken und Wollen. Nun klang doch ein Mißton in das lauschige Zusammensein hinein; das that ihm unendlich leid. Termen's waren so gütig gegen ihn, so außerordentlich liebenswürdig, daß er seine Alleinigkeit ganz vergessen hatte und sich wie unter Verwandten wohl fühlte. Er konnte sich nicht anders denken, als daß es ihnen so gut ginge, wie es nur Menschen auf Erden ergehen kann. Und nun hatten auch sie nicht das ungetrübte Glück, das er bei ihnen ständig wähnte. Dies Leid empfand er wie den Werdeton eines gramklagenden Liedes.

„Ist Ihr Vorrath schon erschöpft?" fragte Gisela.

„Mir fällt keins ein, das taugt," erwiderte er.

„Wir wollen Sie nicht zwingen," erbarmte sich Herr Termen des Verlegenwerdenden. „Ueberdies machen Sie ja aus dem Dichten keinen Beruf und haben nicht nöthig, den Pegasus auf Kommando zu reiten. Könnte Dir eine Nachtigall gefallen, die gegen Entree im Cirkus sänge?" fragte er Gisela.

„Das thäte sie nicht."

„Wenn sie aber müßte?"

„Warum müßte sie?"

„Aus Noth, mein Kind. Unser Freund, Herr Witt, dichtet zu seinem Vergnügen, er darf sich den Luxus erlauben, weil er Nichts darum versäumt und sein Studium nicht darum vernachlässigt."

Sophus schüttelte unwillig das Haupt. „O nein," rief er, „ich habe mich anders besonnen, seitdem ich in Berlin bin. Ich gebe mein bisheriges Studium auf, um mich ganz der Dichtkunst zu widmen."

„Aber wer bezahlt Gedichte?"

„Ich werde eine Oper arbeiten, die bringt ein, Geld und Ruhm, aber daran liegt mir nicht viel. Derlei betrachte ich als nothwendiges Uebel, als Mittel, mein Nest zu bauen, darin ich meine Lieder singen kann. Mir geht es wie dem Tagedieb . . . das heißt, ich bin genau genommen selbst der Tagedieb . . . Möchten Sie das Lied hören?"

„Wir bitten darum."

Sophus begann fröhlich:

„Tagdieb, du fauler,
Wo treibst du umher?
— Auf knospenden Auen
Die Kreuz und die Quer.

Wo hast du dein Grabscheit,
Wo schneidet dein Pflug?
— Die Maulwürfe drunten,
Die scharren genug.
Es singt ja die Amsel
Von frühe bis spät,
Wer wollte ihr lauschen,
Wenn ich es nicht thät'?

Ei, zahlen die Vögel
Dir Tagedieb Sold?
— Der Schleh steht in Silber,
Die Primel in Gold.

Und wenn deine Schätze
Verwehn und verblühn?
— Dann wart' ich, bis Rosen
Am Strauche erglühn.
Und ist alles Blühen
Und Glühen vorbei:
Im Winter, im Winter,
Da träum' ich vom Mai."

Der leichte spöttische Zug, der Termen's Lippen umspielte, als Sophus Ruhm und Geld dürftigem Neststroh gleich erachtete, verschwand, während Sophus das Lied sprach. Er hatte es mit solcher Frohmuthsüberzeugung vorgetragen, daß Frau Termen ihm beifällig zunickte und Gisela entzückt in die Hände klatschte.

„Ich wollte, ich könnte auch im Winter vom Mai träumen," nahm Herr Termen das Wort. „Aber das gesellschaftliche Leben giebt mir dazu keine Muße. Früher fand ich im Geldverdienen den süßen Trost, einst mir selbst leben zu können, frei vom Zwange des Geschäfts, wenn auch nicht frei von Arbeit, allein ich fürchte, mein Geist muß auf seine Renten verzichten, weil ihm nie die Ruhe wird, sie zu verzehren. Alte Leute genießen länger mit dem Magen als mit dem Hirn, und in unserm Dampfleben schleißt es von den Nerven."

„Du hast noch Zeit genug, Dich auszuruhen," warf Frau Termen ein.

„Nach dem sechzigsten Jahre vielleicht? Wer bürgt mir für die Sechzig? Warum soll ich erst so spät meine Luftschlösser beziehen? Wie dumm wir doch leben. Zuerst genießt man die Hefe des Daseins: die Sorge um den Erwerb, um Habe und Stellung und was dazu gehört, und wenn man nichts mehr vertragen kann, setzt man sich den

feinen Wein des Geistes vor, den Poesie und Kunst läuterten. Wir essen die unteren Enden der Spargel und kommen zu den Köpfen, wenn wir satt sind. Und das Unglaubliche dabei ist, die meisten Menschen merken ihre Verkehrtheit nicht einmal."

„Wir können nicht alle Tagediebe sein," erwiderte Frau Termen.

„Ich aber möchte einer werden," gab Herr Termen zurück. „Ich will den Amseln lauschen und mich am Golde der Primeln ergötzen, und sollt ich mir's mit echtem geprägtem Reichsgolde erkaufen."

Der Diener meldete, daß das Abendbrot bereit sei.

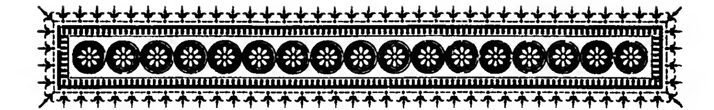
Man ging in das Eßzimmer und setzte sich zu einem Mahle, aus einer warmen Schüssel und kaltem Aufschnitt bestehend. Herr Termen ließ eine Flasche Rüdesheimer berühmten Jahrganges aus dem Keller holen, um in edlem Traubensafte mit Herrn Witt anzustoßen und seinen Tagedieb zu feiern. Der hatte ihm zugesagt.

In Gegenwart der Dienerschaft ward über Theater, Musik und Zubehör geplaudert, und über die demnächst zu erledigende große Gesellschaft. Gisela machte zur Bedingung, daß Herr Witt ihr Tischherr werde und nahm ihm das Versprechen ab, neue Lieder mitzubringen und seine Photographie, die sie noch in dem Album vermißte, worin alle Freunde des Hauses wären.

Als Sophus ging, sagte sie leise:

„Zwei Photographien. Eine für's Album und eine für mich. Und auch Lieder . . . nur für mich."





Der Liedermacher wird etwas.

Monna's Konzert hatte stattgefunden. Zuhörer waren so viele gewesen, als der Saal fassen konnte. Kundige schätzten ein Drittel Freibillete: ein außerordentlich günstiges Verhältniß, da sie sich zu erinnern wußten, daß Konzertgeber schon vor einem Auditorium von lauter Freibergern gespielt hätten. Ein erfahrungsreicher Mann sagte: „Wenn die Inhaber von Freibillets ihre Schuldigkeit thäten und einsähen, daß sie für den geschenkten Platz mit Applaus danken müßten, wären sie eine vorzügliche Einrichtung, damit sie jedoch Niemand der Parteilichkeit bezichtige und der Bestechlichkeit, säßen sie auf den Händen und tadelten am lautesten. Einige erbosten sich auch noch darüber, daß sie zu der Ausgabe von Garderobengeld veranlaßt würden, und das wären dann die schlimmsten Flaumacher." Ferner sagte er: „Die wahre Kunst bestände in geschickten Annoncen und geschickter Claque, wer sich darauf verstände, bringe es zu etwas."

Monna verstand sich auf Beides, er wußte darin von seiner Wunderkindlaufbahn Bescheid, und weil er mit künstlichem Hochdrucke gearbeitet hatte, war er über den wahren Ausfall seines Konzertes noch an demselben Abend durch-

aus nicht im Klaren. Erst die Zeitung, die tägliche Erkenntniß von Gut und Böse, und die Zunahme der Schülerzahl konnten ihm den Maßstab dafür geben.

Monna schlief schlecht. Die Vorarbeit hatte ihn reizbar gemacht, die Erwartung des Erfolges seine Nerven erregt. Der Konzertabend selbst nahm sein ganzes Sein derartig in Beschlag, daß er nicht fühlte, wie viel Kraft er ausgab, wie hoch er die Leistungsfähigkeit anspannte, die der ausübende Künstler im Augenblicke voller Hingabe weder mißt noch wägt. Die Ermattung stellt sich langsam ein wie die Ebbe des Kunstfiebers, in dem das Beste gelingt, das aber Leben und Kraft des Künstlers verbrennt. Wie die körperliche Erschlaffung zunimmt, erlischt das geistige Feuer: der Rausch aus Selbstvertrauen und Hoffnung auf Erfolg. Kühler Zweifel und Verzagtheit schauern wie Frost durch die zermarterte Seele. War das wirklich Erfolg? War der Beifall gemacht oder echt? War es nur Beifall der Freunde, der Familien, die Eintrittskarten dutzendweise nehmen, um damit für das Spiel in ihren Gesellschaften zu quittiren? — Was würde die Kritik sagen? Würden sich Schüler melden? — Was sagten seine Konkurrenten, was die Klavierspieler von Fach? — Es waren viele von ihnen im Konzert gewesen. — Hatte nicht Jemand gezischt? — Möglich. — Neid. — Der Beifall nach dem Capriccio war stürmisch. — Seine Kompositionen hatten weniger Applaus gehabt. — Oder täuschte er sich? — Die waren die letzten Nummern; gegen das Ende hin wird das Publikum handfaul. Aus der Unruhe sank er in Halbschlummer, in den sich der Konzertabend lebhaft hineindrängte, so daß das Nachträumen die Wirklichkeit peinigend wiederholte. Zuletzt forderte die Natur ihr Recht.

Es war über die gewöhnliche Morgenspäte, als Jlowa ihn weckte.

„Ich sah wiederholt nach,“ entschuldigte sie sich, als er unwirsch erwachte, „aber Du schliefst so schön, daß ich Dich nicht stören wollte.“

„Ich schlief weder schön, noch überhaupt. Wo sind die Zeitungen?“

„Welche Zeitungen?“

„Du fragst noch? Bist Du nicht zu dem Zeitungsweibe gegangen und hast alle Morgenblätter gekauft, die etwas über mein Konzert bringen? Hast Du das vergessen?“

„Vergessen nicht. Aber ich habe kein Geld.“

Monna lachte. „Ich auch nicht.“

„Deine Konzerteinnahme?“ fragte Ilowa ängstlich. „Du hast uns damit vertröstet . . .“

„Sei ruhig, weine nicht, Papa Szmitt wird das seinige schon erhalten, wenn auch nicht so viel, um die polnischen Güter zurückzukaufen. Aber für etliche Male Dressel wird's wohl langen. Ihr seid wie die Raben, die denken auch nur an sich: Du weißt, mit welcher Ungeduld ich die Zeitungen erwarte und machst keine Anstalten, sie zu besorgen. Und dabei behauptest Du, mich zu lieben.“

„Viktor, kann ich Dich lieben, wenn Du mich so behandelst?“

„Bist Du meiner überdrüssig?“

Ilowa schwieg.

„Sag's nur. Ich kann's vertragen, ich bin nicht sentimental. Sag nur, daß meine Konzerteinnahme Euch mehr am Herzen liegt, als ich. Ich glaub Dir's.“

„Viktor, was hab ich Dir gethan?“

„Nichts. Das ist eben Dein Verbrechen. Du hast die Zeitungen nicht angeschafft, obgleich Du von früher wissen mußtest, wie ich drauf brenne. Jetzt sind sie nicht mehr nöthig, ich geh ins Kaffee und lese sie dort.“

„Du versprachst Mama . . .“

„Später. Muß ich warten, könnt Ihr auch warten.“

Ilowa warf ihm einen bittenden Blick zu, so voller Schmerz und Leid, daß er mit seinen Grausamkeiten inne hielt. „Ich bin angegriffen,“ sagte er mit einem Versuche sich zu entschuldigen, „ich bin ab. Ich habe noch nicht nachgerechnet. Dort in meiner Brieftasche sind blaue Scheine, nimm Dir zwei davon und gieb sie Deiner Mutter. Aber hüte sie vor Papa'n; viele hab' ich nicht davon zu versenden. O Ilowa, hätte ich Geld, Geld, viel Geld. Es wäre gut für uns Beide.“

Ilowa nahm die Scheine. „Dank, Viktor, Dank,“ flüsterte sie, ihre Thränen mühsam zurückkämpfend. „Verzeih' mir, wenn ich Dich belästigte . . . Mama ist am Aeußersten. Ich wollte Dir die Zeitungen holen, aber Leslawa hatte auch nichts mehr . . . bist Du uns deshalb böse, Viktor?“

„Ach, das Elend,“ rief Viktor. „Und kein Ende zu sehen. Wenn mein Konzert mich nicht um Meilen vorwärts bringt, was dann?“

Monna wußte die Antwort darauf, er kannte sie im Voraus. „Ich warte,“ mußte Ilowa jetzt sagen.

Ilowa schwieg.

„Wie meinst Du?“ fragte er verwundert, als hätte er sich verhört.

„Sagte ich etwas?“

„Es war mir so.“

„Ich dankte Dir schon?“

„Wofür?“

„Für das Geld.“

„Ihr habt es ja zu fordern und mehr noch. Ich habe zu danken, daß Ihr mir borgtet. Wo bliebe ich ohne Eure Güte?“

„Rede nicht so, Viktor. Du weißt nicht, wie weh

die Noth durch Spott wird. Dein Freund, der Liedermacher, würde nicht so sprechen."

„Weiß denn der, was Noth ist? Der hat keine Sorgen, der war vorsichtig in der Wahl seiner Eltern. Was thut denn dem die Welt? Hat er zu ringen und zu kämpfen? Er macht seine Liedlein und ist vergnügt wie ein Zaunkönig. Er hat sein Auskommen und verlangt nicht mehr. Glückspilz."

„Er ist gut, so gut."

„Deshalb nahm ich mich auch seiner an; er möchte sonst in verkehrte Hände kommen."

Monna's Blick paßte nicht zu den Worten; der Blick höhnte, die Worte streichelten.

Jlowa wandte sich, ihre Bekümmerniß zu verbergen, und ging. Monna kleidete sich rasch an, die Zeitungen zu lesen. —

Bald nachdem Monna das Haus verlassen hatte, kam Sophus. Herr Szmitt begegnete ihm in der Hausthür in vollem Wichs. „Gehen Sie mit frühstücken?" fragte er gönnerhaft. — „Danke!" war die Antwort.

Sophus war herzensfroh. In seiner Zeitung stand ein hohes Lied des Lobes über Monna's Konzert, und er freute sich dessen mehr, als wenn es ihm selbst gegolten hätte, ihm war es Genugthuung, daß seine Verehrung, seine Schätzung Monna's nicht nur getheilt, sondern öffentlich ausgesprochen wurde. Er hatte letztzeitlich Flüsterungen vernommen, die Zweifelsüchtige zu beirren wohl im Stande waren, aber diese glänzende Anerkennung löschte auch das Unbehagen, das er schon bei dem bloßen Gedanken empfand, es gäbe Menschen, die Monna übelwollten.

Jhm fiel auf, daß Jlowa seine Freude nicht erwiderte;

zu seiner Ueberschwänglichkeit stand ihr kühles „Hoffentlich wird er zufrieden sein“ in auffallendem Gegensatz.

Das Konzert war im Hause Szmitt Morgen- und Abendgespräch gewesen und je näher der Aufführungstag rückte, um so lebhafter wurde das Drum und Dran erwogen, auch Sophus verschlang der Gedanke an das Konzert wie eine Pharaoskuh alle übrigen Denkarbeiten. Er theilte die Sorgen mit Monna, er half ihm bei den Vorarbeiten, die das Zustandekommen des Konzertes erforderte, nahm ihm Wege ab, schrieb Briefe und was derlei mehr war. So kam er oft in das Haus und ward gern gesehen, er plauderte mit den Szmitt's und wie er Monna redlich zugethan war, gewann er ihre Neigung. Man betrachtete ihn wie einen Hausgenossen, obgleich er von dem gemietheten Zimmer fast gar keinen Gebrauch machte. Heute jedoch wollte er es benutzen, bis Monna käme. Ilowa sagte ihm, es könne spät werden, bevor Monna wiederkehrte.

„Ich arbeite, bis er kommt. Ich habe ein Lied und die Idee zu einem dazu passenden. Ihr Urtheil wäre mir lieb, darf ich es Ihnen sagen?“

Ilowa nickte bejahend und Sophus begann:

Wissen willst du, was ich thu' und treibe,
Wo der Weg mich führt und wo ich bleibe?
Mütterchen, das kann ich dir nicht sagen,
Mußt danach mein süßes Liebchen fragen.

Meinem Treulieb hab' ich mich ergeben,
Gab die Seele hin fürs ganze Leben.
Mütterchen, du darfst danach nicht fragen,
Wie das kommen ist, kann ich nicht sagen.

„Ihr Lieb?“ fragte Ilowa aufwallend. „Wer ist sie?“

„Wenn ich's nur wüßte,“ entgegnete er scherzend.
Ilowa blickte ihn durchdringend an.

„Es ist nur ein Lied, keine Wirklichkeit.“

„Lieder sind wirklich,“ sagte Ilowa schwer, „ich hab es nicht gewußt, aber jetzt weiß ich es. Das Lied .... das Sie neulich .... ich verstand es anfangs nicht, aber mir ist klar geworden, was es bedeutet: Es ist soviel Glück in der Welt und nie wird mir davon, nie. Ich war zufrieden mit meinem Loos, warum haben Sie mir die Augen geöffnet mit Ihrem Liede? Ich war glücklich, nun bin ich es nicht mehr.“

Sophus stand sprachlos. Er, der es so herzlich gut meinte, ward angeklagt, eines Menschen Glück zerstört zu haben? Ilowas Glück? Das faßte er nicht.

„Ilowa,“ rief er, „das kann ja nicht sein. Was that ich Ihnen?“

„Nichts. Nichts. Ich wollte, ich wäre todt.“

Ilowa eilte hinweg und ließ Sophus in seiner Bestürzung allein. Er ging auf und ab, von einer Unruhe getrieben, wie sie ihn noch nie gepackt hatte; eine Besorgniß bemächtigte sich seiner, die sich bis zum Angstgefühl steigerte. Ilowa war Leides geschehn. Durch ihn. Und er war sich keiner Unrechtlichkeit bewußt. Es mußte ein Irrthum vorliegen. Aber welcher? Wie konnte er entstanden sein; woraus? Sie aber hatte ihn bestimmt der Schuld bezichtigt. Das Lied war ja nur Mitleid. Er wollte Ilowa erklären, daß das Lied nur eine allgemeine Stimmung ausdrückte ... und suchte nach überzeugender Rede, fand aber keinen Anfang und keinen Zusammenhang.

Leslawa kam und fragte, ob sie störe, es sei Jemand da, Monna zu sprechen. Ob Herr Witt sein Zimmer

geheizt wünsche. Ilowa hätte gesagt, Herr Witt wollte arbeiten.

„Arbeiten?“ fragte Sophus. „Ich? . . . . Nein. Danke.“ Jegliche Spannung war von ihm gewichen, er hätte keine Zeile schaffen können. „Wo ist Fräulein Ilowa?“

„Ausgegangen.“

„Wohin?“

„Ich glaube spazieren.“

Sophus wollte weiter fragen, aber in diesem Augenblicke trat eine kleine, schwarzgekleidete Frauengestalt ein, deren dicke Winterumhüllung an eine Raupe erinnerte, während aus der anschließenden Pelzkappe ein feines zierliches Gesichtchen blickte, als hätte die Verwandlung aus der Puppe in eine Elfe soeben begonnen. Und doch waren die Haare weiß, die an den bleichen Schläfen leicht gewellt hervordrangen und die feinen Züge scharf zuschnitten, wie Noth des Lebens schneidet.

Leslawa stellte vor: „Fräulein Alt — Herr Witt.“

Fräulein Alt verneigte sich mit altjüngferlicher Anmuth und fragte: „Gestatten Sie mir, Ihnen Gesellschaft zu leisten, auch ich erwarte Herrn Monna. Leider habe ich dazu was nöthig ist, Zeit nämlich.“

Sophus gab keine Antwort. Ihn beschäftigte Ilowa.

Die kleine, schwarze Dame setzte sich auf einen Stuhl, dicht neben der Thür, als sollte sie doch gleich wieder hinausgefegt werden. Sie saß so still, so bescheiden und ergeben, daß selbst Sophus, der rücksichtsvolle, sie in seiner Gedankenwirrniß übersah. Ilowa hatte sich den Tod gewünscht. Wohin war sie gegangen? Er mußte ihr nach.

Zwei kluge Augen folgten seinem ruhelosen Auf und Ab, die der kleinen Schwarzgekleideten, und wie Sophus zur Thür hinauseilen wollte, hielt ihn der Blick dieser

Augen zurück. Es sprach daraus wie eine Bitte um Zutrauen, die Erregung durch Rede und Gegenrede in ruhige Bahnen zu leiten. Nicht Neugier bat, sondern Mitgefühl und das empfand Sophus.

„Sie haben Eile, wie ich sehe," sprach das Frauchen, „kann ich etwas an Herrn Monna bestellen? Ich bleibe, bis er kommt."

„Ich danke," entgegnete Sophus zaudernd. „Ich treffe ihn noch im Laufe des Tages."

„Entschuldigen Sie, ich glaubte, Sie zählten die Minuten, und es wäre Ihnen vielleicht nicht unangenehm, eine Bestellung zurückzulassen. Ich muß Sie nochmals um Verzeihung bitten, daß ich mich hier eindränge, aber Frau Szmitt und Fräulein Leslawa halten Küchenrathssitzung und Fräulein Jlowa hat eine wichtige Besorgung . . ."

„Besorgung?" rief Sophus. „Wohin ist sie gegangen?"

„Wenig reden schadet nimmer, viel reden immer. Ich redete schon genug."

„Sie müssen mir's sagen!"

„Ich habe kein Recht dazu."

„Ich beschwöre Sie."

„Wenn Sie's nicht wieder erzählen wollen . . ."

„Mit keiner Silbe."

„Sie ist bei Peten gegangen."

Sophus staunte sie an. „Zu wem?" fragte er nach.

„Sie kennen Peten nicht? Den hat der liebe Gott doch gleich mit der Armuth zusammen erschaffen, damit sie nicht ganz ohne Hülfe ist. Oder sind Sie kein Künstler?"

Sophus hatte noch nie darüber nachgedacht, was er eigentlich sei. Wie sollte er einen Studenten bezeichnen, der sein Brotstudium aufgab, um sich mit Verseschmieden zu beschäftigen? Durfte er sich Dichter nennen, weil er dichtete? Nein. Den Namen verleihen nur Anerkennende,

da in ihm Ehrung liegt. Freilich hatte Monna ihn so genannt, aber sonst Niemand, deß Wort zählte. Seine Lieder waren ja auch noch unveröffentlicht und machten keinen Anspruch auf Selbstständigkeit. Ein Künstler war er nicht . . . er konnte nichts. Nein, kein Künstler. Er war nichts.

„Ich . . . ich lerne," brachte er mit verlegener Aufrichtigkeit hervor. „Und möchte auch wissen, was Peten ist."

„Da kennen Sie am Ende gar keinen Pfandschein? Wie wohl einem Menschen zu Muthe ist, der noch nie in seinem Leben etwas versetzt hat? Sind Sie ein Glückskind!"

Sophus begriff. Er athmete auf. „Ich befürchtete Schlimmes," gestand er.

„Es hat keine Noth hier im Hause. So ein Konzert ist wie Schweineschlachten auf dem Lande, es bringt was in die Vorrathskammer. Hat Monna Geld, können Szmitt's Schulden bezahlen, Pfänder einlösen und gut leben — sie waren eben in der Küche noch nicht einig, ob eine Kalbskeule dran sollte oder ein Rinderbraten — und für mich denke ich auch ein wenig Abfall zu ergattern. Nach solchem Konzert giebt's Schüler und die billigen, die ganz billigen nämlich, die zu sechs bis acht Groschen, die kriege ich. Ich könnt' gerade welche brauchen, sie fehlen mir und der Mai hat noch gute Weile. Der Mai ist immer schön bei uns, wenn man einheizen kann. Aber woher die Feuerung nehmen, wenn man keine Stunden hat? Sehen Sie, da braucht man denn Peten, um sich des Lenzes zu erfreuen."

Das Schwarzmäntelchen lächelte und Sophus lächelte mit. Es war die Noth, die aus der Rede sprach, aber sie war frei von Herbigkeit.

„Sie geben Klavierstunden, nicht wahr?“ fragte Sophus.

„Ich habe längst meine silberne Hochzeit mit dem Klavier gefeiert,“ sprach sie. „Wir arbeiten schon stark auf die goldene los. Warum ist der Mensch kein Klavier, daß man ihn neu beledern könnte und neu besaiten? Mir würd' es nicht schaden, aber für meine Verdrußrillen muß man das Bügeleisen noch erst erfinden.“ Bei diesen Worten zog sie das Gesicht kraus, daß die Stirnrunzeln sichtbar wurden. „Aber eins hat der Mensch doch vor dem Klavier voraus,“ fuhr sie lebhaft fort, „er kann sich selbst stimmen. Freude an reinem Klang läßt Mißklang auf die Dauer nicht aufkommen. Und Sie scheinen mir auch wieder besser gestimmt als vorhin.“

Sophus nickte ihr dankende Bejahung zu und sprach: „Möchten Sie mich in die Lehre nehmen? Ich bin noch nichts, noch nicht einmal Schüler, ich fahre so daher, wie ein Vagant der mittelalterlichen Zeit, und nun treibt es mich in das Gehege der Frau Musika. Darin mich umzusehen, wäre mein Begehr, ob mir's dort gefällt, oder richtiger, ob ich drin geduldet werde. Ich habe aber Keinen, der mich hineingängelt.“

„Ich werde doch Monna keinen Kunden wegnehmen!“ rief das Fräulein eifrig.

„Monna schlug mir's ab.“

„Ach so. Anfangsgründe sind auch nur ein erbärmliches Vergnügen, aber ich hab' mich drin gefunden, bis an mein seliges Ende nicht herauszukommen. Die Talentlosen schnappen bei drei Kreuzen schon ab, weil's ihnen zu kribbelig wird, und die Talentvollen gehen mit fünf Been von dannen zu den Meistern, die noch 'ne Handvoll Vorzeichen mehr haben. Aber ich schlage mich leidlich

durch, wenn nicht mehr als ein Unglück zur Zeit kommt, wie gerade jetzt. Zwei Schülerinnen werden nach auswärts in eine Höheretöchter-Schleifanstalt geschickt und die dritte hab' ich mir selbst abgeschafft. Verlangt da die Mutter, so eine selbstpensionirte Käseschultzen aus der Stralauerstraße, es wäre wohl an der Zeit, daß ihre Tochter endlich das große Rappsstück von Lißten kriegte, das immer vorgespielt würde, wenn man wo in Gesellschaft käme, aber da sagte ich ihr: ‚Für fünfzig Pfennige kann ich keine Rhapsodie lehren, die kostet mich selbst fünfundsiebzig und dann müssen die geehrten Töchter weniger notenbiesterig sein, als bereits zwischen dem Molkenmarkt und Klosterstraße beobachtet worden ist.‘ Da herum wohnt sie nämlich. Aus war's."

„Für den einen Verlust biete ich mich selbst Ihnen als Ersatz."

Das alte Klavierfräulein blickte ihn prüfend an. „Wie lange wird's dauern?" fragte sie zweifelnd. „Na, versuchen können wir's ja. Wann soll ich antreten?"

„Ich komme zu Ihnen. Ich habe noch kein Klavier, ich denke hier zu üben . . ."

„Ach so, auf dem Omnibus," fiel Fräulein Alt ein und deutete auf den Flügel. „Warum auch unnöthige Ausgaben? Hier ist meine Adresse."

Sie gab Sophus eine kleine Empfehlungskarte, die sie aus ihrer Handtasche nahm. Bei dem Suchen nach dem Kartenbüchlein entfiel der Tasche ein kleiner schwarzer Pudel, aus Wolle gehäkelt, mit einer rothen Tuchzunge und Perlaugen, als Tintenwischer zu gebrauchen. Sophus hob ihn auf.

„Gefällt er Ihnen, behalten Sie ihn nur, ich habe genug." In der That, die Tasche war voll von solchen Wollpudeln.

„Ich will Sie nicht berauben . . .“

„Rauben Sie nur. Die Dinger vermehren sich bei uns wie der Sand am Meere und Keiner will sie noch. Sie sind aus der Mode. Ich bin froh, wenn ich einen los werde.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Ach, Sie junger Mann mit dem guten, freundlichen Gesichte, danken Sie Gott, daß Sie's nicht verstehen. Die, die diese Pudel macht, kann nichts weiter auf der Welt als das. Sie kann nichts regen, als die Arme und die Hände und ein wenig den Kopf. Sie möchte wohl Anderes arbeiten, aber es geht nicht, nur das Häkeln geht. Und was das Schlimmste ist, es sind mehr Pudel da, als Liebhaber dafür, so wenig die Läden auch geben. Hätten Sie für möglich gehalten, daß auch so ein Wollhund sich überlebt?“

Sophus wollte antworten, als die Thür aufgerissen wurde und Monna mit der Frage: „Wer wartet?“ hastig eintrat.

Als er das Musikfräulein gewahrte, rief er enttäuscht: „Ach, Sie sind's? — Guten Tag, Sophus.“ Laut und rücksichtslos schrie er dann: „Der Teufel soll dreinfahren!“ und warf sich in das Sopha, daß es krachte.

„Ich komme wohl ungelegen,“ begann Fräulein Alt zagend.

Monna antwortete nicht.

„Ein andermal denn. Ich wollte nur fragen, ob Abfall für mich da wäre?“

„Abfall?“ rief Monna höhnisch. „Abfall giebt's nicht mehr; wir gebrauchen Alles selbst. Alles, wenn wir nicht vorziehen, Schuhputzer zu werden. Behandelt wird man als solcher, warum da noch lange sich zieren?“

„Kein einziges Ständlein, ein ganz billiges?"

„Himmel Herrgott, nein! Wie oft soll ich's sagen. Sind Sie taub geworden?"

„Noch nicht, aber damit mir das Trommelfell nicht platzt, fliehe ich. Adje, Herr Monna."

Zu Sophus gewandt sprach sie leise: „Sehen Sie, das ist die Strafe für meinen Hochmuth. Hätt' ich die Rhapsodie nicht auch für fünfzig geben können? Nachher hätt's zwar beim Vortrag natürlich grausam gestuckert, aber das meiste Klavierspiel ist heutzutage ja nur Tastenstuckerei. Sie wollen Alle zu Schweres, damit es Ansehn hat; auf das Anhören nehmen sie kein Bedacht. Also nächstens."

Als Fräulein Alt wie ein Schatten geräuschlos durch die Thür verschwunden war, fragte Sophus: „Monna, was giebt's? So erregt sah ich Sie noch nie."

„Ich bin außer mir. Die Kritik . . ."

„Oh, die ist ausgezeichnet. Ich habe meine Zeitung mitgebracht, die Freude mit Ihnen zusammen zu genießen, die solche Anerkennung Ihnen bereiten muß. Hören Sie nur den Schluß: „Sein Klavierspiel ist von genialer Fülle der Sensivität, ganz tongewordene Poesie, ganz Psyche; der Flügelschlag seines Genius leitet zu sonnigen Höhen empor. Accelerirendes Temperament, enchantirender Ton und grandiose Conception geben seiner pianistischen Physiognomie die Profillinien . . ."

„Das ist ja Quatsch. Welcher Leser wird bei dem Fremdwörtergeschwefel etwas für mich Nützliches denken? Das versteht Niemand und darum wirkt es auch nicht, der ganze Lobqualm ist umsonst verpufft. Aber hier, lieber Freund, ist die Kehrseite der Medaille, das sitzt."

Monna gab ihm ein Blatt.

„Ach, die ‚Zeit‘, die war ja schon vor dem Konzert übel gesonnen.“

„Ich war auf etwas gefaßt, aber doch nicht auf das, was sie wirklich leistet. Das ist kein Kritisiren mehr, das ist der Ausfluß persönlicher Gehässigkeit, Lust am Demüthigen, Lust am Kränken, Lust am Spritzen giftigen Witzes, am Schneiden und Stechen mit Spott. Wer mag dahinter sitzen? Ich habe keine Ahnung.“

„Vor Gericht muß sich der Verfasser doch nennen.“

„Ich sprach den Assessor. Der sagt, der Schreiber habe mit juristischer Fachkenntniß Alles vermieden, was ihn vor die Schranken bringen könnte. Und dabei liegt die Hauptbosheit darin, mir meine Existenz zu untergraben, mir Schüler abzuwimmeln. Hier von dem Absatze an: Schade, daß der Herr Konzertgeber weder Mozart noch Beethoven spielt, . . . Oh, mir hat sich die Schandschrift eingeprägt, als hätte ich sie auswendig gelernt. So etwas trifft und gräbt sich ein.“

Sophus las für sich weiter: „. . diese köstliche Musik unserer Heroen, die wir lieben, weil wir von Jugend auf mit ihr vertraut sind, von der wir wünschen, daß sie auch unseren Kindern als veredelndes, Gemüth und Geist weckendes Bildungsmittel unverkümmert überliefert werde — wenigstens würden wir einen Musiklehrer, dem Beethoven nicht aufgegangen ist, einige Siriusmeilen von unseren Söhnen und namentlich Töchtern fern halten. Herr Monna gab als Hauptstück das Capriccio eines Russen. Heiliger Beethoven! schrie es in uns, als wir diese Tonorgien anhören mußten, weil die Pflicht uns dazu zwang. Wir können uns, wenn wir uns Mühe geben, vorstellen, daß Jemand solchen Unsinn setzt, es giebt ja Nervenkranke in und außerhalb Anstalten — aber, wie Jemand sich solchen

Wahnsinn einüben kann, um ihn geistig Gesunden vorzutoben, das ist und bleibt uns unbegreiflich, selbst wenn wir unser Gehirn bis zum Verrücktwerden anstrengen wollten. Herr Monna hat gezeigt, bis zu welch erstaunlichen Leistungen menschliche Finger es bringen, aber wozu die Verrenkungen, von denen bedeutende Aerzte sagen, daß sie schon zu neuralgischen Schmerzen und Lähmungen führten, wenn Geist und Gemüth dabei kalt bleiben? Wir hätten das ganze, ewig lange Capriccio für ein einziges kleines Adagio Beethovens gegeben. Aber freilich muß dessen Inhalt voll empfunden sein. Auch brachte der Herr Konzertgeber etliche eigene Kompositionen. Wo wir die darin verarbeiteten Ideeen bereits gehört hatten, das fiel uns nicht sofort ein, wir begrüßten sie jedoch als gute Bekannte, obgleich sie als Manuscript angezeigt waren und freuten uns, daß Herr Monna in so naher geistiger Verwandtschaft mit den Koryphäen der Klaviermusik steht. Da wir nicht bis zum Schlusse blieben, können wir nicht sagen, wie das Konzert ausfiel, ob die Begeisterung, die sehr al pari stand, als wir gingen, in die Hausse oder in die Baisse gerieth. Wir verließen das Lokal mit der Vorahnung einer äußerlich schwach gedeckten künstlerischen Unterbilance."

„Haben Sie's gelesen?" fragte Monna, als Sophus blaß und bleich die ‚Zeit' zusammenfaltete. „Was kann man auch darauf sagen? Nichts. Deshalb habe ich geübt, studirt, bin ich fleißig zum Umsinken gewesen, um so abgekanzelt zu werden. Und doch spielt mir keiner das Capriccio nach. Ich weiß, wie es kommt, das Konzert bringt mir keine Zwanzigmarks-Schüler, die ‚Zeit' wird gerade in den Kreisen gelesen, in denen ich zu ernten

hoffte. Statt vorwärts, bin ich zurückgeworfen. Weit zurück . . . bis auf den Abfall."

„Können wir nichts dagegen thun . . . ihn nicht zum Widerruf zwingen?"

„Wen? Den Herrn Ungenannt? Was soll er widerrufen? In der Kunst gilt das subjektive Urtheil, da ist das seinige ebenso richtig wie das meine. Nur ist er im Vortheil: er hat seine feste Anstellung an dem Blatte, während ich um meine Existenz ringe; er kann mich vernichten, weil ich mich der Oeffentlichkeit ganz und gar darbiete, ihm kann ich nicht einmal ein Haar krümmen, ihn schützt das Blatt, hinter dem er sich versteckt."

„Aber nicht alle Kritiken sind so vernichtend."

„Ganz recht. Da ist Lob mit Tadel versauert und Tadel mit Lob versüßt, wie man es täglich unter dem Striche liest, das verliert sich. Jener Schandartikel aber bleibt. Den kolportirt man, der macht Vergnügen wie eine Hinrichtung, den schleppt Helm mit sich."

„Man kann Unrecht tragen und verwinden."

„Dazu gehört Zeit. Ich aber will nicht in den alten Fesseln leben, ich will . . ."

Er brach ab, als hätte er zu viel gesagt.

„Liedermacher," fuhr er gemäßigter fort. „Liebster Liedermacher, wir müssen jetzt mit vollstem Ernst an die Arbeit gehen, an die Oper. Mit einem Schlage kann ich gewinnen, nur halb solches Glück wie Mascagni und ich bin aus der Misère. Lieder, für Bariton, Landsknechtlieder, ich widme sie Gura, der singt sie, für Frauenstimmen möcht ich Texte haben . . . nicht wahr, Du stehst mir bei, Du bist mein Freund, mein Bruder. Ich habe sonst Niemand auf der Welt."

„Ich auch nicht," rief Sophus.

Monna reichte ihm beide Hände dar. Sophus ergriff sie innig. Monna hatte ihn Du genannt, er durfte ihn wieder Du nennen; sein Herz erglühte.

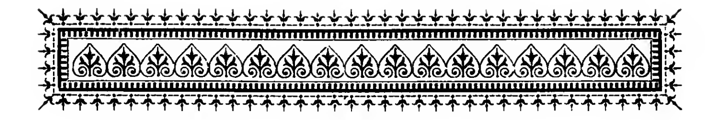
Monna legte seinen Arm auf Sophus' Schulter, er bedurfte in seiner Niedergeschlagenheit einer Stütze; er erkräftigte sich in dem Gedanken, daß er Jemand habe, der mit ihm litt und mit ihm den Weg der Hoffnung in die Zukunft einschlug.

Sophus sprach: „Ich bleibe Dir treu. Bis an den Tod."

„Ich wußte es."

Sophus schwieg, aber in ihm jubelte es. Noch vor kurzem war er ein Nichts. Jetzt war er etwas . . . Monna's Bruder.





Die Sonne bekommt Flecken.

Sophus war ungemein fleißig, man sah ihm die durchwachten Nächte an. Er bleichte, das Roth der Lippen verlor sich, die Nase trat schärfer hervor, und die Züge um den Mund wurden schwer, wie in Ermüdung. Die Augen aber blieben hell und klar, trotz des vielen Lesens und Durchstöberns alter Scharteken und vergilbter Bände. Am Tage war er häufig in der königlichen Bibliothek, in Chroniken, Sagen- und Märchensammlungen, Geschichtswerken und vergessenen Novellenbüchern auf einen Opernstoff zu fahnden, am Abend besuchte er das Opernhaus, um das Bühnenmäßige der musikalischen Schauspiele zu lernen, ging hierauf in's Kaffee Größenwahn und schrieb dann zu Hause noch bei der Lampe, bis an den Morgen. In seinen Entwürfen war mancherlei Verwerthbares, auch Altdeutsches, das Monna wünschte, weil es im Schwange sei.

Sophus dachte an die Wollpudel, als er die altzeitlichen Lieder sichtete und herrichtete.

„Warum wird so Vieles alterthümlich gefärbt?“ fragte er sich. „Hauseinrichtungen und Geräthe werden den alten Handwerkern nachgemacht, auf Gemälden begegnet man allen möglichen Trachten, vom Pfahlmenschen im Fellfrack bis zum Rococcofräulein, nur jetztzeitliche Gewandung sucht man vergebens, und in der Kunstdichtung geht es her wie

in der Architektur: den alten Mustern wird nachgedacht, und eh man sich's versieht, sitzen die Butzenscheiben drin. Da lob ich mir das Volkslied, das hat keine Zeittracht, ebenso wenig wie das Herz. Denn das ist der Kern. Das kommt nicht aus der Mode. Nein, das Herz ist kein Pudel."

Er brachte Monna zwei Lieder für eine tiefe Männerstimme. „Es sind Landsknechtlieder," sagte er, „die müssen von Einem gesungen werden, dem man's glaubt, sonst wirken sie nicht. Es muß ein Haudegen sein, kein schmachtender Tenor."

„Du fängst an praktisch zu werden; auf den Sänger kommt viel an, der kann eine Komposition für ewig todt singen oder ihr zum durchschlagenden Erfolge verhelfen. Und Erfolg will ich haben. Weißt', was Erfolg ist?"

„Nicht genau. Aber ich denke mir: über seine Schöpfungen vergessen werden, das ist Erfolg. Herzen gewinnen, die unsere geistigen Kinder lieben, wie ihre eigenen."

Monna lachte wegwerfend. „Mit dem Vergessenwerden hast Du Recht, solchen Erfolg hat mehr als Einer erlebt, der schon in Beifall und Gunst kniehoch watete."

„Pudel!" rief Sophus halblaut.

„Ruhm, meinst Du," fragte Monna, der falsch verstanden hatte. „Kennst Du die Seequallen? Gleißend schwimmen sie in der Fluth, ihr entrissen, sind sie kläglicher Gallert. So ist der Ruhm. Nur im Munde der Leute hat er Werth; in glänzenden Worten schillert er, die Fama, ich meine die gedruckte, tutet ihn um die Erde herum und wo er laut wird, erregt er den Neid. Und was die Leute beneiden, das erachten sie für das Glück. Schwindet aber der Ruhm aus der täglichen Rede, ist er wie die gestrandete Seeschönheit ein reizloser Klecks, auf

dem sich höchstens noch Fliegengeschmeiß breit macht. Das sind solche, die selbst den Ruhm der Todten herunterputzen, um der Welt zu zeigen, was sie für . . . Leichenschänder sind."

Sophus schwieg. Es klang ihm mißtönig, was Monna sagte.

„Wie war ich berühmt als Wunderknabe," fuhr Monna bitter fort. „Ich habe die Beständigkeit des Ruhmes kennen gelernt. Wo sind die Beifallsstürme jener Zeit? Verweht wie der Nachtwind, der über das Land geht, wenn Alles schläft. Mich haben sie lebendig begraben und nun ich empor will, drücken sie auf den Sargdeckel und lassen mich nicht hinaus. Aber Du hilfst mir, Liedermacher. — — Wenn ich Dich nicht hätte."

„Was die Gegenwart versagt, gewährt die Nachwelt."

„Liedermacher, sei nicht kindisch. Wer ist denn die Nachwelt? Ganz dieselbe Menschheit wie die Mitwelt. Nach hundert Jahren giebt es vielleicht einige Prozent Müllers, Meiers und Schulzes mehr, aber sonst ändert sich doch nichts. Das Große Neue wird abgelehnt, dann erkannt und gefeiert und schließlich herunter gemacht. So war es und so wird es sein. Ihrer Zeit waren sie groß: Hummel, Herz, Thalberg. Wo ist ihre Größe jetzt? Aber nicht genug; an Mendelssohn wird herumgenörgelt, über Schumann zucken sie die Achseln, auf Meyerbeer schlagen sie mit Keulen, die Donizetti's und Bellini's haben sie in die Rumpelkammer geworfen. So räumt man mit den Alten auf, von deren Ruhm die Welt widerhallte, deren Unsterblichkeit fest abgemacht schien. Wie wird man erst mit uns umgehen, in welchen Winkel schmeißt uns die geehrte Nachwelt? Ich arbeite nicht für ein undankbares Publikum, von dem ich nichts habe, weil es nach mir lebt. Der Gegenwart gefallen, ernten, so lange der Weizen

blüht, genießen, so lang man genießen kann . . . wer das erreicht, der hat Erfolg."

So offen hatte Monna sich noch nie ausgesprochen. Es war Sophus, als wenn Monna ihm nahe käme und in der Nähe Makel sichtbar würden, die er bis jetzt nicht an ihm bemerkt hatte. Unwillkürlich wich er zurück.

„Was hast Du?" fragte Monna. „Du bist ja auch Nachwelt, sag mir doch, wie heilig hältst Du die Großen von früher? Würdest Du sie nicht auch klein schmähen, wenn sie Deiner Berühmtheit im Wege ständen, oder sie schweigend verstauben lassen? Ich sage Dir, heute heißt es ‚durch wie die Stadtbahn', einerlei, ob alte Häuser weichen müssen oder neue. Nur durch!"

„Wohin durch?"

„Wohin? Zum Gelde. Ruhm ist vergänglich, Beifall verrauscht, wen die Mode erhob, den läßt sie baldigst wieder fallen, was aber bleibt, das ist das Geld. Dafür kann ich Beifall haben und Ruhm, für Geld ist die Welt mein mit allem Köstlichen, was da blüht und athmet. Geld ist Genuß und Genuß ist Leben. Lieber lebend in einer Thiergartenvilla als todt im Konversationslexikon. So denke ich über Unsterblichkeit."

„Was der Mitwelt gefällt, wird gewiß auch späteren Geschlechtern noch zusagen," sprach Sophus trübe und gab Monna die Lieder. Das eine hieß:

Rechte Zeit.

Und muß ich morgen fort von dir,
Was weinest du schon heut?
Sei wieder gut wie sonst zu mir,
Das Frühroth ist noch weit.
Wenn es beginnt zu tagen,
Ist noch nicht Zeit zum Klagen.

Doch kommt mein Roß allein zu dir
Ohn' Sattel und ohn' Zaum,
Und scharrt vor deiner Kammerthür,
Laß fahren Schlaf und Traum.
Brauchst nicht nach mir zu fragen . . . .
Dann ist es Zeit zum Klagen.

Das andere hieß:

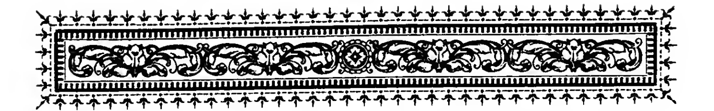
Jedem das Seine.

Die Ehre soll dem Hauptmann sein,
Die Beute ist für mich;
Und find' ich wo ein Kettlein fein,
Mein Schatz, das ist für dich.
Trag's mir zum Angedenken,
Woll' nimmer es verschenken,
Wer weiß, ob nicht mein Leben
Ich muß fürs Kettlein geben?

„Zu gebrauchen," sagte Monna, „aber ob sie der Mitwelt oder einst der Nachwelt gefallen, das steht dahin. Mehr Mumm, Liedermacher, Mumm. Das sage ich auch stets dem Assessor, wenn er gefühlvoll wird. Mache noch einige solche Nummern dazu, daß es ein Heft giebt. Einzeln ist so etwas nicht marktfähig."

„Ich will's versuchen," antwortete Sophus seufzend.





In großer Gesellschaft.

Termen's häuften ihre Bekannten noch einmal; sie gaben ihre letzte große Wintergesellschaft, den Achteinhalb Uhr=Thee, zu dem die ersten Gäste schon um halbzehn erschienen.

Das Haus war drinnen festeshell, von Außen zeigte nur der bis an den Fahrweg über den Bürgersteig gelegte Teppichläufer an, daß ‚etwas los'. sei. Vorhaus und Eingang waren wie täglich erleuchtet. Vornehmheit vermeidet den Straßenprunk.

Auch drinnen war es vornehm, neuzeitlich allerdings, aber gewählt, wenn auch die Wahl der Gäste den Eindruck machte, als hätte der Würfel bei den Einladungen mit entschieden. Mancher wunderte sich über Manchen, daß auch ihn die Glühsonne des Termen'schen Hauses in dieser angebrochenen Nacht beschiene, Manche gönnte Mancher weder das Dortsein noch ihre Toilette, Manche verdroß es, daß Manchen auch in den feinen Goldtassen Thee angeboten wurde, aus denen sie tranken und zwar Leuten, durch deren Aufzählung in kundigen Kreisen die Gesellschaft keineswegs an Ranghöhe gewann. Die Nullen aber schwelgten in dem Vorgefühle der Bewunderung, die sie

am nächsten Tage bei ihren Bekannten durch die Nennung der Größen erregen würden, denen sie bei den reichen Termen's die Ellbogen gestoßen hatten, denn nicht nur verherrlichte elektrischer Glanz das Fest, sondern auch gesellschaftlicher. Da war Standesglanz, Namenglanz, Schönheitglanz, Diamantenglanz, Orden- und Uniformenglanz. Den Reichthum umflattern die Menschen, wie die Flügler das Licht und nicht blos Motten, Mücken und Zünsler fliegen ihm zu, auch das stolze Nachtpfauenauge, seltene Schwärmer und solide Käfer äugeln mit ihm.

Gisela ward umringt und angeschmeichelt, als sei sie die Glücksgöttin und ihr Tanzbüchlein das Buch des Schicksals. Hart war der Kampf zwischen Frack und Uniform, das höfliche Abdrängen des Nebenbuhlers, der dem lächelnd geschnarrten ‚Pardon' mit einem eben so falsch gelächelten ‚Bitte' weichen mußte, aber er blieb unentschieden. Gisela bevorzugte Keinen, ihre Wachsfigurenfreundlichkeit war für Alle.

Fräulein Rider ging in schwere kirschrothe Seide gekleidet und trug Schmuck, den man früher nie an ihr gesehen hatte. Wenn sie auch den reicher gewandeten Frauen nicht auffiel, denen das Bischen Staat nicht einmal der Bekrittelung werth erschien, so war ihr doch das knisternde Rauschen ihres Kleides Wohllaut und Wonne, und ihr Auge weidete sich an den Armbändern, die auf dem Grauleder des dänischen Handschuhes wie neu in einer Ladenauslage glitzerten. Waren es doch ihre Schätze!

Frau Termen hatte sie wie eine längst bekannte gute Freundin empfangen. „Ich freue mich unendlich darauf, das Fräulein Tochter wieder einmal singen zu hören," sagte Fräulein Rider, nach dem Austausche der Begrüßungssüßigkeiten, und fügte dann laut und vernehmlich hinzu: „Ja eine solche Stimme findet man selten, wie Viele wür-

den sich glücklich schätzen, wenn es ihnen wie uns vergönnt wäre, sie hören zu dürfen, welch' ein Aufsehen würde sie erregen, ja es wäre ein Verlust für die Kunst, sie der Welt vorzuenthalten."

Die das vernahmen, horchten auf, und da eine keck ausgeworfene Behauptung die Angel ist, Trägdenkende zu fangen, schnappten Urtheilslose genug zu. Den Blick des Einverständnisses, den Frau Termen und Fräulein Rider blitzartig austauschten, gewahrte von Vielen nur Einer: der Assessor Robbe. Der kannte das Gaunerblinzeln von seiner Amtsbeschäftigung her.

„Das Känguruh ist zu diesem Posaunenstoß bevollmächtigt," schloß er aus dem soeben Erlebten. „Die Diamantenfrau des Hauses hat sich das Bösmaul gekauft ad majorem filiae gloriam. Und sie hat recht. Wenn die Rider nicht heimlich beißt und reißt, ist viel gewonnen, wenn sie lobt, Alles. Sonderbar, sie ist in die Rangliste der Gesellschaft nirgends hinzubringen und übt einen Einfluß aus, als finge das Register mit ihr an. Das macht, weil sie sich untersteht, laut zu denken, wenn Andere noch nicht wagen, eine Meinung zu haben. Natürlich ist sie die erste am Ziel. Eine kluge Frau, die Termen."

Er traf auf Sophus, der im Dämmergrün des Wintergartens den Einsamen spielte.

„Haben Sie den Trubel schon satt?" fragte der Assessor.

„Hätte ich nicht versprochen zu singen, wahrhaftig, ich drückte mich am liebsten sofort wieder. Ich glaube, Termen's rechneten auf Absagen, aber der ganze Katalog wird vollzählig und das Lokal langt trotz der Räumlichkeiten nicht. Haben Sie die Tochter vom Hause schon begrüßt? Ich konnte noch nicht heran, sie ist von Militär und Civil förmlich ummauert."

„Ich sah sie und sprach sie," antwortete Sophus Witt

mit Selbstbewußtsein. „Es ist keine leichte Aufgabe für sie, mit Jedem einige Worte zu wechseln, wie ihre Pflicht es erheischt. Sie sagte mir, daß solcher Abend sie stets sehr angriffe."

„Warum sich erst in die See stürzen und dann um Hülfe schreien?" erwiderte der Assessor. „Aber so geht es den Reichen, sie haben das Geld, um sich damit todt zu genießen. Die alte Geschichte vom Midas wiederholt sich immer wieder: wer zu viel des Goldes hat, krepirt dran."

„Ich denke doch, daß eine solche Anschauung leicht als verletzend für dieses Haus, namentlich für die Tochter dieses Hauses ausgelegt werden könnte," sagte Sophus mit abweisender Betonung.

Der Assessor machte große Augen. „Bitte um Verzeihung," lenkte er ein. „Ich nehme Alles zurück. Auch ich bin von der Unsitte, seine Wirthe am schonungslosesten von allen jeweiligen Erdbewohnern zu beurtheilen, leider nicht frei, hoffe mich aber zu bessern." — Er ging nach einer höflichen Verbeugung aus dem Wintergarten unter die an Dichtigkeit zunehmende Gastmasse.

„Was ist dem in die Krone gefahren," dachte er, „daß er sich zum Ritter für Goldkönigs Töchterlein aufwirft, noch dazu bei dem Militärandrang? Wer die heimführen will, muß doch aus anderem Holze geschnitten sein."

Er theilte Monna, der eben gekommen war, den Vorfall mit. Monna lachte. „Der Liedermacher ist ein guter Kerl, aber unerfahren wie ein Kind," erklärte er dem Assessor. „Wer Scherze übel nehmen will, gehört nicht nach Berlin, wenigstens nicht in gewisse Kreise."

„Er war auffallend feierlich."

„Das ist er oft. Er hat aus der Provinz eine Aussteuer von Idealismus mitgebracht, die rührend ist. Ich

hoffe aber, er wird noch praktisch werden in der Luft der Reichshauptstadt, die weht scharf."

„In der That macht es den Eindruck, als wäre sein Boden nicht hier. Ich glaube, auf einer Südseeinsel, die von Weißen noch nicht entdeckt ist, bei lotusbekränzten Naturvölkern, würde er üppig gedeihen."

„Vergessen Sie, daß er sich nicht zu benehmen wußte," bat Monna.

„Ich zürne ihm nicht, bewahre. Er ist wirklich noch jung, der Liedermacher."

Ein Violinist, der zum Spielen eingeladen war, trat herzu und bat Monna um einige Worte Fachbesprechung. Der Assessor schritt langsam weiter. Bei seiner Wandrung traf es sich, daß er Fräulein Rider nicht ausweichen konnte, obgleich er sich vorgenommen hatte, sie zu schneiden. Sie war für ihn launenverderbend und er sollte noch singen.

Als er sah, daß er Stand halten mußte, sagte er sich: „Warte, Dir werde ich die Galle schon drücken."

„Herr Assessor," redete sie ihn an, „seit dem letzten Zusammentreffen im Besuchszimmer dieses Hauses hatte ich nicht wieder die Gelegenheit, Sie zu sehen . . . Ich vermuthete schon, Sie hätten vielleicht ihre Stimme verloren und gingen deshalb nicht mehr in Gesellschaft, das passirt ja selbst berühmten Tenören."

„Je berühmter, um so weniger Stimme," schaltete der Assessor ein.

„Und mir ist es sehr angenehm, daß ich Ihnen sagen kann, daß ich damals doch Recht hatte. Ich erzählte nur wieder, was man allgemein sagt, daß Ihr Freund, Herr Monna, kein Beethovenspieler sei, während Sie behaupteten . . ."

„Lassen wir doch das. Es wird dem seligen Herrn

Beethoven höchst gleichgültig sein, was wir, Sie oder ich, über ihn denken."

„Um den handelt es sich nicht. Aber ich habe Recht. Was Sie mir, einer Dame ohne Rückhalt und Beistand, nicht glauben wollten, das werden Sie hoffentlich nicht mehr bezweifeln, wenn Sie es schwarz auf Weiß sehen."

„Unmöglich!"

„Doch. Doch."

„Und wo wäre das zu lesen?"

„In der ‚Zeit'."

„Was ist das?"

„Kennen Sie die ‚Zeit' nicht?"

„Zeit ist ein Axiom. Nach Kant das Quadrat von Raum und Entfernung, nach Schopenhauer die Negation des Abstrakten, nach Hartmann die unbewußte Thatsache des Seins, dividirt durch die Ekliptik . . ."

Fräulein Rider schleuderte ihm einen Giftblick zu, sie fühlte, daß der Assessor sie aufzog.

„Sind die Herren Juristen alle so sachlich wie Sie jetzt, Herr Assessor, oder giebt es immer noch einige, die den Ernst ihres Berufes nicht über Nebendinge vergessen? Sie kennen die Zeitung ‚Zeit' ganz gewiß."

„Nein. Aber ich würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie mir sagten, in welcher Nummer ich den Aufsatz finden kann."

„Nummer siebenundachtzig."

„Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtniß."

„Man merkt sich, was interessirt."

„Und wie kamen Sie gerade zu dieser Nummer?"

„Darf ich vielleicht die ‚Zeit' nicht halten?"

„Dann werden wir nächstens wohl das Vergnügen haben, von einem neu entdeckten Gesangssterne in der ‚Zeit' zu lesen?" fragte der Assessor, plötzlich den ironischen

Ton aufgebend, und blickte sie mit dem forschenden Auge des Untersuchungsrichters an.

„Was meinen Sie damit?“ stotterte Fräulein Rider stutzig.

„Ich bin gespannt darauf und werde den Artikel mit gleicher Aufmerksamkeit studiren wie einen Aufsatz ‚Themis und Kunst‘ und die unparteiischen Auslassungen über meinen Freund Monna, die kürzlich in demselben Blatte erschienen.“

„Jetzt kennen Sie mit einem Male die ‚Zeit‘?“ rief Fräulein Rider überrascht.

„Ja!“ entgegnete er trocken. „Sie ist nach Hegel die Auflösung des Nichtichs in das Ich, oder wenn Ihnen dieser Philosoph zu dunkel sein sollte, der sogenannte archimedische Stützpunkt und für den Juristen von immenser Wichtigkeit.“ Er machte ihr eine Schalksverbeugung und verabschiedete sich mit der nichtssagenden Redensart: „Es hat mich außerordentlich gefreut . . .“

Obgleich die Rider mit aller Kraft Herrin der Verblüffung zu werden strebte, vermochte sie doch die Wuth nicht ganz zu unterdrücken, die ihr aus der Erkenntniß erwuchs, daß der gehaßte Assessor ihr zu geistesschnell gewesen war. Sie hatte ihn selbst auf die Fährte gelockt und er war ihr Feind. „Hätt' ich mir lieber in die Zunge gebissen, als mit dem Affen ein Wort geredet,“ schalt sie sich innerlich. „Er machte Anspielungen. Zu dumm!“

Die Selbstvorwürfe trübten ihren Spürsinn und nahmen ihr die Lust am Spähen. Trotzdem gewahrte sie genug für ihr Nachtbuch, denn je größer eine Gesellschaft ist, um so weniger wähnt der Einzelne sich beobachtet, da er selbst sich nicht um Jeden kümmert, der dort seine Wege geht. —

Als nun der künstlerische Theil des Abends begann,

als ältere Herren beim Oeffnen des Flügels möglichst unauffällig die Nebenzimmer und in diesen die äußersten Winkel aufsuchten, als ältere Damen mit Ergebung auf den Mienen sich in die Divanecken fügten, als der Violinist seiner Geige die Stimmquinten entknipste und so Militair wie Civil heimlich fragte, ob der Herr sehr lange zu spielen pflegte und die jungen Damen so andächtig Platz auf den Stühlen nahmen, als sollten sie einem Begräbnisse beiwohnen, schlich Fräulein Rider in den Wintergarten, der mit dem Musiksaal durch einen breiten Gang verbunden ward, darin Bücher- und Notenschränke standen. Aus diesem Gange sah sie, wie Herr Witt der Tochter des Hauses ein Briefartiges gab, das diese öffnete und betrachtete, worauf sie ihm die Hand reichte, die Herr Witt mit mehr Inbrunst drückte, als Gästen bei großen Thee's Töchtern des Hauses gegenüber im Allgemeinen gestattet zu sein pflegt. Dann sah sie, wie Gisela für das Ueberreichte vergebens eine Unterkunft in ihrem taschenlosen Gesellschaftskleide suchte und es dann in eine leere chinesische Vase that, deren mehrere das Wandgrün des Gewächshauses bunt unterbrachen. Als Gisela hierauf ihre Singnoten aus einem der Schränke des Ganges kramte und sie Herrn Witt zu tragen gab, schritt Fräulein Rider an ihnen vorbei, als sähe und hörte sie nicht; als aber der Geiger noch nicht mit seiner zweiten Nummer zu Ende war, befand sich das Päcklein nicht mehr in der Vase, sondern in Fräulein Rider's Tasche und während Alles, was höflich war, zu Gisela's Gesang, der nun folgte, in den Musiksaal drängte, untersuchte sie, hinter einer Fächerpalme geborgen, den Inhalt des Geraubten.

Es war eine Photographie Witt's, nur mit Namen und Tag auf der Rückseite beschrieben. Eingewickelt war sie aber in ein Versepapier. Die Rider las:

Zu einem alten Liede,
Vergessen und verlacht,
Hat nun der junge Spielmann
Die Weise neu erdacht.

Die zu dem Liede tanzet,
Laß ihres Weges gehn,
Die zu dem Liede lächelt,
Die, Spielmann, lasse stehn.

Doch die dem Liede lauschet
Und heimlich dazu weint . . .
Das, Spielmann, ist die Rechte —
Die weiß, wie es gemeint.

„Sonderbarer Schäfer!“ murmelte sie. „Weiß er denn nicht, daß ihr Rosenöl lieber ist als die Rose, der mit Trüffeln aufgefutterten Pute? Was soll ihr die zarte Andeutung? Gieb ihr Paprika, das schmeckt sie noch eben. Mit dem hätte ich es gut meinen können. Nun nimmt das reiche Mädchen ihn. Warum kauft sie sich nicht den stattlichsten ihrer Verehrer, für ihr Geld kriegt sie einen Herkules. Er ist ja ein Kind und seine Liebe süßes Lallen.“

Sie las die Verse noch einmal und faltete das Papier vorsichtig wieder zusammen. Als sie es in die Chinavase zurückwerfen wollte, zögerte sie einen Augenblick. Nach kurzem Besinnen nahm sie die Photographie heraus und steckte sie zu sich. „Sie hat ihn selbst, ich will mich wenigstens an seinem Bilde weiden.“ Das Gedicht warf sie in die Vase. „Sie begreift ja doch nicht, wie's gemeint ist,“ sprach die Rider halblaut, höhnisch. —

Gisela sang. Sophus glaubte noch nie etwas Wundervolleres gehört zu haben als diese Stimme, oder hatte er früher nicht die gleiche Aufmerksamkeit auf ihren Gesang

gewandt wie heute? Die Umgebung schwand für ihn, er sah nur Gisela, hörte nur Gisela. Die vielen Menschen, die Farbenpracht der Toiletten in dem Lichte des goldglänzenden Saales erschienen ihm wie ein unscharfer Hintergrund, von dem sich Gisela's Gestalt in strahlender Deutlichkeit abhob; sie selbst war das Lied, das sie sang, umwogt von den Tönen der Begleitung.

Wie sanftes Blättersäuseln klang es aus den Saiten des Flügels und dazwischen wie Vogellockruf. „Die linden Lüfte sind erwacht", hub das Lied an und die Musik war Frühlingsgetön. Als Gisela sang: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag", da glaubte Sophus, sie sänge diese Worte ihm zu und er müsse mit einstimmen in die beseligende Zuversicht, die der Melodie entströmte. Und sein Herz sang mit.

Als Gisela geendet hatte, wurde lebhaft Beifall geklatscht. Ein Herr hinter Sophus brummte etwas von ‚Theedank' und ‚Bratenapplaus', aber Sophus achtete der Worte nicht, da ihr Sinn ihn nicht traf. Er war noch trunken von der Schönheit des Gehörten. Wenn je einem, nur einem einzigen seiner Lieder so lebendiger Odem eingehaucht würde wie diesem, dann wollte er gerne sterben, dann konnte er gehen, sein Lied bliebe auf Erden und seine Seele in dem Liede. Eine tiefe Rührung durchwallte ihn und trieb ihm Thränen in die Augen. Dabei leuchtete aber sein Antlitz, denn Gisela hatte ihm gesagt, daß sie seine Lieder singen würde, die Monna setzte. Ja die Welt wurde schöner mit den Tagen, die kommen sollten.

Gisela sang darauf den Schattentanz aus der Oper Dinorah. Ihre Gesanglehrerin begleitete und die wohleingeübte Schwierigkeit gelang. Auf den Beifallssturm und auf das stürmische Bitten Begeisterter oder doch Begeistertthuender, gab sie noch einen Salonhauer in

französischer Sprache zu. Der Jubel kannte jetzt keine Grenzen mehr. Das war chic, das war pikant, superb, ravissant, charmant. Man drängte sich hinzu, um Gisela seiner Bewunderung zu versichern und wer die Tochter nicht erreichen konnte, lud die schmeichelhaftesten Glückwünsche bei der Mutter ab. Frau Termen's Augen blitzten wie ihre Brillanten. Auch an Herrn Termen richteten Vereinzelte anerkennende Worte über das Talent seiner Tochter. Sophus mochte nicht aufdringlich erscheinen und hielt sich bescheiden zurück, auch hatte das Letzte seine Empfindung ein wenig abgekühlt.

Nachdem das allgemeine Entzücken sich ziemlich rasch wieder gelegt hatte — nur einige Leutnants blätterten in ihrem Gedächtnisse nach extra schneidig Klingendem — begann der Herr Assessor das Liebeslied aus der Walküre. Er sang es einigermaßen, wenn auch nicht gerade besser als Niemann, wie er sich bei seinen Uebungen einbildete. Er sang nämlich immer, um den eigenen Ton zu begutachten, in eine auf seinem Klavier aufgestellte Waschschüssel, allein dieser von ihm erfundene glasirte Schallhohlspiegel belog ihn schmählich und täuschte ihn über Stärke und Färbung seiner Stimme. Was in der Waschschüssel voll und kräftig klang, drang nicht weit in den Saal, und wenn er sich dann selbst nicht hörte, preßte er gewaltsam auf die Stimmbänder. Monna rieth ihm, weil es sehr voll sei, gleich fest einzusetzen und auf eine zu durchschlagende Wirkung mit den hohen Noten des Schlusses zu verzichten, was dem Assessor auch einleuchtete. Willig zollte die Zuhörerschaft seiner annehmbaren Leistung kargen Beifall, denn die Zeit rückte vor, und mit ihr die Stunde des Nachtbrotes, das Etliche bereits lebhaft herbeiwünschten. Kunst sättigt nur den Künstler.

Monna hatte die Schlußnummer und dafür ein Not-

turno von Chopin gewählt. Als er praeludirte und das Publikum musterte, gewahrte er in Augenlinie die Rider, die sich soeben neben Frau Termen niederließ. Der Assessor hatte ihm seine Vermuthung, daß wahrscheinlich hinter dem Artikel der ‚Zeit‘ das Känguruh stecke, mitgetheilt, und nun gohren Verdruß und Aerger wieder in ihm hoch. Als sie nun gar mit ihren Blicken nach ihm stach und er in ihren grauen Augen tückisches Behagen zu lesen glaubte, war es um seine Künstlerruhe geschehen. Eine Wuth bemächtigte sich seiner, daß seinem Willen die Herrschaft über die übungsgestählten Muskeln entglitt. Seine Hände bebten; er spielte schlecht, daß selbst Musikunkundigen Fehlgriffe auffallen mußten. Kenner, sogar solche, die glaubten, daß sie an Chopinbehandlung nichts Undenkbares mehr erleben könnten, gestanden sich schaudernd, daß Monna sie heute des Besseren belehrte.

Man brachte die Hände zum Beifall zusammen, aber was erscholl war nur Manschettengerassel, wie Hallerstein laues Achtungsklatschen zu nennen pflegte, Monna fühlte, daß er verthan hatte. Er merkte es an den überlegenen Mienen der Sachverständigen, an der Kühle der Menge, die ihm auswich, an dem spöttischen Mitleiden guter Freunde.

Sophus fragte besorgt: „Was war das? Welcher Unstern waltete über Dir? Wäre die Annahme nicht vernunftwidrig, ich hätte Dich für verhext gehalten.“

Monna lachte kurz auf. „Ich war verhext; eine Furie sah mir zu, und das brachte mich aus dem Konzept. Sag's nur grad heraus, ich spielte wie ein . . . ., ich weiß es. Aber den will sehen, der gelassen bliebe, wenn die Person, die ihn beschimpfte, ihn obendrein noch aushöhnt.“

„Wer wagte das?“

„Der Assessor hat den Urheber der Schandkritik ausbaldowert. Wer das gedruckte Gift mischte, das nur an dem frißt, dem es gegeben ward, Liedermacher — er vermuthete freilich nur, aber für mich besteht kein Zweifel . . . das Känguruh ist es. Darauf laß ich mir die rechte Hand abhauen."

Monna's Groll entzündete in Sophus heiligen Zorn. Er hatte mit Monna gelitten und Gram getragen, — das Leid seines Bruders war sein Leid — nun haßte er mit ihm den Urheber der Unbill und konnte nicht Rache an einem Weibe nehmen. Wären die Frauen den Männern gleichgestellt, zöge er Jene zur Verantwortung für seinen Freund. Nun aber stand sie unter dem Schutze der Frauenvorrechte, sie durfte beleidigen und der Mann mußte die Waffen stillschweigend senken. Ja, wenn es ein Mann wäre! —

Die Lohndiener hatten mit geräuschloser Geschwindigkeit fertig gedeckte Tische hereingestellt und etliche Minuten vor Mitternacht setzte man sich zum Abendbrot. Es war Frau Termen's Ehrgeiz, auch der größesten Gesellschaft eine so treffliche und gemächliche Verpflegung angedeihen zu lassen, wie sie sonst nur bei kleinem Gastgebot möglich ist. Die den Wirthen bequeme, den Gästen unbequeme Buffetspeisung fand bei Termen's nur dann statt, wenn junges Volk zum Balle geladen und der Tanz die Hauptsache war, heute aber, wo die ältesten Bekanntschaftsjahrgänge des Hauses den Stamm bildeten und den Jüngsten nur ein Tischtänzchen zustand, ward regelrecht getafelt.

Selbst den Nörgelichsten stopfte Termen's Küche den Mund.

Vom Beginn der Tafel an gab es Champagner. Er stand in Silberkübeln zum Selbstbedienen auf den Tischen, außerdem gingen Kellermeister herum und schenkten ein

Das blumenbemalte Meißner Geschirr, die feingeschliffenen Gläser, die Prunkgefäße auf dem köstlichen Damastgewebe, die Damen, in den milden, gebrochenen Farben der letzten Mode gekleidet, mit Brillanten und Geschmeide geschmückt, die Ordenssterne, die Uniformen, vor Allem aber die froher und froher werdenden Menschenangesichter: über das Alles ergoß sich die Goldfluth des elektrischen Glühlichtes. Die Freude war wieder eingekehrt und hielt Hof.

Sophus führte auf ihren Wunsch Gisela.

„Wie wundervoll haben Sie gesungen," sagte er. „Ich war dankbar, so Schönes zu hören."

„Ich glaube, ich gefiel."

„O, wie sehr. Gefallen ist wohl eigentlich zu wenig. Mir fehlt der rechte Ausdruck dafür, so hat es auf mich gewirkt. Wenn Sie jemals ein Lied von mir so sängen . . . ich würde das Glück kaum ertragen."

„Haben Sie schwache Nerven?"

„O nein, aber die Freude wäre zu groß."

„Wie gefiel Ihnen die französische Chanson."

„Auch. Das heißt gut, recht gut."

„Ich habe nie etwas besser gesungen, als gerade sie."

„O doch, das Schubert'sche Lied!"

„Das war nur, um die Stimme frei zu singen."

„Mein Urtheil ist ja durchaus nicht maßgebend, Monna sagt, ich müsse noch musikalisch gezogen werden, und ich werde Musik treiben."

„Sagen Sie, was hatte Monna? Er spielte wie ein Anfänger. Das war sehr unrecht. Es wird so wie so nicht günstig über ihn geschrieben."

„Man sucht ihm zu schaden."

„Wenn Jemand ihm geschadet hat, fürchte ich, war er es heute selbst."

„Und doch ist er ein außerordentlicher Künstler."

„Gewiß. Wie weit ist er mit der Oper?“

„Ich habe noch keinen rechten Stoff gefunden. Aber Lieder wird er setzen.“

„Für mich?“

„Für Sie. Ich fand neulich in einem alten Buche den Märchenglauben, daß da, wo in der Nacht ein Kind stirbt, vor dem Fenster eine gespenstische weiße Lilie aufsprießt . . .“

„Pfui!“

„Ist das nicht poetisch?“

„Todte Kinder sind gräßlich. Ich mag überhaupt keine traurigen Lieder. Immer von Sterben singen finde ich aufrichtig unpassend. Warum nicht Heiteres, wie das französische Liedchen? Und welchen Applaus ich damit hatte.“

Sophus mußte der Meinung sein, er säße wieder wie neulich oben in dem Wohnzimmer beim Familiengeplauder, anstatt an der Festtafel neben der als Sängerin gefeierten Tochter des Hauses, sonst hätte er unmöglich die Aufforderung zum Wechsel des Gespräches mißverstanden. Er antwortete mit einem treuherzigen „Freilich“ und fuhr dann in der Liedermacherei fort: „Ein Volkslied fand ich im Dialekt der Siebenbürgener, ich formte es in unser Deutsch um. Es ist jedoch bedauerlich, wie viel stets bei der Uebertragung an Echtheit verloren geht. Es lautet:

Vor der Kirche vom Lindenbaum
Das Laub herniederfällt.
Du wußtest, wie ich liebte dich . . .
Die Andre hast du erwählt.

Vor der Kirche vom Lindenbaum
Da fällt das Laub zur Erd'.
Die Andre, die genommen dich,
Ist deiner noch viel zu werth.“

„Ich singe in der nächsten Zeit nur italienisch," lehnte Gisela ab, „und deutsch später nur heitere Sachen. Sie sagten Alle heute, das Heitere sei mein Genre. Die Patti singt auch keine Grablieder. Daran denken Sie, nicht wahr?"

„O gewiß. Ganz gewiß. Obgleich durch das Volkslied sich unverkennbare Schwermuth zieht."

„Ich dachte nicht an das Volk. Es würde mir heute sogar lästig fallen."

Gisela schenkte ihrem Tischherrn zur Rechten und den Nachbarn gegenüber jetzt größere Aufmerksamkeit als bisher. Sophus ward still und eingekehrt.

Als eine Pause in dem fröhlichen Herüber- und Hinübergeplauder eintrat, wandte sich Sophus zu Gisela und sprach:

„Es wurde zu Schönes und Großes gedacht und gedichtet. Wie dürftig sind meine Bachkiesel gegen das Edelgestein in der Schatzkammer des deutschen Volkes. Die Kinder großer Männer leiden unter den Anforderungen, die an den Namen gestellt werden, der Ruhm des Vaters erdrückt ihre Anfänge, wie das Meisterwerk die Arbeit des Schülers. So geht's auch mir. Ich möchte dichten, aber der hohe Ruhm, der deutscher Dichtkunst durch die Meister ward, nimmt mir den Muth und macht mich zaghaft."

Gisela that einem Leutnant Bescheid, der sich die Ehre ausbat, ihr zutrinken zu dürfen.

„Auch bin ich wohl nicht eigentlich schöpferisch, sondern mehr nachempfindend . . ."

Gisela lachte laut auf. Ihr Tischnachbar zur Rechten hatte irgend eine komische Bemerkung gemacht.

„Ich werde mich in das Heitere hineinleben. Es wird mir gelingen, weil Sie es wünschen."

„Was meinen Sie?“ fragte Gisela zerstreut.

„Die Lieder für Sie.“

„Ach so. Ja. Nach meiner Rückkehr. Wir gehen erst nach Italien und dann wahrscheinlich nach Paris. Da haben Sie wohl Zeit genug? Den ganzen Sommer.“

„Und an Lust wird es mir nicht fehlen,“ entgegnete Sophus freudig.

Monna saß an einem benachbarten Tische derart, daß er Gisela und Sophus gegenüber hatte. Wie kam der Liedermacher dazu, die Tochter des Hauses zu führen? Das reiche Mädchen hatte bereits Persönlichkeit, Namen, Rang, Geld und Gut ausgeschlagen — man sprach, daß nur noch ältester Adel, Reichsgraf oder Fürst in Betracht käme — wie sollte er sich die sichtliche Bevorzugung des Jünglings deuten, der nicht mit dem Geringsten der Abgewiesenen in die Schranken treten konnte? Weiber haben Launen; der Provinziale war die augenblickliche Laune des berlinsatten Mägdleins. Weiter ging es nicht. Außerdem wollte sie sich der Kunst widmen; das war die Hauptlaune. Monna trank viel Champagner. Er konnte viel vertragen und heute zumal, da er Mißmuth zu ertränken hatte.

Auch der Majorin war es aufgefallen, daß Gisela zu ihrem Tischherrn nicht Jemand von Namen, Titel oder gesellschaftlicher Stellung, sondern den Studenten gewählt hatte, und sprach darüber mit ihrem Gatten.

„Ich glaube nicht an eine ernste Neigung,“ sagte der Major. „Gisela hat zu viel von der Natur ihrer Mutter und die strebt nach oben. Sie ist gewohnt, zu glänzen, und wird auch mit ihrem Zukünftigen glänzen wollen.“

„Vielleicht findet sie mehr als Gefallen an der liebenswerthen Gemüthsart des jungen Mannes.“

„Er ist mir zu schlank aufgeschossen und zu großäugig, das Brustmaß wird auch unter normal sein. Ein Siechling ist eine unsichere Partie.“

„Er sieht heute blühender aus als je.“

„Champagner, die Unterhaltung. Er scheint fieberhaft aufgeregt. Schwache Nerven.“

„Mit welchen Augen siehst Du heute?“

„Als wäre ich auf der Rekrutenaushebung. Bedenke, wenn Gisela ihn heirathet . . . zurückstellen kann sie ihn nicht.“

Man hob die Tafel auf und wünschte sich Gesegnete Mahlzeit. Einige Gäste, Aeltere, Karlsbadreife, unter dem Arzte Stehende und solche, die glaubten, die Einladung ausgenützt zu haben, entschwanden. In der Vorhalle und im Rauchzimmer wurden Cigarren und Bier gereicht, die Damen nahmen Kaffee, die Jugend tanzte in dem lohndienereilig frei gemachten großen Musiksaale.

Sophus führte mit Gisela den Ball an, er war ein guter, wenn auch kein leidenschaftlicher Tänzer. Zusehende fragten: „Wer ist der junge Mann?“ — „Wahrscheinlich ein Verwandter des Hauses.“ — „Was ist er?“ — „Das weiß man nicht. Termen's Schwiegersohn hat auch nicht nöthig, etwas zu sein.“ — Monna hörte hoch auf, als er Solches vernahm. Was war vorgegangen, das der Liedermacher ihm nicht vertraut hatte? So gut wie der hätte auch er sich um die reiche Erbin bemühen können. Seine Kunst und Sophus' Liedelei, seine Weltreise und Sophus' Unerfahrenheit, seine männliche Erscheinung und Sophus' Knabenheit: wer im regelrechten Wettbewerb gesiegt hätte, das wäre unfraglich gewesen. Er, Monna. Den Fürsten und Grafen gegenüber war der Künstler aussichtslos — wozu die Augen zu Unerreichbarem erheben — ließ aber

die Goldprinzeß sich zu fahrendem Volk herab, wer wollte ihm da verwehren, auch um ihre Huld zu werben? Er biß die Spitzen seines Schnurrbartes und sann.

Als der erste Tanz beendigt war, ging er auf Gisela zu und bat um eine Tour. Sie aber bedauerte, den ganzen Abend nicht mehr frei zu sein. Das war der Lohn für sein Spiel; er war in Ungnade gefallen. Und wem hatte er das zu verdanken? Dem bösen Weibe. Er hatte oft genug seinen Witz an der alten Jungfer ausgelassen, nun hatte sie sich gerächt. Sollte er jetzt gehen und dem Hause den Rücken zuwenden, wo seine Rolle ausgespielt war, oder sollte er bleiben und trotzen? — Trotzen!

Sophus, des Glückes voll — man behandelte ihn in dem Millionenschein, den Weitsehende bereits über seinem Lockenscheitel erlugten, mit großer Zuvorkommenheit und sagte ihm gunstwerbende Artigkeiten — kam freudestrahlend auf Monna zu. „Viktor,“ rief er leuchtenden Auges. „Wie ist doch das Leben in Berlin herrlich. So schön hätte ich es mir nimmer gedacht. Noch nie war ich so glücklich wie heute.“

„Du bist der aufgehende Stern, ich der sinkende. Ich gratulire,“ entgegnete Monna bitter. — „Viktor, Du thust mir weh. Was wäre ich ohne Dich? Fräulein Gisela kann meine Lieder doch nur singen, wenn Du sie komponirst.“

„So; von den Liedern spracht Ihr?“

„Wovon denn sonst?“

„Nun vom Wetter, oder der Hitze im Saal, oder wie schlecht ich gespielt . . .“

„Davon allerdings auch.“

„Und Du stimmtest zu?“

„Ich vertheidigte Dich, sie hatte Ungünstiges über Dich gelesen . . .“

„Das war hübsch von Dir, ich konnt es auch gebrauchen. Wenn Du Dir später Fräulein Rider's Wohlwollen erworben hast, gieb mir davon ab."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Ich weiß, wie es kommen wird. Du gehst Deine Wege und ich darf zusehen, wo ich bleibe."

„Viktor, wie Unrecht von Dir!"

„Warum auch nicht? Jeder ist sich selbst der Nächste. Dort kommt die Rider geschlichen, sie hat's auf Dich abgesehen. Glück auf zu ihrer Gönnerschaft." Monna machte sich von Sophus los und überantwortete ihn dem langsam näher kommenden Fräulein Rider.

„Ich hatte bis jetzt nur das Vergnügen Ihrer flüchtigen Bekanntschaft," begann sie mit süßer Stimme. „Da Sie aber dem Hause Termen so freundschaftlich nahe stehen, werde ich wohl häufiger das Glück haben, Ihnen hier zu begegnen."

Sophus wußte nicht, was er antworten sollte, ihm verursachte die Anrede Widrigkeit.

„Termen's sind scharmant."

„Ja."

„Und generös."

Sophus schwieg.

„Sie meinen es gut mit Jedem."

„Das thun nicht Alle," erwiderte Sophus kurz.

„Leider nein. Es giebt viel Uebelwollende in der Welt. Man kann deshalb in seinem Umgange nie vorsichtig genug sein."

„Wirklich?"

„Sollten Sie das noch nicht erfahren haben?"

„Ich noch nicht, aber Andere. O ja, Sie haben Recht, es giebt Uebelwollende, boshafte Verleumder, die ihre

Giftpfeile aus dem Verborgenen abschießen, feig und tückisch. Nicht blos Männer, auch Weiber. Ich kenne solche, besonders eine, eine richtige Hexe . . ."

Fräulein Rider legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm und bat: „Ereifern Sie sich nicht zu sehr, namentlich nicht für falsche Freunde."

Da entzog er sich ihrer Berührung mit sichtlichem Abscheu. Die Rider ward blaß, ihre grauen Augen glommen. „Verzeihen Sie," sprach sie mit erzwungener Milde, „ein altes Mädchen wie ich vergißt zuweilen, daß es weder rathen darf wie eine Frau, noch befehlen wie eine junge Schöne. Verzeihen Sie."

Sie ging langsam in die Damengemächer, äußerlich ruhig und gelassen. In ihr aber kochte es und mit unauffälligem Tasten überzeugte sie sich, daß die Photographie sich noch in ihrer Tasche befand. „Ich habe sein Bild," dachte sie. „An ihm versuch ich den Zauber. Hat er mich Hexe gescholten, gut, so will ich ihm eine sein."

Sie stand still und horchte. Was war das für Musik? Das war nicht der Anschlag des müden gemietheten Tanzspielers, das klang wie kühnes Befehlen: kommt und hört.

Zum Erstaunen Aller hatte Monna sich an den Flügel gesetzt. Mit kräftigen Griffen packte er die Tasten zu herausfordernden Akkorden, wie grollende Wuth ließ er die Tongänge anschwellen, aufschreckende Mißklänge feuerte er wie wilde Schreie dazwischen. Der Saal füllte sich mit Neugierigen, von der seltsamen Musik herbeigelockt. Wollte Monna prüfen, wer stärker sei, er oder der Blüthner? Was würde sich aus diesem Tongetobe entwickeln? Selbst die im Tanzen Aufgehaltenen vergaßen die Vergnügensschädigung und traten näher, um zu lauschen und zu sehen.

Monna fühlte an der Stille der Menge, daß er die Aufmerksamkeit für sich hatte und setzte in einer unerwarteten Tonart mit einem Walzerthema ein, das sofort alle Hörer gefangen nahm. Das war süßes Schmachten und Sehnen und doch von heißen Pulsen durchglüht und so wie er es spielte, so mußte es gespielt werden und nicht anders. In dem Thema lag sinnenberauschende Gewalt: wie körperliche Schönheit gefangen nimmt und Wonne weckt, so rissen diese Töne zu Entzücken hin. Und auch Monna ward geführt von der musikalischen Lust. Grimm, Stolz, Ehrgeiz hatten ihn unter dem Einflusse des Champagners aufgestachelt, einen Handstreich zu wagen, seine ganze Kunst zu zeigen, so ungünstig der Zeitpunkt auch war. Wie eine Eingebung kam ihm das Walzerthema, blitzartig durchschoß ihn der Gang einer freien Phantasie und ohne Zaudern bat er den soeben zu einem Tanze ausholenden Klavierspieler um seinen Platz.

Monna fühlte, wie sich magische Fäden zwischen ihm und den Zuhörern spannen, jene unerklärliche Wechselwirkung zwischen dem Gebenden und den Nehmenden, die sich bis zur höchsten Leistungsfähigkeit des Künstlers und bis zum wahren Beifallsjubel des Hörers zu steigern vermag, bei deren Fehlen jedoch kein Wohlgelingen aufkommt. Dies elektrisirende Gefühl entflammte ihn zur vollen Ausgabe seiner musikalischen Leidenschaft.

Als er geendet hatte, brach ein Sturm des Beifalls aus. Er blickte auf und sah vor sich Gisela, sprachlos noch unter dem Banne seines Spieles, mit verwunderten Augen ihn anstarrend. Rasch trat er auf sie zu, ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Ich spielte für Sie, für Sie ganz allein,“ flüsterte er ihr zu. „Darf ich Ihnen den Walzer widmen?“

„Mir?“ fragte sie, wie aus einem Traum erwachend. „Mir widmen? Wie kann ich Ihnen dafür danken?“

„Ich wußte, ich würde von Ihnen verstanden,“ sagte er. „Den Künstler versteht nur die Künstlerin.“

„Ich Künstlerin?“

„Sie haben es heute bewiesen, die Artot singt das französische Lied nicht vollendeter als Sie.“

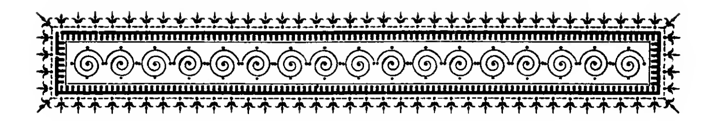
Solches hatte ihr noch Niemand gesagt. Monna war nicht nur einer der hervorragendsten Künstler, sondern auch der Einzige mit richtigem Urtheil, das war groß.

„In dem nächsten Tanze habe ich eine Tour frei,“ sprach sie erröthend. „Wie herrlich, wenn es Ihr Walzer wäre.“

Monna drückte ihr dankend leicht die Hand, ihm war, als erwiderte sie den Druck.

Sophus sagte zum Assessor: „Er heißt Viktor und er ist Viktor, er hat gesiegt über alle Niedertracht und Verleumdung. Nun erst ist mir das Fest ein wirkliches Fest.“





Die Hexe.

Hatte der Liedermacher den Virtuosen je bewundert, so war es heute. Der Assessor wohnte dort, wo die Stadt bereits die wilden Thiere umzingelt, in der Nähe des zoologischen Gartens und hatte sich von den Beiden vor Termen's Hause verabschiedet, da nach menschlicher Berechnung das Kaiserhofkaffee bereits geschlossen sein mußte. Monna und Sophus gingen selbander, obgleich es nicht an Droschken gebrach, da die Kutscher begegnenden Kameraden die Hausnummern zurufen, wo Gesellschaften enden und Fuhren zu erwarten sind.

Vor etlichen Wochen wanderten sie desselben Weges. Da war es, daß Monna ihn vertraulicher Annäherung gewürdigt hatte und nun waren sie Freunde, Geistesbrüder. Wie ein Bruder hatte Monna an ihm gehandelt. Ohne des Freundes Ermuthigung läge noch immer der Molossus erstickend auf seiner Begabung. Nun war die Last abgewälzt und seine Seele athmete. Vor ihm lag die Zukunft wie hängende Gärten im Morgendämmer und heute hatte das Glück ihm die ersten Rosenblätter zugeworfen.

Nur ein Schatten war auf das Lichtfeld des Festes gefallen, Monna's Hinweis auf den aufgehenden und

sinkenden Stern. Allerdings hatte Monna auch Grund zur Verbitterung gehabt, aber Sophus war ohne Schuld. Warum machte Monna ihm Vorwürfe?

„Du hast sie Alle mit Deiner Kunst bezwungen," begann der Liedermacher.

„Meinst Du?"

„Nie hätte ich so rauschenden Beifall für möglich gehalten."

„Nach Tisch sitzt er locker, vor dem Essen ist er bleiern, Hungrige sind nicht zu amüsiren, Magenknurren vermißtönt selbst Sphärenmusik. Wie wird überhaupt mit unserer Kunst geaschenbrödelt. Abends, nach dem Geschäft, geht man ins Konzert, die besten Kräfte hat die Arbeit verschlungen, der schönste Theil des Tages ist mit Erwerbsquälerei verschwendet, nur die Erschlaffung vor dem Abendbrot wird dann dem Musikhören gewidmet. Wo bleibt da das Behagen? Musik will mit Behagen genossen werden. In die letzte Nummer mischt sich schon die Gier nach dem Speisehaus und macht ihnen das kürzeste Programm zu lang. Beethoven mit Bratendunst, Schumann mit frischem Anstich! Die Mahlzeiten erwürgen unsere Kunst. Von Mittag bis Mitternacht langt die Hauptfütterung nicht und gerade, wenn die Verdauung um ist, fangen auch Konzerte und Theater an. Und just so geht es den Musikmachern in den Abendgesellschaften."

„Aber das Ideale hat doch den Vorrang vor dem Materiellen," wandte Sophus ein.

„Ist durch Schlendrian künstlich gezüchtete Theilnahmlosigkeit Pflege des Idealen? Lieber Freund, erst gebe man der Materie, was ihr gebührt, und dann pflege man das Ideale, damit das Thier im Menschen die Empfänglichkeit für geistige Genüsse nicht auffresse. Welch eine

Verdammniß, vor solchem Publikum zu spielen. Warum muß das gerade mein Loos sein?"

„So sprichst Du, der Gefeierte?"

„Wer feiert mich? Volk, das ‚Kreuzige' und ‚Hosiannah' schreit, Beides im Verlauf weniger Stunden. Der Künstler ringt täglich mit den Wogen des Lebens, nimmt er die Welle, bejubeln ihn die auf dem Trockenen, überstürzt sie ihn, erntet er Mißbill, geht er unter, sieht ihm Niemand nach. Taucht er nach einer Weile in der Ferne auf, sind seine Gönner gegangen. Hast Du Glück, bist Du sein Liebling, nimmt Dein Glanz ab, wird das Publikum Deiner satt und zuletzt haßt es Dich. Der Teufel hole die Kunst!"

„Wen Du einmal erfreutest, der wird Dir stets dankbar sein."

Monna lachte. „Früher verloren nur Todte allen Dank bald in der Welt, heute aber schon die Lebenden. Wir sind am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Werde weltklug, Liedermacher. Komm, stapf zu. Das Kaffee Bauer kennt nicht Tag noch Nacht, nur ewiges Trinkgeld; wie Kastor und Pollux wechseln die Zahlkellner die Schicht. Komm."

In dem berühmten Kaffee unter den Linden saßen Nächtigende. Auf sie herab blickten Anton von Werner's altrömische Schönen, um sie herum zogen Scheuerweiber feuchte Kreise. Ein feines Dämlein blickte naserümpfend auf das graue Weiblein, das in tiefer Nacht mit so niederer Arbeit Unterhalt für den nächsten Tag erwischte. Die Alte kümmerte das nicht. So fein war sie auch einst gewesen, der Plunder hielt nicht für die Dauer. Aber Wasser und Seife, Scheuerlappen und Besen, die hatten Bestand und blieben auch noch für Nachfolgerinnen.

Monna ließ Cognac kommen, heißes Wasser und

Zucker, und braute sich einen starken Grogh. Sophus folgte seinem Beispiele.

„Das frischt auf,“ sagte Monna, nachdem er einen tüchtigen Zug gethan. „Wäre ich reich, ich hielte mir nur besten Cognac, die Flasche vierzig Mark und höher. Glaubst Du, Liedermacher, daß ich, wenn ich Termen's Geld hätte, mir solche Völkerschaft ins Haus laden würde, wie er heute? Meine Gesellschaft sollte ganz anders aussehen; bis auf die Schwägerei, die man nicht abhalftern kann, schmisse ich den ganzen Stamm aufs Trottoir, die alten Tanten und Tunten voran, die Fettonkel hinterdrein. Von Gisela's Freundinnen dürften die hübschesten bleiben. Wer Geld hat, hat auch Schönheitssinn.“

Sophus horchte verwundert auf. „Ich befand mich recht wohl dort und wüßte keinen Tadel,“ entgegnete er.

Monna trank. „Mit der Alten giebt es Kämpfe,“ fuhr er fort, mehr mit sich selbst, als mit Sophus sprechend. „Sie setzt ihren Willen durch, wenn nicht anders, langsam und auf Umwegen, und doch hat sie eine schwache Seite, das Töchterlein. Daß ein so kleines Stück Eigensinn so viel Macht hat: Mutters Gunst und Vaters Geld .... Liedermacher, Du bist ein Glückspilz. Was willst Du mit all dem Gelde? Tinte kaufen und reimen?“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Sei offen, Du weißt, ich bin Dein Freund. Wie hast Du die Spröde bezwungen, die Brunhild im Kassenschrank?“

„Wen meinst Du?“

„Wie dicht schwebt der Eltern Segen über Euren Häuptern?“

Sophus erröthete. „Wir kennen uns viel zu kurze Zeit,“ bekannte er verlegen. „Und wie könnte ich ein Glück, wie Du es andeutest, in mich verschließen? Du wärest der Erste, meine Seligkeit zu theilen.“

Monna trank aus. „So!“ sagte er ruhig, als wäre er plötzlich ernüchtert, und sein Blick ruhte fest und kalt auf Sophus. „Ich glaube Dir's; ja, Du hättest mich längst zum Trauzeugen befördert, wenn die Sache klipp wäre. Vorläufig geht sie nach Italien und wenn sie wiederkommt . . . was dann, Liedermacher?“

„Dann wird sie meine Lieder singen.“

Monna summte das Thema seines Walzers leise vor sich hin und winkte dem Zahlkellner. Nachdem sie den zufriedengestellt, gingen sie.

Monna war einsilbig geworden. Das fiel Sophus nicht weiter auf, Monna spielte häufig den Schweigsamen. An der kleinen Mauerstraße sagten sie einander gute Nacht. Es war schon fast Morgen.

In seiner Wohnung angelangt, setzte sich Sophus an den Schreibtisch und blickte sinnend in die Lichtflamme seines Handleuchters. Er fühlte keine Müdigkeit, die Erlebnisse der letzten Stunden wanderten durch sein Gedächtniß und vertraten dem Schlaf den Einlaß. Monna hatte ihn beglückwünscht. Zu welchem Glück? Er sah es nicht bestimmt vor sich und hätte auch nicht Rechenschaft darüber geben können, wie er es sich wohl dächte, es war die Erwartung ungekannter Wonne, die ihn mit Vorahnungen des Entzückens erfüllte. Nur das wußte er: das Leben barg der Verheißungen viele und auch an ihm würden sie erfüllt werden. Er fühlte traumhaft, wie es ungesehen ihn suchte, das Glück, dem sein Herz entgegenschlug, für das die sonst so freigebige Hoffnung noch keinen Namen hatte.

Und wenn das Glück ihn gefunden, würde es weilen? Monna's herbe Klage über die Unbeständigkeit des Glückes hörte er wieder und ward traurig. Als er neulich Abends Termen's besuchte, durchzuckte ihn eben solcher Schmerz,

jetzt gestaltete er sich ihm unwillkürlich zum gramklagenden Liede. Die Zeilen reihten sich rasch aneinander, als sagte ihm Jemand vor und er schriebe willenlos nach:

Das Glück.

Es saß an meinem Heerd ein Gast,
Den achtet' ich gering.
Mir däucht, er fiel mir gar zur Last,
Bis dahin, daß er ging.
Doch nun, da er gegangen,
Trag' ich nach ihm Verlangen
Und sehne ihn zurück.
Mein Gast . . . es war das Glück.

Als er das Geschriebene noch einmal überlas, weinte er bitterlich. —

Fräulein Rider hatte als die Letzte das Haus verlassen, ein Gespräch mit Frau Termen hielt sie zurück und zwar in einer geschäftlichen Angelegenheit. Fräulein Rider übernahm es, verbreitende Ruhmesnotizen über Gisela's Kunstentwicklung in ein gelesenes Blatt zu bringen, wofür ihr jedesmal eine Geldanweisung zugehen würde. Die Mittheilungen selbst würde Frau Termen ihr aus Italien senden. Das war, was sie noch rasch beredeten. —

Die Rider wußte seit einiger Zeit, was Frau Termen von ihr wollte: ihre Dienste zur Schienenlegung für den Triumphkarren des Töchterchens. Die reiche Frau hatte sie durch Freundlichkeit an sich gezogen, sie in ihr Haus geladen, in größeren Gesellschaften mit Liebenswürdigkeit behandelt, in Besuchszusammenkünften mit Vertraulichkeit, bis beide sich zum gegenseitigen Verständniß belauert hatten und nur noch das erlösende Wort fehlte, zu dem Frau Termen sich schließlich herbeilassen mußte, da die Rider durch Anbieten keinen Vortheil aus der Hand geben wollte.

Frau Termen kannte die Macht des Geldes, für Geld hielten die Künstler in ihrem Hause Kunst feil, weshalb sollte nicht auch Kunstlob für Geld zu haben sein? Die Rider hatte Schaden in ihrer Zunge und Nutzen, Frau Termen wollte den Nutzen und das sagte sie ihr mit jener an Rücksichtslosigkeit grenzenden Offenheit, zu der das Bewußtsein der Geldmächtigkeit Reichgewordene bisweilen verleitet.

„Was wir abschließen, ist ein Geschäft," setzte Frau Termen dem Fräulein auseinander. „Sind wir über Leistung und Gegenleistung klar, brauchen wir später nicht wieder auf die Bedingungen zurückzukommen und unsere gesellschaftlichen Beziehungen leiden in keiner Weise darunter, zumal es in unser Beider Interesse liegt, dritte Personen nicht in die Karten sehen zu lassen. Es wäre ja kaum nöthig, hier und da auf Gisela's enormes Talent hinzuweisen, ihre Stimme, ihr Vortrag werden von Kennern als phänomenal gepriesen, aber es giebt mehr Einsichtslose und Neidische, als die Jetztzeit eigentlich verantworten kann: denen gilt es mit Ueberzeugung entgegenzutreten. Ein Wort zur rechten Zeit ist mehr werth als eine stundenlange Vertheidigung."

Darauf antwortete die im Stillen stark zweifelnde Rider, daß sie bis jetzt, wo sie auch gewesen sei, Fräulein Gisela's Leistungen nur höchste Anerkennung habe zu Theil werden lassen und auch weiterhin ihr Bestreben sein werde, für die Wahrheit gegen die Bornirtheit zu kämpfen.

„Das Alles weiß ich," erwiderte die Termen, obgleich sie vom Gegentheil fest überzeugt war, „Sie waren stets auf unserer Seite als unbesoldeter Anwalt und haben Ansprüche auf Honorar. Meine Tochter will die französische Konversation aufgeben, das Gehalt der Mademoiselle Meunier geht auf Sie über und so erfährt mein Mann

keine Silbe von unseren Abmachungen. Ist Ihnen das recht?"

„Sie sind zu gütig."

„Ich habe Ihnen zu danken. Also einverstanden?"

„Einverstanden!"

Frau Termen seufzte erleichtert auf. Nach einer Weile seufzte sie wieder und zwar recht schwermüthig. „Wenn ich Jemand wüßte, der Einfluß auf Zeitungen hätte," sagte sie wie verloren.

Die Rider schwieg, aber ihre Augen sprachen. — „Kennen Sie Niemand? Wer berühmt werden will, will es rasch werden. Man wartet heut zu Tage nicht, wir gehen mit Dampf. Mein Kind hat Brillanten genug . . . es will den Ruhm, den es mit Recht verdient. Es käme auf die Kosten nicht an. Wir können es."

Die Rider rang mit sich. Sollte sie das Geheimniß preis geben, dessen Herrin sie selbst erst vor kurzem geworden? Durfte sie enthüllen, daß sie mit der ‚Zeit' in Verbindung stand, daß die Klatschartikel dieses Revolverblattes aus ihrem Nachtbuche stammten? Konnte sie der vornehmen Frau gestehen, daß ein Mann ohne gesellschaftliche Stellung, der bei Petroleum's im Keller wohnte, einen Einfluß auf sie ausübte, vor dem sie bereits sich zu fürchten begann? Mußte sie nicht erst ihn fragen, den Mann, der bei ihr befahl?

„Nein," sagte sie laut, „ich kenne Niemand."

Die Termen stand auf und holte aus einem Schränkchen von eingelegter Arbeit ein Lederbesteck, öffnete es und hielt es der Rider hin. Darin lag eine Diamantbrosche.

„Diese Steine gehören Ihnen für den ersten rühmenden Hinweis auf das Talent meiner Gisela, natürlich ohne Namen — und doch so, daß Kluge ihn errathen. Wie Sie es machen, ist mir einerlei!"

„Ich selbst schreibe für keine Zeitung."

„Ich will ja bezahlen, ich bewillige jede Forderung . ."

„Vielleicht finde ich Jemand . . ."

Frau Termen hielt die Brosche in das günstigste Licht, sie wußte jetzt, daß die Rider nur mit der Sprache zurückhielt und war klug genug, nicht weiter zu untersuchen. „Decent, aber vornehm und kleidsam," sagte sie, ließ die Steine noch einmal blitzen und schloß das Besteck.

An dem Theeabend trug Fräulein Rider die Brosche.

Fräulein Rider brauchte weder Jemand zu suchen noch zu finden, sie hatte ihn in der Person des Herrn Elwalt, der von der ihm gegebenen Erlaubniß Gebrauch machend, seinen Besuch wiederholt hatte und mit ihr in ein Kompagnie-Geschäft getreten war.

Er verfügte über eine vermessene Feder, war aber nicht erfinderisch; gegebene Stoffe verstand er zu spicken, pickeln und pfeffern, in persönlichen, juristisch nicht faßbaren Angriffen war er Meister, wenn ihm die Person überantwortet wurde, wie dies bei Wahlkämpfen geschah. Parteigegner zerpflückte er bis aufs Blut; einen Gegenkandidaten bis mindestens zum Urgroßvater erbärmlich zu machen, gelang ihm überraschend, und deshalb war er in der Zeit der Wahlen eine gut bezahlte Kraft, die nach dem politischen Feldzuge jedoch Niemand kennen wollte. Keine ehrenhafte Zeitung druckte von ihm Geschriebenes, außer in jenen Zeiten, in denen Parteileidenschaft selbst Ruhigdenkende mit fortriß und die Flagge der Partei anrüchige Ladungen deckte. Nur das Blatt ‚Die Zeit' gab ihm hin und wieder Beschäftigung, die darin bestand, einen ihr zugetragenen Klatschstoff zu salzen. Das aber brachte wenig ein, und deshalb wohnte er bei Petroleums. Wenn je ein Mensch die fünfjährige Dauer des Reichstags verfluchte, so war es Elwalt.

Fräulein Rider besaß nun Stoffe und auch die nöthige Bosheit, aber keine Verbindung mit Zeitungen; ihr Nachtbuch war das Sündenregister der Gesellschaft. Vorsichtig gab die Rider dem schwarzen Mann ein Geschichtchen nach dem andern, die er bei der „Zeit‘ verwerthete. Manches Geschichtchen brachte schönes Schweigegeld ein. Dabei verfuhr er sehr schlau. Er schrieb die Geschichte, ließ sie in einer Winkeldruckerei setzen und abziehen, und sandte den Abzug an den Herrn oder die Dame, die es eben anging, mit dem Bemerken, daß beigefügte Mittheilung erscheinen werde, es aber möglich sei, die Veröffentlichung zu unterdrücken. Zu bezahlen wären nur die Kosten für Satz und Druck, die allerdings recht hoch anliefen. Die meisten gaben das Verlangte, Hartköpfige wurden mürbe gemacht durch kleine Anspielungen in der „Zeit‘. Solche, die sich färbten, solche, die ihre Figur von der Frau Schwan bezogen, solche, die rochen, solche, die tranken, solche, die borgten, solche, die ihre Wege unbemerkt zu gehen glaubten, fanden so verständliche kleine Hinweise, daß sie sich willig einschätzen ließen, skandaleusen Aufdeckungen vorzubeugen.

So arbeiteten sie gemeinschaftlich. Das Nachtbuch trug Zinsen, die Rider hatte einen Makler gefunden. Und welches Wonnegefühl, wenn sie ihr Müthchen kühlen konnte und dabei verdiente, sogar Geld machte.

An dem Sing-Assessor hatte sie sich gerächt, an Monna auch, das ‚Känguruh‘ war vergolten. Der Dritte, der harmlose Jüngling, der ihr gefallen hatte, dem sie Gutes hätte thun mögen, der hatte sie jetzt am tödtlichsten beleidigt, der hatte sie eine Hexe gescholten.

Sie schrieb in ihr Nachtbuch ein, was sie in der Gesellschaft erspäht hatte, gewissenhaft schrieb sie, so früh es auch schon gegen Morgen ging. Als sie damit fertig war, holte sie das Buch der egyptischen Geheimnisse hervor und

schlug die Seite auf, wo von der Bezauberung der Feinde stand.

„Ich versuch' es ohne Maulwurfblut und ohne Kräuter," murmelte sie, „mit dem Willen allein zwing ich's; er soll versiechen und verderben."

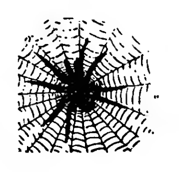
Sie zog Sophus Witt's Photographie aus der Tasche ihres Kleides und betrachtete sie lange und lüstern.

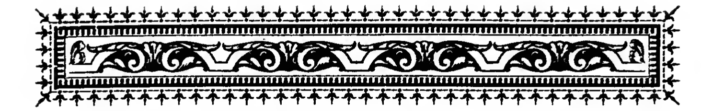
„Warum bin ich nicht auch so jung und hübsch, daß ich seine Jugend schlürfte, nach der mich dürstet. Was will sie, die Reiche? Ob er sie liebt? Ah bah, ihr Reichthum ist's, dem verkauft er sich. Er ist nicht mehr werth, als die Andern alle. Ihm geschehe, wie ihm gebührt."

Mit beschwörender Stimme las sie aus dem Buche:

„Gleich wie das Wachs schmelzet vor dem Angesichte des Feuers, also soll mein Feind verzehret werden. Ellelyan, Zebaoth! Der ewige siebenfältige Fluch soll in seine Eingeweide gehen wie Wasser, und dringen in sein Gebein wie Oel. Alahecha! Gleich dem Kraut soll er verdorren zusehends. Tetragrammaton, Septa!"

Dann nahm sie eine Nadel, ließ sie in der Lichtflamme erglühen und stach sie dem Liedermacher mitten ins Herz.





Lenztage.

Der Winter war vergangen, die Straßen wurden vom Frühling mit Grün durchschossen, hier und dort zeigte es, daß die Welt nicht ausschließlich Backstein, Zement und Architektenverstand ist. In den Vorgärten des Thiergartenviertels entfaltete sich das Farbenspiel der angetriebenen Blumen, der Siebenmonatskinder des Treibhauses, unter denen kalte Nächte schonungslos aufräumten. Die Rasenbeete vor Termen's Villa dufteten von Hyazinthen, die mit den Tulpen im Sonnenschein den Regenbogen nachahmten, das Haus aber, dessen Fensterladen herabgelassen waren, stand mit geschlossenen Augen in all der Pracht. Frau Termen und Gisela traten bald nach der letzten großen Abendgesellschaft ihre italienische Reise an, und Herr Termen benutzte die nach dem Hintergarten gelegenen Zimmer: er wollte die Freude an dem Blumenschmuck der Vorderseite nicht mit dem vorbeigehenden Straßenvolke theilen.

Andererseits fühlte er sich, allein mit der Dienerschaft, in dem großen Hause unbehaglich. War solche Verlassenheit wirklich des Schaffens und Raffens werth, des Geldeskämpfens und der aufreibenden Gewinn- und Verlustsorgen?

In der ‚Zeit‘ hatte eine Lobhudelei des letzten Festes gestanden, aber um der Damen Befriedigung darüber nicht zu stören, unterdrückte er sein Mißfallen. Gegen Gisela’s Kunstbestrebungen war er machtlos und da er nicht an Wunder glaubte, ersah er keinen Einhalt, sondern schmeckte bereits im Voraus den Ekel, der dem öffentlichen Auftreten folgen mußte. Ihm war zuwider, daß allerlei Menschheit seine Vorgartenblumen betrachtete und beurtheilte, wie unerträglich ihm erst sein würde, wenn die breite Oeffentlichkeit sich daran ergötzte, sein Kind, seine Gisela in ihrer Eigenschaft als Künstlerin zu beschnüffeln. Wenn sie sich daran begnügte. Ihn verdroß es, in schwacher Stunde eingewilligt zu haben und doch . . . der Frau und der Tochter mußte er sich fügen, wollte er in seinem Tagesleben nur so viel friedliche Ruhe finden, als das Auge in den Straßen Berlins erquickendes Grün.

Wie dem Uebel vorbeugen? Würde es möglich sein, das gedruckte Urtheil zu Gisela’s Gunsten zu beeinflussen? — Schwerlich. Warum verlobte sie sich nicht? Ihm wäre gleich, wen sie nähme, ließe sie des Bräutigams halber die Singschrulle.

Wie weit war der junge Dichtersmann gediehen? Hatte sie Neigung zu ihm gefaßt? Es war darüber nicht gesprochen worden, das Trachten nach Mailand hatte die Oberhand.

Termen wäre am liebsten auch auf und davon gegangen, beschaulicher Ruhe an irgend einem schönen Erdenfleckein zu genießen, wenn die Geschäfte ihn nicht gehalten hätten. Gerade jetzt wurden weitgehende Unternehmungen durchkreuzt und Ländereien, deren Steigerung nach aller Berechnung erfolgen mußte, gingen rückwärts, weil Meinung und Kauflust für konkurrirende Gegenden sich regten. Er mußte auf dem Posten bleiben.

Vornehmlich handelte es sich um eine Bahnhofsanlage, deren Zustandekommen für die nutzbringende Ausschlachtung seines riesigen Grunderwerbes von einschneidender Bedeutung war; hier durfte er nichts versäumen, keinen Schritt ungethan lassen. So war er nicht seiner Besitzungen Herr, sondern ihr Sklave, sie geboten ihm, den Sommer in Berlin zuzubringen. Bis zum Herbste konnte von Oben entschieden sein. Dann aber schlich der Winter wieder herbei und das gesellschaftliche Leben nahm ihn in seinen Dienst. Freilich stand einem kurzen Badeaufenthalt oder einer Sommerfrische nichts im Wege, allein was taugten die ihm? Er wurde der Bürde nicht los, mit der die vor Jahren begonnene Landspekulation ihn belastete, kein Salzquell und keine Waldluft ließen ihn davon genesen. Was ihm Berlin an Zerstreuung bot, nahm er sich vor, zu genießen. Konnte er sich nicht an Ruhe erlaben, suchte er wenigstens Betäubung. Ihn überkam Unmuth, wenn er des langen Sommers dachte und der Fesseln, die sein eigenes, der Erde wiedererstattetes Gold ihm anlegte.

Sophus freute sich der bevorstehenden Monate, da sie ihm eine lange, der Arbeit günstige Zeit dünkten. Monna drängte ihn um den Text der Oper, nachdem er eingesehen hatte, daß der Liedermacher eher seiltanze als sich Operettenverständniß aneigne. „Du hast keinen Sinn für diese Gattung,“ sagte Monna, „und doch ist sie die zweckmäßigste. Ist eine Operette nur einigermaßen, sind ein paar Schlager drin, macht sie immer ihr Geschäft, eine große Oper wird mit viel kritischeren Ohren angehört als das lustige Tanzragout. Von einer Operette weiß man, wie sie beschaffen sein muß, ja das Publikum liebt nicht einmal Abweichungen von der Regel, es will das Hergebrachte . . .“

„Verzeih’, wenn ich anderer Ansicht bei dem häufigen

Theaterbesuch geworden bin, den Du mir lernenshalber vorschriebst. Ich finde, daß die Theaterdirektoren, die sagen, sie kennen den Geschmack des Publikums, kein Kunsthaus haben, sondern eine Armenküche, darin sie Jahr aus Jahr ein denselben Brei verabreichen; sie dürfen sich daher auch nicht wundern, wenn das Publikum ihn zeitweilig stehen läßt. Werden sie deß gewahr, so gehen sie nicht zur Kunst, zur Poesie, zur Wahrheit und Schönheit und bitten sie, das Gastmahl zu bereiten, nein, dann streuen sie allerlei Teufelsdreck hinein, das Abgestandene und Faule zu verdecken. Dann kommt das Publikum wieder in die gleißenden Räume und ersättigt sich, weiß aber nicht, wovon ihm so übel und weh wird und so leer im Gemüth."

„Liedermacher, daß ich nicht lache. Sag mir, wo lebst Du und in welchem Jahrhundert?"

„Die Kunst soll veredeln."

„Wen? Unser gebildetes Publikum ist so gebildet, daß es alle Veredlungsversuche kurzer Hand abweist und Pferdehändler und Hausknechte sind nicht zu veredeln? Bei denen ist jeder Nonenakkord verschwendet, die hören nicht weiter als Tonica und Dominante. Bist Du vielleicht der Ansicht, es existire ein Kunst genanntes Geheimes, oder was weiß ich, das Lohn und Strafe austheilt, um dessen Gunst man sich quälen, dem zu Gefallen, wenn es nicht anders geht, man verhungern muß, so sage ich Dir . . . ich glaube nicht an den Popanz, mit dem Kunstgelehrte und Kritiker das Publikum zur Ehrfurcht zwingen und Kunstjünger verwirren. Für wen soll ich entsagen, für ein Hirngespinnst? Ich bin ein Arbeiter und muß von meiner Arbeit leben, die nun zufälliger Weise das Unglück hat, Kunst zu heißen. Ich will leben, ich möchte gut leben, sehr gut, darum arbeite ich so, daß ich verdiene.

Verdienen kann ich nur von einem Publikum, dem ich gefalle, das sich aber Veredelungsbestrebungen nicht gefallen läßt."

„Du selbst sagtest einmal, das Publikum wolle Neues."

„Will es auch. Neues, aber nichts Ungewohntes. Das Ungewohnte ist ihm unbequem, seinem Empfinden. Kommt Jemand und macht das Unbequeme lächerlich, lacht es mit, schimpft Jemand, schimpft es mit, um es los zu werden. Das Neue aber . . . das Neue . . . nun dafür hattest Du ja eben die geschmackvolle Bezeichnung Teufelsdreck."

„Und das Große und Erhabene?" fragte Sophus und öffnete die glänzenden Augen weit, als sähe er in lichter Ferne den Retter aus aller Bedrängniß.

„Was ist groß, was ist erhaben? Phrasen. Die Dichter der freien Bühne, die allerdings jetzt noch ihre Stücke hinter verschlossenen Thüren aufführen müssen, halten ihre Werke mindestens für ebenso groß und erhaben, wie Alles was sonst groß und erhaben genannt wird, und wer will ihnen und ihren Propheten das Gegentheil beweisen? Behaupten ist Alles. Und schließlich, haben sie das Publikum erst gewöhnt, wird Ihre Richtung auch herrschen."

„So lange Richard Wagner's Siegfried lebt . . . . nimmer," rief Sophus. „Wen dessen Siegherrlichkeit erfüllt, an dem ist die Zucht der freien Bühne machtlos. Es giebt doch eine Kunst, Monna, sie ist kein Popanz, es giebt auch einen Pegasus. Wehe dem, dem der heilige Hain nur Holz ist."

„Ich sehe schon, wir werden nicht einig; auch wirst Du mir nicht beistimmen, wenn ich Richard Wagner für geradezu schädlich erkläre. Ja, sieh nur verwundert, das ändert nichts an der Thatsache, daß er der deutschen Oper den Garaus gemacht hat. Wer ihn zum Muster nimmt, wird als Nachtreter abgelehnt und wer ihn vermeidet,

wird als veraltet verworfen. Der Italiener hat's besser, der tappt darauf los und greift's. Wir müssen uns aber fügen, Liedermacher, darum schreibe den Text halb Wagnerisch und halb im alten Stile: in richtiger Mischung kann es was werden und gefallen. Du hattest neulich eine Idee mit Nonnen, ich habe zufällig eine sonderbare vorhundertjährige Kirchenmusik ausgegraben, die könnt ich verwenden."

„Mir schwebte so etwas vor, ich hatte für den letzten Aufzug den Gesang der Nonne:

Was bin ich ins Kloster gegangen
Und hatt' es doch nicht noth?
Und war doch Frühling da draußen,
da draußen,
Und die Rosen blühten so roth.

Wie bin ich noch jung an Jahren,
Wie bin ich doch schon so alt.
Tragt mich hinaus in die Sonne,
die Sonne,
Es weht hier drinnen so kalt.

Was bin ich ins Kloster gegangen
Und hatt' es doch nicht noth?
Der Frühling hat mein vergessen,
vergessen,
Nun freiet mich der Tod.

„Weiter fand ich nichts zu der Oper, es wollten sich mir keine Bilder zeigen."

„Das ist auch nichts fürs Theater. Trotzdem .... Nonnen wären nicht übel. Ritter, Mönche und derlei sind immer noch Mode und stürzen auch die Intendanzen

nicht in übermäßige Kosten. Doch abgesehen von Allem, ich rechne fest auf den Text; ich muß ihn haben."

„Ich schaffe ihn Dir."

„Wort darauf?"

„Mein Wort."

„Und was Du an Liedern hast, gieb mir. Mein Name muß in die Schaufenster der Musikhandlungen, in die Anzeigen, an die Säulen, den Leuten muß etwas fehlen, wenn sie ihn nicht sehn. So wird's gemacht. Kommt dann die Oper, ist man kein Fremder mehr; Reklame schafft Zutrauen: Bescheidene meinen, wer lärmt, hat auch das Recht dazu, und an Bescheidenen ist kein Mangel. Also munter an die Arbeit. Vorerst setze ich einen Walzer, er ist eigentlich schon fertig, aber es fehlen Schwierigkeiten, die flicke ich noch hinein."

„Wird er hübscher dadurch?"

„Nicht die Spur, aber wenn er leicht zu spielen ist, hat er kein Ansehn. Dilettanten bestaunen nur, was sie nicht zwingen und die sind unsere Kunden. Munter, Liedermacher. Munter!" —

Gisela hatte er lustige Lieder versprochen, aber es gelang ihm nur schwer, sich in heitere Stimmung zu versetzen. Er fühlte sich angegriffen und matt und wünschte, es möchte Jemand ihn anfeuern. Monna trieb ihn zwar, beseelte ihn aber nicht, ihm dünkte, er würde ihm fremder statt verwandter, seitdem sie das brüderliche Du austauschten. Ertappte er sich über solchem Harm, schalt er sich einen Verräther der Freundschaft und ging mit doppeltem Eifer an die Stoffsuche.

An einem köstlichen Frühlingstage stimmten ihn Himmel und Sonnenschein besonders froh und zeitigten ein Lied für Gisela:

Männertreu.

Im Walde hat er mir gezeigt
Der Blümlein, die ich nimmer kannt'.
's war wohl an eines Baches Rand,
Wo zween Rosen dicht verzweigt;
Darunter wuchs ein wonnig Kraut,
Mit blauen Sternen überthaut.

Und wie die Rosen roth er bricht
Alldort zu heißer Sommerstund,
Thät küssend ich die Bitte kund:
Nun pflück mir auch Vergißmeinnicht.
Daß du bist mein und ich bin dein,
Deß sollen sie ein Zeichen sein.

Als ich die Schritte heimwärts lenkt',
Wie prangte voller Lust der Strauß.
Doch als ich trat zum Wald hinaus,
Verwelkten sie, die er geschenkt.
Die Blüthen fielen ab wie Spreu,
Das böse Kraut war Männertreu.

Als Monna ihm darüber sagte: „So ist's brav, Liedermacher, nur keine Trauernummern mit gebrochenen Ringen und Herzen, Thränenweiden und Todtengrüften, die mag man nicht in den Salons und die passen auch nicht zu den modernen Einrichtungen“, da ward er wieder recht fröhlich. Ein wenig Theilnahme machte ihn unendlich glücklich und dankbar und die Freude in ihm sagte ihm dann Lieder. So löste er auch sein Versprechen, das er dem Assessor gegeben. Unter dem Titel „Vier neue Lieder“ sandte er sie ihm zu. Es waren:

Im Schlehendorn.

Im Schlehendorn, im Schlehendorn,
Da sitzt ein Vogel und singt.
Wie ist der Dorn von Blüthen bedeckt,
Wie ist der Vogel so dicht versteckt,
Wie froh es klingt!

Im Schlehendorn, im Schlehendorn,
Da giebt's nicht Rast noch Ruh,
Da baut der Vogel sein luftig Haus
Aus weichem Moos und Federn kraus.
Ich seh' ihm zu.

Im Schlehendorn, im Schlehendorn,
Da singen die Vögel zu zwein.
Ach Vöglein, jubelt nicht allzusehr,
Ihr macht mir Beide das Herz so schwer.
Ich steh' allein.

Lieb' um Liebe.

Mein Mädchen hat an mich gedacht. —
Es hat in stillen Stunden
Ein Sträußlein zart gebunden
Und mir gebracht. —

Mein Mädchen wollte wieder gehn. —
Ich konnte es nicht lassen,
Ich mußte es umfassen
Und hold ansehn.

Mein Mädchen wurde rosenroth. —
Ich will dich nicht betrüben,
Ich will dich ewig lieben,
Bis in den Tod.

Trau, schau, wem.

Auf ein freies Feld bin ich gezogen,
Ist ein Rabe drüber hin geflogen.
Eine dunkle Feder ließ er fallen,
War die schwärzeste von allen.

Einen Brief hab' ich damit geschrieben,
Daß ich meinen Schatz nicht wollte lieben,
Diesen Brief gab ich den kühlen Winden,
Daß mein Schatz ihn sollte finden.

Doch es ist ein linder Regen kommen,
Der hat sanft die Schrift hinweg genommen,
Nur ein einzig Wörtlein ist geblieben,
War das kleine Wörtlein „lieben".

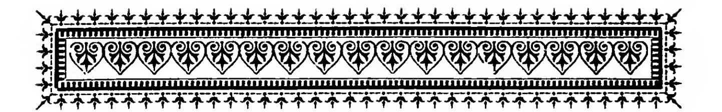
Neid.

Laß sie reden, Liebchen, laß sie reden,
Müßig Wasser fließt gar viel ins Meer.
Ihre spitzen Zungen schmähen Jeden,
Wenn es selbst der Herr im Himmel wär'.

Daß die Liebe sich herniedersenkte
Auf uns Beide, Lieb, verdrießt sie sehr;
Daß uns Gott, mein Lieb, die Treue schenkte,
Lieb, mein Lieb, das kränkt sie noch viel mehr.

Laß sie reden, Liebchen, laß sie reden,
Laß sie reden. —





Sophus lernt weltlich.

Die Tage wurden länger und die Nächte kürzer, oft brachen die Sonnenstrahlen schon durch die Morgenwolken, wenn die Kaffeehäusler ihren Schlafstellen zuwankten und sich ereifert hatten über Kunst, wie sie sein müßte, über Künstler, wie sie es haben müßten, aber nicht hätten, über die Welt, wie es nicht darin zuginge und wie es in ihr zugehen müßte, wenn sie am Ruder wären. Sie wollten so ziemlich alles Bestehende todtschlagen, schlugen aber nur die Nacht todt, und die hing wie eine unbegrabene Leiche dem nächsten Tage an, daß sie dessen nicht froh wurden und die rechte Schaffensfreude sich nicht in das Trauerhaus wagte.

Eberberg hielt sich mäßig und ging bei Zeit zu seiner „Hafergrütze", wie die Anderen neckten. Er aber sagte: „Schimpft nur, meine Sachen werden doch gekauft. Ich habe das Vertrauen der Verleger und meine Melodien haben Kurs, was wollt Ihr dagegen? Während Ihr im Kaffee die Stühle durchsitzt, komponire ich irgend etwas Liebliches und das wird gebraucht."

„Wie heißt denn Dein neuestes Opus?" fragte Monna.

„Damit mir Jemand den Titel vorweg nimmt? Das möchtet Ihr wohl. Wenn es herauskommt, werdet Ihr's erfahren."

„Ich denke, ‚Saccharin‘,“ rief Monna, „das ist neunmal süßer als Syrup.“

„Aus Dir spricht der Neid. Du sollst den Leuten noch erst zeigen, was Du kannst und dann fragt sich, ob sie's mögen.“

„Wenn ich nichts Besseres schriebe, als Du zusammenstoppelst, hinge ich mich an einer Klaviersaite auf,“ entgegnete Monna böse.

„Wer jahrelang alles Mögliche spielt, glaubt zuletzt, er könnte auch alles Mögliche komponiren, aber wenn er dran geht, findet er nichts als Reminiscenzen. Meine ‚Harfengrüße‘ sind nun einmal originell und das will man, ob Ihr sie nun platt oder banal oder süß scheltet. Ich kenne die Nachfrage und danach richte ich mich.“

„Es ist merkwürdig,“ bemerkte Helm, als Monna verdrossen schwieg, „daß sonst völlig Ungebildete zuweilen sehr schöne Melodien finden. Ungarische Zigeuner können kaum buchstabiren, aber ihre Melodien werden ihnen von großen Musikern abgeliehen. Es geht ja so weit, daß Viele meinen, nur ein rechter Lump sei auch ein rechter Künstler.“

„Sie sind wieder einmal angenehm unverblümt,“ erwiderte Monna grollend.

„O, bitte; ich las das neulich irgendwo . .“

„Behalten Sie Ihr Lesefrüchte gefälligst für sich. Sie haben eine Art, für Andere Verletzendes zu sammeln, die mir schon seit langem nicht mehr paßt. Warum pflanzen Sie sich immer gerade an den Tisch, den ich mit meinen Freunden in Beschlag nahm?“

„Ich kann ja auch gehen,“ entgegnete Helm unverfroren. „Aber ich meine nur, wenn ich unter meinen Bekannten Dutzende von Ihren Konzertbilleten unterbringe, dann bin ich der kunstsinnige liebe Helm, dann . . . Gott

was sag ich, dann zahlen Sie mir aus lauter Freundschaft sogar einen Eiergrogh. Aber was ich mir dafür kaufe? Weiter als wie Eiergrogh geht Ihre Freundschaft ja doch nicht."

Helm stand auf und ging erzürnt von dannen.

„Morgen ist er wieder da," sagte Monna. „Er kann ohne Künstlerumgang nicht leben, sonst hat er nichts auf der Welt, womit er sich brüstete, denn er ist weder reich noch dumm genug, um Aufsehen zu machen."

Am nächsten Abend erschien Helm in gewohnter Weise mit seinen Taktlosigkeiten und Niedertrachten am Tische, bis er gedämpft wurde. Es jagte ihn aber Keiner von ihnen für immer weg. Dafür hatte er zu viel Geld und Anhang.

Monna diente ihm von Allen am schärfsten, aber auf den Vorwurf der Engherzigkeit hatte er keine Erwiderung. Das beunruhigte Sophus; er gedachte der ersten freundschaftlichen Annäherung, die Monna mit einem Eiergrogh befestigt hatte und ward stutzig. Aber Helm war eine gemeine Natur; dem glaubte er nicht.

Monna besuchte das Kaffeehaus nicht regelmäßig. Helm machte die Bemerkung, daß wenn Monna nicht käme, meistens die blonde Kaffeejungfer fehle, aber wen ging das etwas an? Hatte Monna sich sehr über Helm geärgert, verabredete er mit Sophus den Besuch eines anderen Trinkplatzes. An manchen Abenden zog er mit ihm von Kneipe zu Kneipe und Sophus lernte den Umgang mit Schänkmamsellen nach dem Vorbilde Monna's. Nun wußte er auch, weshalb Monna trotz seiner hohen Stundenpreise und mancher guten Einnahme stets in Verlegenheit war: die Nächte zehrten, was der Tag brachte. — Auch errieth er, daß Monna Verdrießliches vor ihm geheimhielt, denn so oft Helm ihm die Laune verdorben hatte, bedurfte Monna viel Wirthshaus zur Nervenglättung,

folglich mußte ihm, wenn er ohne Helm's Witztölpeleien ungewöhnlich nachtläufig und trankbegehrlich war, irgend etwas verquer gewesen sein. Sophus hielt dann mit ihm aus, wenn auch nicht im Trinken, so doch im Weilen und Reden. Nicht immer drehte das Gespräch sich um Kunst und Zubehör; Monna zog zu Zeiten das fade Geschwätz der Bier- und Kaffeekellnerinnen der Unterhaltung über geistanregende Gegenstände vor. „Laß' das Kohlen, Liedermacher," wehrte er ab, wenn dieser nach Mitternacht Wirren der Weltweisheit mit Weinschläue zu lösen versuchte, „die Mädchen halten Dich mit Deinen Denkanfällen sonst für einen Altentheiler aus Dalldorf."

Nach und nach erfaßte Sophus den Umgang mit den Salondamen in der Bierschürze, die ihm die bierfeuchten Hände zum Willkommen reichten, sein Trinkgeld ebenso huldreich entgegennahmen, wie das älterer Stammgäste, lachten, wenn er lachte und beim Gehen ihn mit bierheiserer Stimme zum Wiederkommen ermahnten. Er unterhielt sich mit ihnen, wie er's Monna abmerkte und gewann bald eine Schwatzselbstständigkeit, über die er sich verwunderte. Nur das Erröthen hatte er noch nicht ganz verlernt.

Wohl fühlte er sich in der Kulturatmosphäre von Tabakdampf, Küchen- und Schänkendunst nie wohl, sie war ihm widerlich wie ungewaschene Wäsche und doch begriff er, daß Monna seine Wohnung floh und das Kaffee aufsuchte, dies Mittelding zwischen orientalischem Straßenleben und europäischem Junggesellenheim. Zu Hause war Alles kahl und knapp, unbequem und schäbig, im Kaffee waren Marmor und Vergoldung wie in Schlössern, Sammt und Seide wie in Schmuckzimmern, Spiegel und Lampen wie vor Schaubuden. Das Alles hatte man für wenig Nickel und den Hut durfte man aufbehalten, Cigarrenasche streuen

und spucken wohin man wollte, und sich räckeln wie daheim in der Miethkammer. Nicht aber war ihm erklärlich, wie Monna sich mit Behagen in Lokalen aufhielt, die noch unter der Pension Szmitt standen.

Er besuchte jetzt öfter Szmitt's, und fand es dort nicht mehr so übel wie anfänglich; er hatte nur kargen Umgang und der ward durch die Sommerreisen sehr eingeengt.

Ilowa wich ihm sichtlich aus, sie zeigte ihm gegenüber eine Befangenheit, deren Grund er nicht finden konnte. Als er Monna fragte, ob und wie er vielleicht unabsichtlich Ilowa's Mißfallen erregt haben könnte, gab der ihm zur Antwort: „Jedenfalls bist Du ihr nicht gleichgültig. Wer kennt die Weiber aus?"

Ceslawa behandelte ihn als guten Kameraden und achtete in ihm den glücklichen Miethezahler, auf den Mama sicher rechnen durfte, auf den hin Papa sogar Abzahlungen kleiner Anleihen versprechen und halten und wieder neu anleihen konnte.

„Wie glücklich Sie sind," sagte Ceslawa zu ihm. „Sie können haben, was Sie wollen. Ich möchte wohl einmal an Ihrer Stelle sein, dann wüßte ich, was ich thäte."

„Und das wäre?"

„Ach, ich komme ja doch nicht dazu; Mama sagt, wir haben es nicht über . . . wenigstens nicht, bevor Papa's Güter in Polen herausgegeben sind . . ."

„Ein Reitpferd?"

Ceslawa lachte Sophus in's Gesicht. „Haben Sie aber eine Phantasie, man merkt, daß Sie dichten. Wo sollten wir wohl mit dem Pferd auf der Etage bleiben? In der Küche an den Heerd binden? Und womit sollen wir's füttern? Mit den Mietherückständen? Ja, wenn Alle so auf den

Tag da wären wie Sie. Monna schwor, nach seinem Konzert Alles in die Reihe zu bringen, aber . . ."

„Er schwor?"

„Freilich. Ich schwöre es Ihnen zu, sagte er Mama, als sie Schriftliches haben wollte — das war nämlich eine List von Papa — aber er schrieb nicht."

„Er wird sein Wort halten."

„Ja, aber wann? Wir müssen warten, wie Ilowa."

„Warten? — Worauf?"

Leslawa ward verlegen. „Nun, Ilowa will doch auch einmal heirathen, das wollen alle Mädchen, aber sie hat Geduld. Ich wollte, sie wäre so weit, dann hätte ich, was ich wünsche."

„Das Glück Ihrer Schwester?"

„Ja, das auch, aber dann hätte ich mein Bett für mich; jetzt im Sommer auf dem Sopha im Salon ist es für zwei zu warm, Ilowa ist so heiß. Kennen Sie solche Patentbetten zum Zusammenklappen? Wenn ich je im Leben so eins hätte, das Glück! Ilowa könnte das Sopha für sich behalten und ich läge wundervoll."

„Darf ich Ihnen mein Zimmer anbieten?" fragte Sophus, „ich benutze es nicht."

„Sie werden es ja doch bald kündigen und dann kommt ein neuer Herr hinein. Ach nein, das Sopha bleibt Sopha."

„Ich behalte das Zimmer."

Leslawa schüttelte den Kopf. „Nein," entgegnete sie bestimmt, „Sie passen nicht zu den Andern, man mag es Ihnen auch nicht so bieten, wie denen. Wenn Sie bei uns essen, werden die Servietten gekehrt."

Sophus speiste hin und wieder bei Sznitt's, zu einem festen Abonnement fehlte ihm Entschlußfähigkeit, obgleich der Kamm seine Schrecken nach und nach verlor. Fand er ihn

auf irgend einem Möbel des Salons, steckte er ihn möglichst unbemerkt in die Zeitungsmappe, den Töchtern Verdrießlichkeiten zu ersparen. Er wußte längst, daß der Kamm ihnen ebenso gemeinschaftlich wie das Schlafsopha war, dessen Kasten das Bettzeug barg und der Salonluft, trotz zeitweiliger verschwenderischer Anwendung von Räucherpulver, stetig Schlafstubenmuff beimischte. Er wußte jetzt auch, wer die Stiefel putzte und deshalb war es ihm unmöglich, in dem gemietheten Zimmer zu übernachten. Der Gedanke, eine so zarte Frau wie Frau Szmitt, eine Dame, die bessere Tage gesehen, eine polnische Gräfin, stände am frühen Morgen hinter der Küchenthür, seine Stiefel abkratzend und wichsend, war ihm so fürchterlich, daß ihm heiße und kalte Schauer überliefen.

Herrn Szmitt's Redefluß ertrug er mit der Andacht der Höflichkeit, obgleich ihm auffiel, daß die historischen Thatsachen bedenkliche Aehnlichkeit mit den Bildern eines Kaleidoskopes hatten. Er entschuldigte jedoch die Widersprüche des breitschwatzenden Hausherrn durch die Annahme, daß man das Vergangene mit dem Gedächtniß sähe und das Gedächtniß selbst ein unzuverlässig Ding sei.

In den Sommermonaten war jeder zahlende Tischgast eine Hausunterstützung. Auch das wußte er und that nach seinem Wissen. Frau Szmitt hatte ihn so freundlich aufgefordert, daß er die Bitte nicht abschlagen konnte; er mußte immer denken, wenn sie ganz allein wäre und Niemand sie sähe, säße sie und weinte. Darum aß er dort. Sonderlich reizte ihn das Essen nicht; zumal am Sonnabend, die Schellfischsuppe widerstand ihm sehr. Das Wasser, worin Frau Szmitt am Freitag Schellfische gesotten hatte, durchkochte sie am Sonnabend mit Gries. Das war sparsam, kränkte aber drei Sinne zugleich: Auge, Nase und

Geschmack. Monna löffelte die Suppe mit sichtlichem Widerwillen hinein, die Andern nahmen sie mit derselben Fügsamkeit hin, mit der man einen rauchenden Ofen erträgt. Herr Szmitt verpflegte sich außer dem Hause.

Sophus nahm sich vor, an Sonnabenden die gemeinsame Tafel zu meiden; er fürchtete, daß ihm einmal beim Herunterwürgen der salzigen, strandstrenge duftenden Suppe ein die Tischrunde beleidigender Unfall zustieße und dem wollte er vorbeugen.

Er wußte, daß bei Szmitt's nicht Alles in bester Ordnung war, aber ob es wohl ein Haus gäbe, wo keine Kämme umherlägen, nichts Halbgewaschenes, Zerrissenes, Ungemachtes zur Unzeit, daß sich nirgend Schämenswerthes der menschlichen Armseligkeit verriethe, an dessen Beschränkung oder Beseitigung die Kultur seit Jahrhunderten arbeitet, dessen Kultus jedoch erst sonderbaren Schwärmern unserer Tage vorbehalten blieb? Welcher Mensch vermöchte bei offenen Thüren zu wohnen, den Blicken der Nachbarn ununterbrochen ausgesetzt und ihren Ohren, daß sie kein unbedachtes Wort vernähmen, keinen Ausdruck, den die Reue vergebens zurückschmerzt? Ueberall Kämme.

Ein solches Glaskastenleben konnte Niemand führen und Szmitt's vor allen machten auch keinen Anspruch auf Tadellosigkeit.

Sie rechneten Sophus mit ein und ließen sich gehen; seinetwegen wurden die Möbel nicht mehr aufpolirt. Und doch konnte er sich nicht der Muthmaßung erwehren, es seien im Hause Szmitt noch Kämme, die man sorgsam vor ihm verstecke, und der Verdacht beschwerte ihn zeitweilig, daß er meinte, es sei aus mit jeglichem Singen und nie und nimmer geriethe ihm ein Lied. Was war es, das ihm fehlte? Ihm dünkte, er wäre in der kurzen Zeit gar

alt geworden, die Jugend sei vor Berlin umgekehrt und dorthin gegangen, wo er als Knabe erwuchs, im Frühling bei Schneeglöckchen und sprießendem Grün, im Winter bei Tante Hetti's Federblumen und Honigtränken für den Husten. Und er rief ihr, wie einem verlorenen Gespielen:

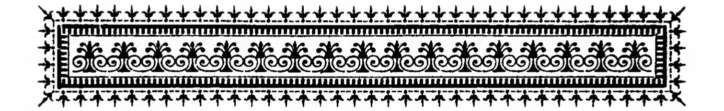
Herzbruder Jugend.

Wie oft bin ich gezogen
Die Straße vor dem Thor,
Die Luft voll fröhlicher Lieder,
Voll Duft von Rosen und Flieder,
Gelbveiglein und Rosmarin,
Die an dem Wege blühn.

Da schritt mir froh zur Seite
Ein herziger Gesell.
Ließ der die Stimme erschallen,
Begannen die Nachtigallen,
Und Drossel und Fink im Hag
Fiel ein mit lautem Schlag.

Es grünt und blühet draußen,
Der Lenz zog wieder her.
Ich suche meinen Gesellen
Mit seiner Stimme, der hellen, . . .
— — — — — — —
Und finde ihn nimmermehr.





Frühsommerabend.

———

„Ich hoffe, es wird Dir recht sein, daß ich unsern Neffen auf heute Abend zu einem Glase Maitrank gebeten habe," sagte die Mojorin zu ihrem Gatten.

„Neffen?" fragte der nach. „Welchen Neffen?"

„Da Gisela unsere Nichte ist, wird ihr Zukünftiger unser Neffe. Ich fühle das Bedürfniß, mich als Tante auszubilden, Dich wird er in Deiner Eigenschaft als Bowlenmeister kennen lernen . . ."

„Scherz beiseite, Maria, Du hast den jungen Mann, den . . ." Der Major runzelte die Stirn.

„Ganz recht, den jungen Mann. Ich traf ihn heut Morgen auf meinem Frühgange durch den Thiergarten, warf ihm vor, daß er uns vernachlässige — Männer müssen immer in Schuldbewußtsein erhalten werden, um so fügsamer sind sie — und er wird nicht verfehlen, sich pünktlich einzustellen. Der Abend verspricht milde zu werden, auf dem Balkon sitzt sich's lauschig, wir sehen in die Gärten und hören, wenn wir Glück haben, die Nachtigall. Den Mosel hab' ich kalt stellen lassen; Waldmeister und Apfelsine sind besorgt."

„Glaubst Du wirklich, daß Gisela Heirathsneigung zu dem jungen Manne gefaßt hat? Wenn er Alt-Meißen wäre oder eine Pariser Bronce, würde ich mir vorstellen können, daß Papa ihn zum Weihnachten kaufen müßte, vorausgesetzt, daß er Anderen zu theuer wäre."

„Schatz, auch ihr schlägt einst die Stunde, in der das Leben Liebe zu werden beginnt und Liebe Leben, und diese Stunde ahnt jedes Mädchenherz. Gisela wird aus der Gesellschaftsbetäubung erwachen und auch die Kunst wird nicht länger vorhalten, als das Vergnügen an irgend einem Stück des Museumhausrathes, das ihre Zimmer füllt, von jeher vorhielt."

„Ich finde es gräulich, daß Gisela öffentlich auftritt und begreife meinen Schwager nicht."

„Die Frau will. Sie gehörte nicht in unsere Kreise. Aber nun der Fehler einmal begangen ist, müssen wir die Folgen zum Besten kehren. Mein Bruder hofft von der Verbindung Gisela's mit Herrn Witt den günstigsten Einfluß auf ihr ferneres Leben und deshalb, siehst Du, halte ich es für höchst nothwendig, dem erhofften Heilbringer Familienbande anzulegen, damit er nicht entschlüpft. Mailand und Berlin liegen weit auseinander."

„Ich habe eine so kluge Frau, die so hoch über Vielen ihres Geschlechts steht . . ."

„Nicht schmeicheln . . ."

„Warte erst den Nachsatz ab . . . so unendlich hoch steht, aber, so wie es sich um Ehestiften handelt, unterscheidet sie sich nicht um Haaresbreite von den übrigen Evastöchtern. Uebernimmst Du nachher auch die Verantwortung für das ‚Glück', das Ihr anrichtet?"

„Lieber Freund, zwei Menschen bis an den Traualtar schaffen ist eine so gute That, daß ihr alle üblen Folgen im Voraus vergeben sind."

„Auch dann, wenn der Eine dieser Zwei ein weltunkundiger Dichtler ist?"

„Du hast etwas gegen ihn."

„Ich kann gerade nicht behaupten, daß ich für ihn schwärme."

„Verzeih meine Voreiligkeit, aber bring meinem Bruder das Opfer und dulde freundlich den Gast; er ist in Sorge um seine Tochter."

„Gewiß, mein Kind. Und dünkt Dir's Zeit, erinnere mich an den Zug nach Spandau."

„Spotte nicht, sonst straft der Dienst Dich noch wirklich damit. Nun geh und bereite den Trank; Johann hat Alles zurecht gestellt." —

Sophus kam klopfenden Herzens. Als er mit der Majorin bei Termen's zusammentraf, erkor seine Begeisterung sie zur Muse. Wie durfte er das wagen? War er bei Sinnen gewesen?

Wie, wenn nun heute ihre lichte, reine Weise, ihre weibliche Hoheit ihn wieder mit anbetender Verehrung erfüllte — er trug ihr Bild in seinen Sinnen wie ein Gnadenbild — wenn ihre Seele sich mild ihm neigte, huldvoll die Gaben seiner Seele anzunehmen: Liederleid und Liederlust, ob er dann sich halten, sich zwingen könnte, ihr nicht zu Füßen zu stürzen und wenn er sterben müsse?

Er war ihr geflissentlich aus dem Wege gegangen, er fürchtete sich, sie durch Gedanken zu entheiligen.

Mit Monna's Oper beschäftigt, grub sein Schauen sich in Ritterburgen und Klöster ein; Panzermenschen, Reiherfederfräulein, Lederknappen, klagende Nonnen, singende Pilger waren seine Traumgenossen. Da schrieb er ein Lied, aber er zerriß es gleich wieder.

Es hieß:

Des jungen Mönchen Noth.

Ihr Heiligen im Himmelreich,
Auf meinen Knieen bitt ich euch,
Erbarmt euch meiner.

Kein Beten und kein Bitten frommt,
Da doch Frau Venus zu mir kommt,
Mit Haaren gold, mit Augen blau,
Viel lieber denn die himmlische Frau.
Erbarmt euch meiner.

Sie hat ein Herz von Elfenbein,
Doch keine Seele ist darein,
Das hält sie in der weißen Hand
Und blicket auf mich unverwandt.
Erbarmt euch meiner.

Frau Venus will die Seele mein,
Die schließt sie in das Herz hinein.
Ihr Heiligen im Himmelreich,
So gebt ihr eine Seele gleich.
Erbarmt euch meiner.

Und helft ihr nicht zur rechten Zeit,
Bin ich verdammt in Ewigkeit.
Erbarmt euch meiner.

Das Lied kam wieder und verließ ihn nicht, seitdem er am Morgen Frau Maria gesprochen hatte, und auf dem Wege zu ihr ging es mit und ängstigte ihn.

Der Major empfing ihn mit einer von Kälte kaum unterscheidbaren Höflichkeit, deren Hauch auch Frau Maria's Herzlichkeit abkühlte, mit der sie den ihr pflegebedürftig erscheinenden Jüngling zu bewillkommnen gedachte. Der Liedermacher wünschte sich daher möglichst weit weg.

Allmälig aber gerieth das Gespräch in Fluß. Der Major war ein Freund der Künste und der Literatur, er liebte die Musik nicht nur wie Moltke, dem sie erholenden Genuß bereitete, sondern hatte seine große Begabung für das Klavier sinnig gepflegt. Der Entwicklung der Literatur folgte er aufmerksam, da nach seiner Meinung sich in dem, was geschrieben, zumal aber darin, was gelesen würde, das jeweilige geistige Leben eines Volkes kundbare, dessen Söhne die Armeen bildeten. Er war der Ansicht, eine verlotternde Literatur müsse, wenn auch langsam, ein Volk verlottern, wogegen Wort und Schrift um so edlere Gesinnungen pflanzten, je edlerem Geiste sie entstammten. Hierfür war ihm der Anfang dieses Jahrhunderts, als Deutschland blutig zerschlagen unter dem Fuße des Franzosen verröcheln sollte, Beweis. Da drangen Mannesworte in die Volksseele und riefen sie ins Bewußtsein zurück, Lieder tränkten sie mit Begeisterung, daß sie die Todeswundheit und den Zwingherrn überwand. Als der staatskluge, aber unvolksthümliche Feldzug gegen Oesterreich geführt wurde, kam ein bis zum Stumpfsinn albernes Marschlied, das von den Butterbroten mit Käse und Wurst, auf und war nicht auszurotten. Wie es aber Deutschlands Heiligstes galt, seine Ehre, seinen Heerd, da verstummten alle Lieder vor dem einen gewaltigen, vor der ‚Wacht am Rhein'. Dem folgten die Truppen bis zum Siege. „Und als der Friede das Land so fettete, daß überall Gold- und Silberpalmen sproßten, wo blieb die Kunst der neuen Zeit?"

Sophus fand keine Antwort.

„Sie zog Alltagkleider an und machte sich auf, die Wahrheit zu suchen. Da aber die Kurzsichtigkeit unserer heutigen Jugend erschreckend zunimmt — ich weiß das aus der Aushebung — so sehen die Jüngsten meist nur

die Wahrheit der Oberfläche. Kann das natürliche Auge farbenblind sein, warum sollte das geistige nicht an Moralblindheit leiden? Dabei verkenne ich durchaus nicht die Begabung, die Kunstfertigkeit der Hervorragenden, sie aber werden meine bisherigen Anschauungen von Gut und Böse, Schön und Häßlich nicht umdrehen. Wer in mein einigermaßen geordnetes und sauber gehaltenes geistiges Heim voller Kehricht eindringt, darin schneuzt und speit und von mir verlangt, daß ich mich an sothaner Wahrhaftigkeit und rücksichtsloser Natürlichkeit auch noch erfreuen soll, dem gegenüber gebrauche ich mein Hausrecht. Man geht ja so weit, was bisher Poesie war, für Lüge zu erklären. Alles ist ihnen verlogen: die Freude am schönen Schein, die Freude an jener Schönheit, darin der Künstler darstellt, was die Natur vergebens zu bringen sich müht; nur die Nachahmung der Wirklichkeit in der Kunst hat Recht, und da kein vernünftiger Mensch in Versen spricht, so sind ihnen Reim und Rythmus Unnatur."

„O," rief Sophus, „das ist ein Irrthum. „Erfüllt Freude ein Kind, hüpft es rythmisch, es tanzt; empfindet es mehr, als es sagen kann, dann singt es, sein Gemüth spricht in Tönen, und da nach Darwin sich in Jugendzuständen das Bild der Stammesgeschichte wiederspiegelt, so ist dem Menschen Takt und Ton ureigen und aus diesen beiden Elementen besteht das Lied. Das schrittmäßig gestellte Wort ist das irdische Leben, der Ton aber, die Melodie verleiht ihm höheres Leben."

„Ich meine, dem Gedanken, der zur Dichtung wird, gebührt die erste Stelle, denn er schließt beides in sich, das irdische und das höhere Leben," sagte die Majorin. „Und oft ist das Wort allein so schön, daß es keiner Musik bedarf."

„Man will keine Schönheit, sondern Natürlichkeit in

der Kunst, ohne zu bedenken, welche Widersprüche dadurch entstehen," blieb der Major bei. „Seit Jahren bemüht man sich, unsere Wohnungen kunstgewerblich auf das vollkommenste herzurichten, in der großen Kunst aber wird das Schmückende als unnatürlich verworfen. Wir erhellen unsere Räume, halten sie frei von schädlichem Staub, Licht und Luft ist das Tagesgeschrei, aber was an krankhaften ungesunden Geisteserzeugnissen in die Häuser gebracht wird, darüber schweigt man, weil ja auch Geschwüriges und Faulendes Natur ist. So kommen wir zur Natürlichkeit der Verwesung und zu der Gesundheit Hysterischer, die sich dann am wohlsten fühlen, wenn sie sich mit der Beschreibung ihres Gesieches bemerkbar machen können.

„Mein Freund," sagte die Majorin. „Deine Darstellung trifft doch nur einen kleinen Kreis unserer Mitmenschen."

„Die Kreise erweitern sich auffällig," fuhr der Major fort. „Stadtanlagen, Häuser, Wohnräume werden heute mit dem Aufwande aller Mittel auf das Stilvolle gebracht, man überzieht sie mit einer vornehmen Haut, die den Kenner doch nicht über die darunter verborgene Ungesundheit täuscht. In den Palästen der breiten Neustraßen mit Stuckputz und Erkern wohnen hemdärmlige Männer, Nachtmützenfrauen und barbeinige Kinder, an der Sysiphusarbeit der Miethe sich abkräftigend. Anderwärts prunkt das Hausgeräth, ist aber nicht brauchbar, da Schofelstoffe das Aeußere des Echten nachahmen müssen. Und wo's noch fehlt, hängt man bunten Firlefanz hin, als wäre das Bürgerhaus ein Theater. Die Handwerkerfrau trägt Capbrillanten, ihre Köchin Simili. Zu dem Lumpenprunk bietet eine findige Industrie ihre Hand. Billig und Blech. Der Reiche besitzt das Original in getriebener Arbeit, der Begüterte eine Wiederholung in Bronceguß, der Mittelstand

in vermessingtem Zink, der kleine Mann in Pappmasse, der Kellerbewohner in bedrucktem Papier. So will Jeder in seiner Weise zeigen, daß er genießen kann. Nicht mit dem Herzen genießt er, nicht die Freude an der Kunst, an dem Schönen, an dem Großen und Erhabenen oder an deren Abbild erlabt ihn, nein, ihm ist Genuß, beneidet zu werden, des Scheines wegen, hinter dem nichts steckt, wenn nicht gar Borg. Und in diesem erlogendsten Genusse sucht es Einer dem Andern vorzuthun. Nur halb befriedigt von dem Neide der Nachbarn, strebt er nach dem Neide der Straße, der Stadt, des Landes, sein höchster Ehrgeiz ist, in Zeitungen genannt zu werden, und so wird der stille Größenwahn zum schreienden. Nicht der Kampf um's Dasein ist mehr Parole, sondern der Kampf um den Genuß. Den erzeugten die großen Städte, die Zeitungsreklame, das Schwinden der Entfernungen. Wer sich heute in Berlin zur Schau trägt, wird morgen in New-York ausposaunt. Staaten und Städte, Familien und Einzelne leben über ihre Verhältnisse — des Scheines wegen. Den Ruhm dieses Scheines zu genießen, überanstrengen sie ihre Kräfte. Ueberstrebt, überlebt sind daher die schauerlichen Beiworte für das Endgeschlecht unseres Jahrhunderts."

„Lieber Freund, Dein Unmuth reißt Dich hin," wandte die Majorin ein. „Unser Gast vergißt gar das Trinken über die Schlimmheit der Welt, die Du enthüllst." Lächelnd fügte sie für Sophus hinzu: „Meinen Mann regen die Zeiterscheinungen zu ernsten Gedanken an, wenn auch nicht zu so aufräumenden, wie Herrn von Egidi. Folgt er ihnen, führen sie ihn zu schmerzlichem Unwillen über schlimme Saat, die jetzt gesäet wird, über das Evangelium vom Genusse, das nicht Wort und Schrift, sondern Beispiele des Lebens am eindringlichsten predigen. Und sie, die den Weg zum Höheren weisen sollte, die Kunst . . ."

„Wird immer mehr Virtuosenthum,“ ergänzte der Major.

„Sie sehen, wie meine Gedanken eins sind mit denen meines Mannes. Als ich die Seine ward, war es recht arm mit meiner geistigen Aussteuer bestellt; er aber theilte mir die Schätze des Geistes mit, die längst sein waren und sammelte für mich neue, wo er sie fand, in Büchern, in Zeitschriften, in Theatern, in Konzerten, auf Ausstellungen, überall da, wo Geist gab.

So lehrte er mich die unsichtbaren Güter erkennen und lieben. Kamen sie doch durch seine Hand. Und trotzdem ich aus einem Geldhause stamme, lebe ich jetzt der vollen Ueberzeugung, daß ein Dichter mit einem einzigen beseligenden Gedanken mehr für die Welt gethan hat als Jemand, der Millionen häufte und . . .“

„Millionen veraß,“ ergänzte der Major.

Sophus blickte schwärmerisch zu Frau Maria auf.

„Freude ist die Lebensluft des Geistes. Wer das Schöne zu finden und zu erfassen weiß, der findet und erfasset Freude, dem wird die Kunst, die freudebringende, zur Wohlthäterin. Auch Sie möchten ja nicht leben ohne die Freude am Schönen.“

„Nein,“ sagte Sophus Witt leise. „Daß wir doch Alle vermöchten, unsere Seele zu schmücken.“

„Recht so,“ sprach der Major. „Gebt den Schmuck, Ihr Dichter, Ihr Künstler, es harren Seelen, bereit, ihn zu empfangen. Noch ruht im Volk der Nibelungenhort des Idealen, wird er ihm entwendet, verarmt es und erliegt, wie der Arme der Noth. Wir zogen in den Krieg für Deutschland, nicht seine Sparkassen und Speicher zu schützen, sondern deutsche Art vor vernichtenden Feinden zu wahren. Ich wäre nicht Soldat, glaubte ich nicht, daß die

Ideale meines Volkes nie ganz aussterben. Für einen Kadaver zöge ich mein Schwert nicht. Nur das Leben ist der Vertheidigung werth! Und dazu ist alle Poesie, daß sie das göttliche Feuer in uns lebendig erhalte."

„Das kann nur der, den Gott berief," erwiderte Sophus lebhaft. „Nur der, dem er die Priesterschaft gab."

„Wir sind Alle Gottes Kinder," sprach Frau Maria mild.

Es war Stille. Der Abend schritt in goldenem Gewande über die Wolken, durch den Rauchdunst der Stadt bis in die Gärten, wo er die Nacht weckte, die sich langsam erhob und Busch und Strauch in ihre Arme nahm. Auch die Nachtigall ward wach. Sie sang. Nur dann und wann rief aus der Ferne Straßenbahn-Geklingel in ihr süßes, süßes Lied.

„Wer sie nicht sieht, traut Berlin keine so ländliche Winkel zu, wie unser Eckchen hier," begann die Majorin.

Sophus erwiderte: „Berlin ist nicht blos Straßenleben, wie der Neuangekommene denkt, und auch nicht kaltes Vorbeigeeile aus allen Gegenden Zusammenstiebender. Obgleich ich noch recht eigentlich fremd bin, weiß ich doch, daß im Stillen, ganz im Verborgenen, auch zarteste Regungen der Seele sich entfalten, unerdrückt von der Schwere der Großstadt."

„Möchten Sie uns das erzählen?"

„Das war mein Wunsch, bei Ihnen Theilnahme zu finden für . . . für . . . oh . . . sie ist ihrer werth . . . sie verträgt sich mit ihrer Armuth froher, als mancher Wohlhabende mit seinem Gut . . . und sie ist so arm . . . sie nicht allein. Ihre Schwester liegt seit Jahren, seit langen Jahren verlähmt und sie erhält die Schwache mit der rührenden Sorgfalt einer Mutter. Ja, wie eine Mutter.

Dorothea — das ist die Schwester — hat es mir heimlich gesagt, und sie wiederum sagte mir von dem Opfer, das Dorothea brachte, daß ich nun weiß, wie es kam . . . ."

„Aber wir wissen immer noch nicht, wen Sie meinen," unterbrach ihn der Major.

„Fräulein Alt, die Musiklehrerin. Ich wollte Klavier lernen, aber nach wenigen Stunden erklärte sie, ich hätte keine behälternen Finger, es wäre Betrug, mir Geld abzunehmen. Und sie kann es gebrauchen, da sie nur wenige Schüler hat und das Pudelgeschäft auch nicht geht."

„Wollen Sie uns die Wohnung sagen?" fragte Frau Maria.

„Sie nimmt kein Almosen," sagte Sophus rasch. „Sie behauptet, Betteln zehre die Kraft zur Arbeit auf. Wer ihr aber Schüler verschafft, der thut ihr Gutes. Sie ist stolz. Sie sagt: ‚Wäre ich anders, als ich bin, ginge mir's besser, aber ich kann mich nicht fügen.' So spricht ihre Ehre und ihre Ehrlichkeit."

„Die Schwester ist gelähmt?" fragte die Majorin.

„Bis auf die Hände, mit denen ist sie fleißig, häkelt sie Tintenwischer, kleine Pudel, so wie dieser." Sophus zog ein Päcklein aus der Tasche. Es war ein Wollpudel darin, den er auf den Tisch stellte.

„Die beiden Schwestern lebten zusammen. Die Eine gab Musikstunden, die Andere unterrichtete in Sprachen und Wissenschaften. Da kam Jemand, der liebte sie und sie liebte ihn, und damit ihnen Niemand im Wege stände, entschloß Dorothea sich, nach England zu gehen. Sie reiste gesund ab; um zu sparen, fuhr sie auf dem Deck des Dampfschiffes, warm mit dem Rücken gegen die Kesselwand, aber den Sturzseen ausgesetzt und dem herbstlichen Winde. Sie kam wieder . . . gelähmt und blieb von Stund an bei der Schwester."

„War die verheirathet?“

„Der Freier ging, als die Kranke kam. Er hatte nur Liebe für sich.“

„Und die Verlassene?“

„Sie ist vergnügt wie Hiob. Das ist ihr eigenes Wort. ‚Für uns stehen alle die schönen Sachen in den Schaufenstern,‘ sagt sie. ‚Wir kriegen sie nie, aber wir freuen uns, wenn die Scheiben nicht beschlagen sind, da können wir sie wenigstens sehen.‘“

„Wen meint sie mit dem ‚uns‘? Sich und die Schwester?“

„Alle armen Leute. Aber das größte Unglück ist, daß die Läden keine Pudel mehr nehmen und Fräulein Alt sie versteckt und der Schwester ihr Stundengeld giebt, als wäre es für ihre Arbeit, weil . . . nun, weil die Kranke sich todt grämte, wenn sie nicht zum Unterhalt nach Kräften beitragen könnte.“

Frau Maria nahm den Tintenwischer und betrachtete ihn still und lange. „Ich fange ein Pudelgeschäft an,“ sagte sie dann. „Alle meine Bekannten werden Kunden.“

„Ich handle auch damit,“ rief Sophus erfreut, „man hat mich schon zum Besten, aber was thut das? Je mehr sie höhnen, um so zudringlicher werde ich mit der verlachten Waare. Fräulein Alt kann doch nicht alle Pudel selbst kaufen mit ihren sauer erworbenen Stundengroschen?“

„Daß nur Keiner unserer Gegenwartsdichter das erfährt,“ sagte der Major, „er würde die Alte eine verlogene Person schelten, die zu feig wäre, der Schwester die Wirklichkeit ins Gesicht zu schreien, wie es die Wahrheit verlangt.“

„Sie sagt ja die Wahrheit,“ entgegnete Sophus. „Die Arbeit ist verkauft; sie verschweigt nur, daß sie selbst der

Abnehmer ist. Aber auch das hört auf, wenn Sie helfen. Wie danke ich Ihnen!"

„Wir danken Ihnen; zunächst für Ihr Vertrauen," erwiderte die Majorin. „Ich hoffe, daß Sie es uns erhalten, auch wenn Sie Rathes für sich selbst erwünschen. Es wird ja die Zeit kommen, daß Sie sich ein Nest bauen. Vielleicht schon bald?"

Sophus erröthete verlegen. Der Major war aufgestanden und an den Flügel in dem geöffneten Balkonzimmer gegangen.

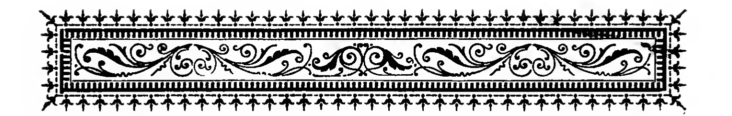
„Es würde mir Freude machen, für Sie zu sprechen," sprach die Majorin. „Und wenn ich erführe, daß Eine Sie lieber hätte als alle Anderen, dürfte ich Ihnen das sagen?"

„Mein Glück aus Ihren Händen!" stammelte Sophus erregt.

„Der Sommer flieht rasch. Im Winter bauen wir, dann sind die Zugvögel zurück."

Der Major begann Beethoven's Mondscheinsonate. In Sophus erwachte die Liederlust mit ungewohnter Macht.





Des Bräutigams Lieder.

Auftrag.

Mein lieber Goldschmied, schmiede fein
Aus lautrem Gold zwei Ringelein
Für meinen Schatz und mich;
Und schreib mit aller Kunst darein,
Daß uns're Lieb' soll ewig sein.
Doch Goldschmied eile dich!

Weithin ist noch die Ewigkeit,
Wir können harren gute Zeit,
Mein treuer Schatz und ich;
Doch sind zum Hochzeitschor bereit
Die Engelein im Feierkleid.
Drum eile, Goldschmied, dich.

Die stimmen ihre Harfen schon
Und prüfen leis' der Geigen Ton
Für meinen Schatz und mich.
O laß sie warten nicht zu lang'
Mit Freudenklang und Himmelsfang.
Mein Goldschmied, eile dich.

Hochzeitmorgen.

Daß wir sollen selig sein
Will ein lichter Tag erscheinen.
Schon erbleichen rings die Sterne,
Und die Berge in der Ferne
Hüllet Nebelschimmer ein.

Ihre Schätze hat die Nacht
Ausgestreut mit vollen Händen:
Auf die Blätter Thaugeschmeide;
Blumen in dem bunten Kleide
Sind mit Perlen reich bedacht.

Ueber Busch und über Strauch
Spann sie ihre schönsten Träume,
Draus die Sänger Lieder weben,
Wenn sie jubelnd aufwärts schweben,
Sanft erweckt vom Morgenhauch.

Alles, Alles ist bereit,
Dich Geliebte zu begrüßen:
Rascher treibt der Bach die Wellen
Und die Rosenknospen schwellen,
Dich zu schau'n in Herrlichkeit.

Lauter wird es jetzt im Hain
Golden glänzen Wolkensäume,
Wo sich Erd und Himmel einen:
Denn es will der Tag erscheinen,
Daß wir sollen selig sein.

Vor der Kirche.

Ihr Heiligen am Kirchenthor
Aus wettergrauem Stein,
Mit frischen Kränzen angethan,
Schaut nicht so grämlich drein.

Die Glocken läuten Freude laut
Durch blüh'nde Frühlingszeit.
Es giebt der allerschönsten Braut
Der klare Tag Geleit.

Und wie aus frommer Dämmerung
Der Orgelklang sie grüßt,
Seht wie der Sonne frohster Strahl
Das Lockenhaupt ihr küßt.

Ihr Heiligen am Kirchenthor,
Alt, gram und grau aus Stein,
Wie lächelt ihr so mildiglich
Der Braut im Heil'genschein.

Hochzeit.

Zu diesem Reigen reiche mir die Hand,
Deß Weise soll mir nie ersterben,
Sie war es, deren schmeichelnd Werben
Mit Liebesfesseln uns zuerst umwand.

Und wieder ist dein Blick zur Erd' gesenkt
Und wieder brennen deine Wangen,
Und zagst, in scheuer Furcht befangen,
O Kind, mein Weib, Dich hat mir Gott geschenkt.

Vor seinem Antlitz hast du heut bekannt,
Daß du dich mir in Lieb ergeben,
Mir deine Seele, deinen Leib, dein Leben . . .
Zu diesem Reigen reiche mir die Hand.

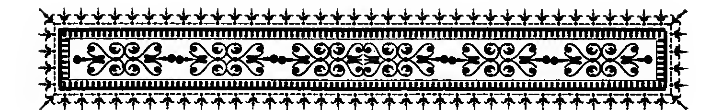
Im Heim.

Still ist es worden aller Ort,
Der Tag schloß müd' die Augen zu,
Am Himmel schwimmt der Mond in Ruh
Kein Sang ertönt, kein lautes Wort.

Hernieder steigen Engel sacht,
Die setzen sich auf unser Haus
Und breiten ihre Schwingen aus
Für dich, für mich, in treuer Wacht.

Süßes Vergessen all' der Zeit,
Da ich nicht dein, da du nicht mein.
Nun hegt uns Liebesfrieden ein,
Kein Laut, kein Wort . . . . nur Seligkeit.





Der Wetterstrahl.

„Du bringst mir Lieder über Lieder," murrte Monna, „genug um ein Dutzend Verleger zu ruiniren. Glaubst Du, mich gelüstet, meine Melodieen in Kleinkram zu verzetteln? Wo bleibt die Oper?"

„Ich fand noch keinen Stoff."

„Lieber Freund, wenn Du mit gleicher Zähigkeit an Deine Arbeit gingest, wie ich an meine Uebungen, wärest Du längst fertig und mir bliebe die Enttäuschung erspart. Doch was beklage ich mich, mein Leben war nie anderes als eine Perlenschnur verkrachter Hoffnungen."

„Monna, Du weißt, wie ich spähe und auch wie viele Vorschläge Du ablehntest."

„Weil Du bei der Wahl der Stoffe nicht bedenkst, was die Gegenwart verlangt: Beine will sie: also das Hauptmerk auf das Ballet gerichtet. Mein Walzer würde eine zündende Nummer geben als grand pas de séduction, recht schmachtend instrumentirt, die Melodie in Oboen und tiefen Flöten, dann wieder Geigengekitzel bis auf's Mark . . ."

„Ich fürchte, ich finde nie etwas für Dich," unterbrach ihn Sophus.

„Sag' nur, Du willst nicht. Es ist Dir unbequem, Dein Wort einzulösen, obgleich es Zeit wäre."

„Ich halte, was ich versprach,“ erwiderte Sophus. „Du bist übler Laune. Woher Du sie hast, weiß ich nicht, erleichtert es Dich, laß sie an mir aus. Der Vorwurf des Wortbruchs kann mich nie treffen . . . nie.“

„Werd' nur nicht tragisch; aber der Sommer verstreicht ungenützt. Mit den Stunden sieht es flau aus.“

„Ich machte alljährlich eine Erholungsreise . . . ich hab sie Deinetwillen aufgegeben.“

„Du botest mir das Geld freiwillig an . . .“

„Daran dachte ich nicht,“ entgegnete Sophus rasch. „Sprich nicht davon, nie wieder, ich bitte Dich.“

„Du hast doch nicht nöthig, Dich zu vergraben? Nächstens machen wir einen Ausflug nach Pichelswerder, Szmitt's und die Töchter und Du gehst mit. Dir thut Aufheiterung noth. Die Mädchen haben ihre Fahnen schon gewaschen und geplättet.“

„Ich bliebe am liebsten zurück.“

„Unsinn. Sie freuen sich auf Deine Gesellschaft. Hast Du nie bemerkt, wie Du ihnen gefällst? Und findest Du nicht auch, daß Ilowa bildhübsch ist? Hätte ich mein Auskommen wie Du, die ließ ich mir nicht entgehen. Die heirathete ich. Ich wüßte keine, die so zu Dir paßte wie Ilowa.“

„Sie ist scheu und einsilbig gegen mich.“

„Kann etwas deutlicher sein? Sie hat Gemüth; wie für einen Dichter geschaffen.“

„Du spottest.“

„Nun ja denn,“ lachte Monna, als er sah, wie Sophus das eben Gehörte überlegend in sich aufnahm. „Ich wäre der Letzte, Jemand in Herzensangelegenheiten zu berathen. Dazu schätze ich selbst die persönliche Freiheit zu hoch. Also wir fahren nach Pichelswerder. Die Mädchen müssen auch einmal eine kleine Freude haben.“

Sophus sagte zu.

Monna lächelte, als er seinen Freund verließ. „Der hat angebissen," dachte er. „Papa Szmitt wird es einerlei sein, ob sein Schwiegersohn Monna oder Witt heißt, Witt reimt sich dazu trefflich auf Szmitt. Und Jlowa? Sie liebt einen andern als mich und dieser andere ist der Liedermacher, so geheim sie es auch hält. Ich muß ihm zureden, bis er hineinrennt. Dann bin ich frei; frei!" —

Sophus bereute, sein Versprechen gegeben zu haben. Ihm war Jlowa's verändertes Wesen aufgefallen, aber er glaubte, sie zürne ihm wegen des Liedes, obgleich er nicht begriff, was darin Kränkendes enthalten sein könne. Daß ihre Gestaltung ihm gefiel, leugnete er nicht. Hatte er ihr Aufmerksamkeiten erwiesen, die sie mißverstehend für Liebesabsichten halten konnte? Nein. Er ging an ihr vorbei wie sie an ihm, trug er doch Gisela in seinem Herzen, zumal seit die Majorin vom Nestbau gesagt hatte und davon, daß Eine ihn lieber haben könnte als alle Anderen. Diese eine war Gisela. An sie dachte er, als er die Lieder des Bräutigams schrieb. Ob sie an ihn dachte? Gewiß, sie besaß ja sein Bildniß und das Gedicht von dem werbenden Spielmann; sie wußte, wie es gemeint war.

Hatte Monna wirklich nur gescherzt? Er liebte es, Wahrheit mit Spott zu verlarven. Schön war Jlowa.

Sophus schrieb an Monna, er zöge vor, auf den Ausflug zu verzichten, die Oper ließe ihm keine Zeit.

Je mehr Sophus sich mühte, um so weniger ward aus dem Opernbuche. Was ihm gefiel, war gegen Monna's Geschmack; er wollte Seele, Monna Beine; er wollte Lust und Leid, Monna Lachen. Und wenn er sich zwang und schrieb zu Monna's Behagen, dann war ihm, als wende Frau Maria sich von ihm in zürnender Trauer

und er dürfe ihr nie wieder nahen. „Bleibe," härmte er dann, „bleibe Maria Du Heilige." Und sein Herzleid packte ihn mit wachsender Gewalt.

In solcher Noth bot das Geschwisterpaar Alt ihm Zuflucht, da der Major für einige Wochen nach Spandau kommandirt war und Frau Maria seine dienstliche Verbannung theilte. Bei Fräulein Alt war ihm wohl; in der bescheidenen Wohnung ward ihm zu Muthe, als wäre er bei Tante Hetti und Tante Amalie; Ordnung und Sauberkeit und Blumenluft machten das. Irgend ein blühendes und duftendes Topfgewächs war stets vorhanden. „Nun mußt Du in den Garten," sagte Fräulein Alt zu der Schwester und stellte den Blumenstock vor ihr Bett auf einen Stuhl. Die Gelähmte ließ ihre Blicke dann von Blatt zu Blatt, von Blume zu Blume wandern und athmete den Dufthauch ein. „Wie schön ist doch, was der liebe Gott gemacht hat," sprach sie. „Nun erst erkenne ich es so recht im Einzelnen. Wie viele seiner Wunder zertrat ich achtlos, als ich noch gehen konnte. Glaubst Du, Viviane, daß eine Ewigkeit ausreicht, alle Herrlichkeiten zu besehen und zu begreifen? Bedenke, wie voll die Erde ist, die Felder, die Wälder, die Berge und die Meere und nun noch die ungezählten Sterne, und jeder Stern eine Welt, und jede Welt ein Gottesgarten. Es zieht mich mit Sehnsucht dahin, wenn mir auch vor dem Wege bangt."

„Liebst Du mich nicht mehr, daß Du mich verlassen möchtest?"

„Gott wird uns nicht trennen, gab er uns doch eine Mutter, daß wir uns lieben sollten."

Sophus kam, auch wenn Viviane nicht zu Hause war, und leistete Dorothea Gesellschaft. Sie hatten ihm den Freimaurerklopf gelehrt, damit Dorothea erkenne, daß ein Zugehöriger Einlaß begehre und die Schnur von ihrem

Bette aus ohne Furcht ziehen konnte, die Thür zu entriegeln. Er war nie gabenlos, er durfte mitbringen, Fräulein Alt hatte ihm es erlaubt. „Er muß geben," sagte sie zu Dorothea, „verbieten wir's ihm, schlägt es ihm auf's Gemüth." Ja, er mußte geben, er konnte nicht anders. Als er Fräulein Alt zum ersten Mal wegen der Musikstunden besuchte, traf er sie bei verspätetem Mittagbrot. Geld hatte sie nicht heimgebracht, wohl aber hatte die Mutter einer Schülerin ihr einen Napfkuchen verehrt, einen niedlichen Napfkuchen, an dem nur die Hefe vergessen worden war. Den aß sie und den aß die Kranke, dieweil sie nichts Anderes hatten als den Klietsch.

„Ich lade Sie nicht ein," sagte Fräulein Alt zu Sophus. „Unser Mahl ist Ihnen wohl zu dürftig."

Sophus aber kostete. „Ich würde dies Gebäck nicht essen," rieth er ab, „es scheint mißrathen."

„Vom Hungern allein können wir nicht leben und Peten versäumte ich, weil ich dem geschenkten Gaul nicht in's Maul sah. Indeß mir schadet er nicht."

„Mir auch nicht," sagte die Kranke, hielt aber mit Essen inne.

Sophus ging rasch entschlossen und kehrte nach einer Weile eßwarenbeladen zurück.

Die Frauen zierten sich nicht lange und nahmen das herzlich Gebotene an.

„So," sagte Viviane, nachdem sie gesättigt, „nun ist mein Magen wieder freundlich."

Dann verbot sie Sophus ferner solche Verschwendung, die sie wettzumachen nicht im Stande sei. Er gehorchte, da er fühlte, daß Uebermaß plump verletze.

Die Stunden nahmen bald ein Ende. „Sehen Sie," sagte Viviane, „jede Musik ist hübsch, sie muß nur ordentlich gekonnt werden, aber ob Sie jemals Jemand davon überzeugen, das bezweifle ich. Und wieviel Zeit schliddert auf den Tonleitern davon, und wie theuer kommt der erste Walzer aus C-dur. Lassen Sie's."

Seine Besuche gab Sophus nicht auf, und nun gar, da er den Pudelhandel betrieb, hatte er Hausberechtigung. Kleinigkeiten brachte er mit, Blumen, Früchte, Näschereien und . . . Gedichte; die kannte Dorothea alle auswendig.

Am Abend, wenn Viviane sich von dem Straßenlaufen, Stundengeben und den Lasten des Hausstandes besonnen hatte, spielte sie Bach's temperirtes Klavier. „Das ist mein Leidvergeß," sprach sie, „Bach ist meine Kirche, der spielt Sonntags auf der großen Orgel dem lieben Gott vor."

„Und wir werden ihn hören," fügte Dorothea mit leuchtenden Augen hinzu. „Musik ist Botschaft aus der andern Welt."

Dann gedachte Sophus des Operntextes für Monna, seines Wortes, der Niedrigkeit der Arbeit und ward in sich zerfahren und gramvoll.

Wie war ihm so einsam. —

Monna suchte Sophus in seiner Wohnung auf.

„Was machst Du für Sachen? Du willst streiken? Komm, Lieber, zieh Dich an, heute geht's nach Pichelswerder. Bei dieser Hitze mußt Du in der Stadt ja krank werden. Dein „Verlorenes Leben" hab' ich komponirt, Robbe singt es in meinem nächsten Konzert — er schielt nach dem Opernhause, die Götter wissen, wer ihn dahin narrte — es ist bedeutend geworden, Du wirst erstaunen. Und den Erfolg hab' ich Dir allein zu danken, wohin käme ich ohne Deine Texte? Nun aber munter; die Andern warten auf dem Bahnhof Friedrichstraße."

Monna litt keine Ausrede, mit bestechender Liebenswürdigkeit gewann er ihn. Als Sophus zum Umkleiden gegangen war, durchblätterte Monna die auf dem Schreibtische liegende Goldleiermappe. Plötzlich belebten sich seine Züge. „Die ganze Reihe kann ich nicht gebrauchen, aber dies eine Stück ist, was ich suche," sprach er.

„Liedermacher," rief er, „darf ich mir ein Lied aus der Mappe nehmen? Ich habe eine Idee dazu."

„Suche Dir aus," rief Sophus aus seinem Schlafgemach zurück, „sie gehören Dir sämmtlich."

„Du bist doch der beste Freund," sagte Monna dem jetzt Eintretenden. „Was ich für Dein Glück thun kann, mein Junge, das thue ich. Nun aber munter."

Unterwegs schlug Monna vor: „Wollen wir einige Ueberraschungen mitnehmen? Die Mädchen sind ja nichts gewohnt, die freuen sich wie die Maikäfer. Ich kaufe in

der Luisenstraße bengalische Flammen und Du gehst zum Konditor Müller, der hat das wohlschmeckendste Naschwerk. Sollten wir uns verfehlen, finden wir uns in Pichelsberg zusammen. Den Weg kennst Du ja. Hier ist Deine Fahrkarte bis Westend."

Als Sophus, mit Müller's Süßigkeiten wohlausgerüstet, den Bahnsteig Friedrichstraße betrat, war von der Familie Szmitt nur Jlowa dort.

„Papa, Mama und Leslawa sind schon vorweg," sagte sie. „Es war Papa hier zu schwül in der Halle."

„Monna wird gleich kommen."

„Monna?" fragte Jlowa erstaunt. „Monna hat noch am Kronprinzen-Ufer eine Stunde zu geben, der fährt vom Lehrter Bahnhofe später nach."

„Davon sagte er mir nichts."

„Er hat wohl schon genug darüber gescholten. Doch da kommt die Lokomotive mit ‚Westend' vor dem Kopf. Mit der müssen wir fahren, sagte Monna."

Der Zug schnob daher, zischte, stand, gab Menschen aus, nahm Menschen ein, die Thüren klappten zu und weiter ging's. — „Kennen Sie den Weg?" fragte Jlowa. — „Er ist nicht zu verfehlen," entgegnete Sophus.

„Wie blau der Himmel ist!" sagte Jlowa.

„Zu blau," erwiderte Sophus, „das ist Gewitterfärbung."

„Die schönen Bäume," begann Jlowa, als sie den Thiergarten durchschnitten. „Wir haben nur die paar auf dem Kirchhof in der Dorotheenstraße. Diese sind viel grüner. Aber es ist hier ebenso heiß wie in der Stadt."

Sophus bot ihr bei Müller gekaufte Fruchtsäuerlinge an. „Die erfrischen," dankte Jlowa.

So sprachen sie und schwiegen doch voreinander. — Von Charlottenburg gingen sie die Chaussee nach Westend hinauf. Mittlerweile umzog der Himmel sich schwer.

„Wollen wir das Gewitter auf dem Spandauerberg-Ausschank abwarten?" fragte Sophus. „Das Bier ist dort vorzüglich."

„Papa möchte sich ängstigen, gehn wir lieber. Noch blitzte es nicht."

Als sie aber kaum den Wald betreten hatten, leuchtete es auf und grollte es durch die Wolken und als sie etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, stand das Gewitter über ihnen. Der Regen goß in Strömen und durchbrach bald das Blätterdach.

„Nicht unter den Baum," warnte Sophus.

„Hier ist es noch trocken," entgegnete Jlowa und stellte sich unter eine dichtbelaubte Buche.

„Der Blitz sucht die höchsten Bäume."

Jlowa lehnte sich gegen den dicken Stamm, den Kopf ein wenig hintenüber geneigt, den Blick nach oben gerichtet. Mit den Händen umgriff sie die Buche nach rückwärts, als sei sie an den Baum gefesselt und erwarte wie eine Glaubensheldin den vom Leben erlösenden Streich.

„Jlowa!"

Sturm tobte durch das Geäst, Zweige brachen und stürzten herab. Blitz und Donner waren eins, in der Wetter- und Walddunkelheit. Jlowa stand unbeweglich.

„Sie freveln," rief Sophus und suchte sie mit Gewalt dem gefahrbringenden Orte zu entreißen. Jlowa aber hielt sich mit aller Kraft. Da stellte er sich zu ihr.

Ihre Augen glänzten auf, ihre Züge verklärten sich, wilde Seligkeit umspielte ihre Lippen und fester und fester umklammerte sie den Baum.

Das Gewitter grollte ab, die Dämmerung ging in wachsende Helligkeit über, seltener wurden die Blitze, schwächer hallte der Donner.

Da lösten sich Jlowa's Arme und ihr Haupt senkte sich traurig vorüber. Nun erst achtete sie des Regens und spannte ihr Schirmchen auf und hielt es über sich und Sophus. Durch die Blätter rauschte es eintönig tröpfelnd. Der Tod, den sie aus dem Gewitter zu sich flehte, war vorübergegangen. Sophus wußte, weshalb sie den Tod suchte, er hätte es jetzt auch gewußt, wenn Monna ihm nicht gesagt hätte, daß Jlowa ihn liebe. Sie liebte ihn und er hatte sie bemitleidet, er gab ihr bettelhaftes Bedauern in fleischlosen Liedesworten und sie war zu dem königlichen Geschenk ihres Selbst bereit.

Ja, königlich! Der Regen hatte das dünne weiße Sommergewand getränkt, daß es allen hineingestärkten

Stolz verlor und sich bescheiden und fügsam um Jlowa's Gestalt legte. So bildeten die Griechen die Königin der Götter, so die Rundung des Armes, so Schulter und Hals, so die schwellende Brust; so ward das ärmliche Waschkleid zum köstlichsten Schmuck, indem es die wonnige Schönheit des herrlichen Geschöpfes verrieth.

Und diese Pracht der Glieder dem Feuerstrahl, dieses heiße, athmende Leben, der schlammigen Tiefe . . . solche Beute dem Tode? Nein. Fahr hin, Gisela, hier ging die Sonne meines Lebens auf, dies ist die Liebe.

Er legte seinen Arm um Jlowa. „Ich liebe Dich," sprach er kaum hörbar und das Blut entwich in gewaltiger Erregung seinem Antlitz. „Jlowa, ich liebe Dich." Sie widerstand nicht dem sanften Heranziehen, sie wehrte nicht dem Kusse, in ohnmächtigem Erzittern sank sie schwer in seine Arme.

„Jlowa, was ist Dir? Jlowa, Geliebte!"

Langsam richtete sie sich auf und starrte Sophus wie geistesabwesend an.

„Du liebst mich?" fragte sie tonlos. „Der Blitz traf mich . . . mir vergingen die Sinne. Es ist nicht wahr, nicht wahr!"

„Ich liebe Dich, Jlowa. Nur Dich. Jlowa, mein Weib!" Er breitete die Arme aus, sie zu umfangen.

Jlowa blieb unbeweglich. „Ich träume, ich muß träumen," sprach sie heiser, „es kann nicht anders sein. Und doch, ich wache." Sie betastete ihren Körper angstvoll. „Ich wache . . . ich bin naß . . . es regnet . . . . dies bin ich . . . und das bist Du . . . Du . . ."

Des schmutzigen Bodens nicht achtend, sank sie auf die Kniee. Sophus sprang hinzu, sie zu erheben. „Nein . . . nein!" rief sie, sich mit Riesenkraft sträubend. „Wie kannst Du mich lieben? Wie darfst Du? . . . ich bin ja Monna's."

Sophus prallte zurück.

„Du liebst eine Andere," sprach sie rasch. „Das steht in den Liedern, es ist Dein Glück so, Dein Glück."

„Monna's?" fragte Sophus, ihre letzten Worte überhörend.

„Sein Weib," stöhnte sie, „sein ungetrautes Weib!" und barg das Antlitz in den Händen.

Sophus hörte ein dumpfes Brausen; vor seinen Augen ballten sich braune Schatten, ihm war, als sänke er. „Das ist Sterben!“ dachte er. Ein scharfer, zuckender Stich brachte ihn wieder zu sich. Das Herzleid hatte ihn geweckt und nun wallte es siedend in seiner Brust auf und trat als schmaler, blutiger Streifen auf seine Lippen.

Ilowa kniete ihm abgewendet, sie sah nicht, was geschehen war. Sophus erschrak, als er das Blut auf seinem Taschentuche gewahrte. Dann aber lächelte er: „Eine Wunde im Kampfe des Lebens! Nun laßt sehen, ob ich Manns genug bin, sie zu tragen.“

„Ilowa,“ nahm er ruhig und gemessen das Wort. „Verzeihen Sie mir, daß ich mich hinreißen ließ . . . . Wollen Sie . . . können Sie vergessen?“

Er reichte ihr die Hand. Ilowa erhob sich und Beide wandelten sie langsam den Waldweg. Das Sonnenlicht kam wieder, der Sommertag begann erfrischt von Neuem.

„Vergessen?“ wiederholte sie leise. „Man kann nicht vergessen. Aber schweigen. Schweigen ist Lügen und das hab' ich von ihm gelernt.“

Sophus griff nach seiner Brust.

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte Ilowa.

„O, nein! Aber wenn wir nicht so eilten, würd' ich Ihnen dankbar sein. — Sie sagen ihm nichts? . . . Ich wußte ja nicht . . .“

„Sie können nicht dafür, wir betrügen ja seit Jahr und Tag. . . . Es war auch nur Scherz von Ihnen . . . nur Scherz.“ Sie versuchte zu lächeln, aber ein gequälter Ton, wie verhaltener Angstschrei, entrang sich ihren zusammengepreßten Lippen.

„Sie sehen zu schön aus, also sind Sie nicht ohne Schuld.“

„Mein Kleid,“ entgegnete Ilowa ausweichend und prüfte das verregnete und verknickte. „Ich kann mich kaum unter Leute wagen. Mama wird schelten.“ — „Glauben Sie?“ — „Es kostet wieder Wäsche.“ — „Jedenfalls.“

In Pichelsberg empfing Papa Szmitt die Ankommenden mit viel schönen Reden. „Eine annehmbare Gegend hier,“ sprach er, durch das Lokal prahlend, „aber nichts gegen die Ufer der Misla oder der Piliza bei Vlochtschowo

oder Gorakolwarija: diese Höhen, dieses Wasser, diese Jagden, diese Herrensitze und nur Champager, ja dort versteht man zu leben."

„Champagner!" rief Sophus. „Herr Wirth, haben Sie Champagner?"

Der Wirth warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „Vielleicht mehr, als Sie bezahlen können," sagte er dann mit dem von Städtern stets liebenswürdig hingenommenen Bauernschliff.

Sophus schleuderte ihm einen Fünfzigmarkschein zu. — Als Monna endlich kam, saß die Familie Szmitt Champagner zechend und Krebse essend einträchtig beisammen.

„Wo ist der Liedermacher?" fragte Monna.

„Der konnte den Regen nicht vertragen, er hat sich ein Zimmer geben lassen und wartet, bis sein Zeug trocken ist. Aber er spendirt."

„Dann mir auch einmal Krebse," rief Monna. „Kellner, noch ein Glas!"

„Schmeckt es Dir, Stefan?" fragte Frau Szmitt.

„Die Krebse sind nicht die größten und der Sekt könnte kälter sein, nun, wir sind ja nicht in Polen."

Sophus kam herunter. Er war auffallend bleich. „Wo sind die Süßigkeiten?" fragte Monna.

„Verregnet," antwortete Sophus. „Ich hab sie wegwerfen müssen." — „Sie sind doch furchtbar taperig," rief Leslawa weinalbern.

„In Polen," sagte Stefan Szmitt, „in Polen . . . ja, in Polen würde . . . wäre . . . man gegen Damen rücksichtsvoller. Man hätte die Confituren einfach da und wenn man . . . wie Mazeppa . . . bis zur nächsten Stadt Distanz reiten müßte." Er hätte weiter geredet, wenn ihm die Zunge nicht im Wege gewesen wäre.

Das letzte Dampfschiff nach Spandau war in Sicht. Der Wirth gab auf den Schein heraus, Stefan Szmitt strich den Rest ein. Sophus stand gleichgültig dabei. Dann reichte er Leslawa den Arm, die, des Trinkens ungewohnt, auf dem Wege zur Havel lachte und kindisch kicherte, bis Jlowa rief: „Bist Du verrückt?"

Da sagte Leslawa zu Sophus: „Wissen Sie, Herr Liedermacher, die hält mich für dumm, aber so dumm, auf

Monna reinzufallen, bin ich lange nicht. Na, wenn ich erzählen wollte, wie er Sie reingelegt hat mit dem kleinen Zimmer . . ." — Leslawa lachte aus vollem Halse.

Sophus antwortete nicht, er drückte das Taschentuch gegen die Lippen.

Auf dem Bahnhofe in Spandau stand der Berliner Zug, in dessen einer Abtheilung der Major von Wingleb mit seiner Frau und Fräulein Rider auf die Abfahrt warteten.

Der Major fuhr zurück nach Berlin. Die Rider hatte sich von einem Spandauer Gärtner einen Maulwurf geholt, den er ihr in der Markthalle wohl versprochen, aber nie mitgebracht hatte. Nun machte sie Ernst.

„Sehen Sie," sagte sie, „da ist der Witt und in welcher Gesellschaft! Aber das ist nichts Neues, das ist die Schule Monna, Robbe und Consorten. Schade, daß er keinen besseren Anschluß erreicht hat. Und das Betragen von der Person, die er öffentlich am Arm führt, sie betrunken und er betrunken. Wie ihm das Köpfchen glüht."

„Dein Dichter," sagte der Major, als der Zug sich in Bewegung setzte.

„Sie sahen ihn öfters so?" fragte die Majorin.

„Lassen Sie mich schweigen," erwiderte die Rider. „Junge Leute sind junge Leute . . . aber sich so wegzuwerfen. — Sie haben sich ja selbst überzeugt, gnädige Frau."

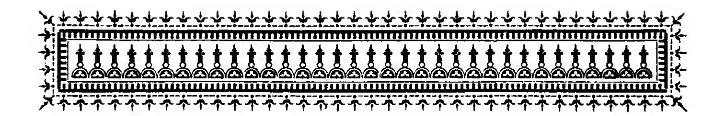
Die Majorin zerpflückte die Rosen, die ihr zum Abschied geschenkt waren, ohne zu wissen, was sie that.

„Du hattest einmal ein Wort für Bohémien," sagte die Majorin.

„Kunststrolch," sagte der Major.

Die Majorin lächelte schmerzlich. Die Rider lachte gellend.





Wie es wieder wintert.

Es war die Zeit des gelben Laubes und der ersten Nachtfröste, Sophus hatte sich so weit erholt, daß der Arzt ihm Süditalien verschreiben konnte. An jenem Abend nach der Rückkehr von dem Ausfluge ließ Sophus sich gleich von dem Bahnhof in das Augustahospital fahren. Monna begleitete ihn dahin. „Du hast Dich in dem Regenwetter erkältet,“ sagte er. Sophus sah ihn mit den Fieberaugen an und schwieg. Er nannte auch Monna's Namen nicht in Krankheitsgluthen. In ihm aber weinte es: „Den Du liebtest wie einen Bruder, der trog Dich in Untreue . . . Monna! Monna!“

Er war der Seelenqual noch zu stark, sie tödtete ihn nicht, so sehr er auch den Tod ersehnte, wohl aber verzögerte sie die Herstellung. In Gedanken ging er wieder mit Monna von Termen's nach dem Kaiserhof, jedes Wort hatte sein Gedächtniß wie ein liebes Andenken bewahrt, und weiter und weiter durchlebte er die Spanne Vergangenheit, in der er glücklich gewesen war, glücklich in Täuschung. Gisela's, gedachte er; ihr Bild war verblaßt, es floß zusammen mit Jlowa's heißer Schönheit. Aber Jlowa war Monna's. Monna's! Dann faßte das Herzleid ihn wieder und warf ihn zurück.

Die Aerzte hielten jeden Besuch von ihm; nur Ruhe, unbedingte Ruhe vermochte den blutenden Riß zu heilen.

Sophus erfuhr nichts von den Geschehnissen während seiner Hospitalhaft. Er wußte nicht, daß Frau Termen und Gisela heimgekehrt waren und ein großes Konzert als Ruhmesscheinwerfer für den Anfang der Gesellschaftzeit geplant wurde, er las die ‚Zeit‘ nicht, die herausfordernd dafür ins Zeug ging.

Herr Termen war ungenannter Besitzer dieses Blattes geworden, da das einzige Mittel, die selbst an maßgebenden Orten in Betracht gezogene Stellungnahme gegen die Bahnhofsanlage zu beendigen, in dem Ankaufe des

Feindes bestand. Das kostete viel, beugte aber nicht nur den Riesenverlusten durch die Entwerthung seines Grunderwerbes vor, sondern stellte obendrein noch erklecklichen Gewinn in Aussicht. Nun konnte Frau Termen auch öffentliche Meinung machen. Zunächst gab sie Befehl, Künstlerinnen, zumal singende, nur nach Verdienst zu loben und Künstler, die ihr nicht den Hof gemacht hatten, nicht, wenn sie es wollte, ihre Feste verschönen halfen, mit keinem Worte in der ‚Zeit‘ zu erwähnen.

Der Musik- und Theaterrichter des Blattes ging ab, als ihm die Liste der Geächteten zuging. Seinen Posten übernahm stellvertretenderweise Monna, dessen Stil Frau Termen viel geistvoller, witziger und für das Blatt förderſamer erklärte als die Plumpheiten des Bisherigen. „In Paris versteht man zu schreiben," sagte sie. „Ja, in Paris," sagte Gisela.

Gisela brachte als Reiseergebniß vier eingeübte Singenummern mit, zwei italienische und zwei französische. Monna bestand darauf, daß sie mindestens eine deutsche sänge.

„Deutsche Musik ist langweilig," sagte Gisela. „Sie singen meinen Walzer, ich habe einen Text dazu, selbst gemacht, der ist munter."

Sophus' Name ward in Termen's Hause nicht mehr genannt, seitdem die Rider erzählt hatte, daß er sich wegwerfe und die Majorin die Anschuldigung bestätigen mußte. Monna studirte Gisela den Walzer ein. War auch der Text seltsam zerzerrt, so fügte er sich doch den Tönen; namentlich eine Stelle: „So gieb die Seele mir, den Leib, Dein Leben," gefiel Gisela. Die sang sie oft vor sich hin.

Monna war fast täglich im Hause Termen und behandelte Gisela bald nicht mehr als die Tochter des reichen Mannes, sondern als Künstlerin. Sie ward zutraulich. Da gedachte Monna des Sprichwortes „dem Kühnen gehört die Welt" und wie wohlig es sich in dem vornehmen Hause lebte: kein Eisenlärm, keine Kämme, keine schmierige Frau Szmitt, kein Widerwart von Stefan, keine Schellfischsuppe, keine Ilowa, die er haßte, seitdem sie noch trüber und einsilbiger geworden war als je zuvor, keine Armuth. Hier war Geld, Geld!

Gisela übte den Walzer mit Monna, er saß an dem Blüthner'schen Flügel, sie stand neben ihm. „Bezaubernd," sagte sie. „Und mir widmen Sie den Walzer und ich werde ihn zuerst singen, wie reizend von Ihnen." Er er-

griff ihre Hand. „Wie glücklich Sie mich machen.“ — Sie ließ ihm die Hand. „Geld. Geld,“ klopfte der Puls seiner Schläfen. „Gisela,“ flüsterte er. „Gisela, ich liebe Sie.“ Gisela wollte entfliehen, aber seine Stahlarme hielten sie, er zog sie zu sich auf seinen Schooß. „Gisela,“ sprach er und sein Athem streifte ihre Wangen. „Du liebst mich; Du liebst mich mit aller Gluth, nur mich, ich bin Dein Glück, Deine Seligkeit, Du liebst mich, wie ich Dich liebe, Du mein, Du mein. Küsse mich.“

Willenlos bot sie ihm die Lippen und er küßte sie lange, lange. Sie umschlang seinen Nacken.

„Ewig mein?“ fragte er leise, „ewig mein?“

„Ewig,“ gab sie kaum hörbar zurück. „Wie ich Dich liebe!“ Und wieder küßte sie ihn. Da erst löste er die eiserne Umklammerung seiner Arme. Sie aber wollte ihn nicht lassen, sie hing an ihm in stürmischer Entzückung, durch ihre Adern rann sengendes Feuer.

Frau Termen war unangenehm überrascht, als Gisela ihr gestand, daß sie liebe, wahnsinnig liebe und kein Glück auf der Welt sei, als Monna. Den Liedermacher hatte sie der Tochter leicht ausgeredet, der war ihr ja auch nur neu und merkwürdig gewesen; gegen Monna aber vermochte sie nichts allein; da mußte der Gatte helfen.

„Liebst Du ihn wirklich?“ fragte Herr Termen seine Tochter. — „Ich will ihn haben!“ — „Du lebtest doch glücklich und zufrieden ohne ihn.“ — „Glücklich? Zufrieden?“ entgegnete Gisela verächtlich. „Langweilig war es, fade und dumm. Nehmt alle meine Sachen, alle Geschenke, aber laßt mich an seinem Herzen ruhn, in seinen Armen.“

„Kind!“ rief Frau Termen. „Woher mit einem Male dies Ungestüm?“

„Weiß ich es? Aber ich muß ihn lieben, eine innere Stimme sagte mir: Du liebst ihn, nur ihn und ewig ihn.“

„Wir müssen seine Vergangenheit prüfen, ob er Deiner werth ist.“

„Seine Vergangenheit? Warum ludet Ihr ihn in unsere Gesellschaft, wenn Ihr sie nicht kanntet? Ich lasse ihn nicht und wenn er ein Mörder wäre!“ — „Gisela!“

„Habt Ihr das Bild von den Lebensmüden gesehen? So machen wir's auch, wenn Ihr uns trennt. Ich folge ihm ins tiefste Wasser. Ich muß!“

„Wer spricht von Trennung, Kind?“ besänftigte Frau

Termen die Aufgeregte. „Wir, Deine Eltern, haben die Pflicht, besonnen zu prüfen. Seht Euch, sprecht Euch, nur drängt nicht auf Verlobung und Veröffentlichung. Unser Wort hat Monna noch nicht.“ — Gisela eilte auf ihren Vater zu und umschlang ihn zärtlich. „Du giebst ihn mir, Du mein liebster, bester Papa. Wenn Monna auch nicht reich ist, Du hast ja Geld genug.“

„Wer weiß?“ sagte Herr Termen. „Alten Geschlechtern nützen Traditionen, Urerbe, Namensehre nichts, sie werden verzehrt in dem Wirbel der Gegenwart; neue Familien bringen es selten über die dritte Generation, die wurzeln kaum an, es sei denn, daß sie mit Gold umschüttet werden. Gut, ich will Dein Glück, Deine Zukunft. Weg mit den Träumen von Schäferruhe, von Tagediebleben. Keine Lieder . . . Gold. Ja, mein Kind, aufs Neue stürze ich mich in die Geschäfte, für Dich. Mein Lohn, Dein Glück. Genieße das Leben. Genieße.“ — „Dank, Du einziger Papa!“ —

Monna's Konzert, worin Fräulein Termen mitwirken sollte, war angekündigt. Monna hatte Sophus Einlaßkarten geschickt, mit dem Bemerk, daß Robbe das von ihm komponirte „Verlorene Leben“ singen würde. Sophus hatte die Lieder in der Freundschaftszeit gedichtet, nun sollten sie von Musik getragen hinausziehen, nun, da er sich sehnte, die Welt zu verlassen. Monna hatte sich seiner erinnert, das that ihm wohl und weh zugleich. —

Er bat Fräulein Alt, ihn in das Konzert zu begleiten, und sie ging mit. Neugier hatte die Singakademie bis auf den letzten Platz gefüllt. Monna eröffnete den Abend mit Klaviervorträgen, die ziemlich lau aufgenommen wurden, da man Fräulein Termen's wegen gekommen war, von der die Zeitungen so viel hin- und hergeschrieben hatten.

„Friert Sie?“ fragte Fräulein Alt Sophus. „Meine Lieder,“ antwortete er. Es war aber Monna's Anblick, den er nicht ertrug. Nun trat der Assessor an den Flügel. Das Gerücht, die Intendanz sei auf seine Stimme aufmerksam, hatte seine Dilettanteneitelkeit soweit zur Vergewaltigung der Vernunft gebracht, daß er sich öffentlich hören ließ, so sehr Eberberg und Hallerstein auch abmahnten. Die Rider schmunzelte tückisch, als sie ihn kalkgesichtig, mit zitterndem Notenheft, auf dem Platze sah, wohin ihr Geschwätz ihn geschoben; sie genoß.

Nach einem belanglosen Vorspiel begann der Assessor zu singen und die Zuhörer lasen im Programm:

Verlorenes Leben.

Lieder eines fahrenden Schülers.

Komponirt von **Viktor Monna.**

O heil'ger Vater Augustin
Ich hab' deinen Umgang satt.
Du frischest meine Seele nicht,
Bist ein vertrocknet Blatt.

Aus stillem Sinnen schrecket mich
Der Glocke schriller Klang,
Mißmüthig tönt im Kirchenchor
Der Brüder trüber Sang.

Es fließt der Bach hinab in's Thal,
Wo Mandelbäume blühn;
Die Vögel singen wunderbar
Im lichten Waldesgrün.

Die kennen nicht Gramatikam,
Kein Griechisch, kein Latein . . .
O heilger Vater Augustin,
Ein Vogel will ich sein.

Da ich zu fremden Leuten kam.

Sie sagten, ich sollte bleiben,
Sie meinten es gut mit mir.
Die Fenster waren gefroren,
Der Schnee lag vor der Thür.

Die Dirne konnt ich wohl leiden,
Bot sie die Wange weich,
Doch ihre Vettern und Basen,
Die mocht' ich nicht zugleich.

Da hab ich den Stab genommen
Und floh in die Welt hinaus:
Der Frühling war gekommen,
Ich hielt es nicht länger aus.

Da man hier das Textbuch umschlagen mußte, fand kein Beifall statt. Das machte keinen guten Eindruck auf den Assessor. Seine Singlust litt merkbar darunter, denn das folgende Lied sang er ohne Mumm:

Da ich zum Ischarioth wurde.

Ein Lied hatt ich ersonnen,
Es war ein Preislied fein;
Mit vieler Kunst gefüget,
Lag all' mein Leben darein.

Doch als ich es gesungen,
Wie ward mir arger Lohn,
Laut lachten die Gesellen
Und sprachen Spott und Hohn.

Da sang ich nimmer wieder
Wie mir das Herz gebot.
Da machte ich Schelmenlieder
Ums arme, tägliche Brot.

Das Publikum sah sich an. Das war nicht amüsant. Man ward sogar unruhig.

Da ich mutterseelenallein war.

Die Wolken hoch da droben,
Die Wolken weiß und rein,
Die ziehen ohne Rasten
Wohl in den Himmel hinein.

Der Vogel auf den Zweigen,
Den höchsten Preis gewann,
Den höret Gott lobsingen,
Hat seine Freude daran.

Was netzen doch die Thränen
Und brennen mein Gesicht?
Ich seh den Himmel offen,
Und hab keine Flügel nicht.

Hier verthat der Assessor mit einem schlecht angesetzten hohen Ton. Und diesen Ton hatte er wochenlang geübt; gerade der mußte umkippen. Das Publikum machte Bemerkungen. Er sang weiter:

Da ich zu den Landsknechten kam.

Das Singen und Musiziren,
Das hat mich ihnen entdeckt.
Nun haben sie mich genommen
Und unter die Pfeiffer gesteckt.

Die können nur eine Weise,
Die hat nicht Kunst noch Werth,
Ihr folgt der Junge und Alte,
Der Reiter mit seinem Pferd.

Einst sang ich frohe Lieder,
Von Liebens Lust und Noth,
Nun lock' ich die Kameraden
Mit Spiel und Sang in den Tod.

Da ich heimkehrte.

Der Reif hängt an den Halmen
Und beugt sie schwer herab,
Aus den erstarrten Händen
Sinkt laß der Wanderstab.

Meine Brüder alle haben
Ein Haus und Weib und Kind.
Wo ich auch geh' auf Erden
Doch Niemand Liebes find'.

Ein Schüler bin ich blieben
All meine Lebenszeit.
Herr Gott! Gieb du mir Frieden
In deiner Ewigkeit.

Einige Freunde versuchten zu klatschen. Da zischten die Unbefreundeten. Der Assessor hatte versungen.

Sophus seufzte auf. Seine Lieder waren elend, nun wußte er es. „Wie kann so ein Nichtsinger sich hinstellen?" sagte Fräulein Alt. „Und die Komposition! Gräulich. Dann mal ein Wort und dann mal ein Akkord, kein Fluß, kein Guß. Bedanken Sie sich bei den Scharfrichtern. Monna hat den Strick gedreht und der Assessor Ihre Geisteskinder gehängt. Ihre schönen Lieder; Dorothea's liebsten. Nun, seien Sie froh, auf dem Programm ist Ihr Name vergessen, da kann kein Kritiker Sie für den glänzenden Durchfall mit verantwortlich machen. Das ist immer noch Glück."

„Mein Glück," sagte Sophus leise vor sich hin und lächelte wehmüthig.

Mittlerweile stellten sich die Spielleute auf. Im Saale sprach man laut. Frau Termen wurde von allen Seiten begrüßt, war doch der ganze Heerbann aufgeboten. Die Unruhe legte sich kaum bei der ersten Orchesternummer, die Monna mit einer gewissen Frechheit dirigirte, als wollte er zeigen, wie wenig er sich aus dem Abfalle seiner Kompositionen mache. Dann erschien Gisela, in weißer schwerer Seide, diamantenstrahlend. Brausender Jubel empfing sie, Riesensträuße und Kränze wurden ihr zu Füßen gelegt. Ein älterer angesehener Musikkritiker verließ den Saal.

Dann sang sie eine italienische Arie. Man beklatschte auch die falschen Töne. Dann sang sie eine pariser Tändelweise, mit gleich dröhnendem Erfolg und dann Monna's Walzer.

Das war der Walzer, den Monna auf Termen's letztem Winterfest spielte. Wie sinnlich er klang und wie

sinnlich Gisela ihn sang. Aber die Worte dazu? Sophus erkannte sie, trotz der Versetzungen und Wiederholungen, trotz der Verstümmelung . . . es war sein Hochzeitreigen aus den Bräutigamsliedern . . . nun lüsterne Brunst, vom Termen'schen Gesellschaftstroß beklatscht und bejohlt. —

„Nie wieder," sagte sich Herr Termen, als das Konzert vorbei war. „Nie!"

Und so schrieben auch die Zeitungen; sie verwahrten sich gegen die geräuschvolle Aufdringlichkeit der Untalente, gegen die Ueberdreistigkeit der Beifall tosenden Freunde, gegen den Mißbrauch der Singakademie als Falschmünzstätte der Berühmtheit. Nur die ‚Zeit' allein feierte Fräulein Termen's Gesang in höchsten Ausdrücken und pries Monna's Kunst, die jedoch an den schwachen Texten scheitern mußte. Es käme wohl vor, daß Komponisten sich in der Wahl der Texte vergriffen, daraus sei Monna wohl eigentlich kein Vorwurf zu machen. —

Helm schickte die Nummer an Sophus mit der Beifrage, ob er wüßte, daß Monna jetzt Mitarbeiter der ‚Zeit' sei und sich selbst kritisire.

„Mich hält nichts mehr," sagte Sophus. „Sobald die Erkältung vorüber ist, die ich mir in dem Konzert holte, geht's nach Italien. Dort will ich gesunden." Als er den Inhalt der Liedermappe verbrannte, sprach er: „Wie recht hatte doch der Molossus. Es war nichts."

Monna schrieb für die ‚Zeit', sie wußten es Alle und fingen an, ihn zu fürchten. Herr Termen hatte mit ihm geredet. Die Kunst gab er ganz auf, er konnte sie zu seinem Vergnügen treiben, das Blatt aber bedurfte des Aufschwunges, es sollte als Geschäftsnetz dienen, Gold-, Silber- und Nickelfische zu fangen. Monna kritisirte witzig, das zog. — „Haben Sie Schulden?" fragte Termen. — „Einige," antwortete Monna. — „Sagen Sie mir in den nächsten Tagen, wie viel Sie haben müssen, um sich von jeder Verpflichtung zu lösen. Machen Sie sich ganz rein, was es auch koste. Ihr Honorar als Musikreferent der ‚Zeit' wird davon nicht berührt."

Monna ging zu Stefan Szmitt, den er in trübseligster Stimmung fand.

„Sind die polnischen Güter verhagelt?" fragte Monna. — „Wenn's nur das wäre, liebster Freund, nur das. Aber

denken Sie, man hat uns gekündigt, das Haus ist von der Stadt gekauft, es soll eine Schule her oder dergleichen. Wohin ziehen wir nun mit dem Flügel? Uns nimmt ja Keiner. Ich bin ruinirt."

„Papa Szmitt," sagte Monna anfangs zögernd, dann aber keck: „Ihnen kann geholfen werden. Nehmen Sie an, ich . . . ich könnte eine wohlhabende Partie machen . . . sagen wir, eine reiche . . ." — „Aber Ilowa?"

„Das ist's eben. Seien Sie vernünftig . . . Sie Beide . . . Herr Szmitt . . . was sagen Sie zu achttausend Mark Entschädigung?" — „Nie. Nie!" — „Zehntausend." — „Nie, mein Kind ist mehr werth." — „Nicht einen Heller." — „Oh, das wollen wir sehen. Ich bringe Sie in die Zeitungen, ich vernichte Ihre Künstlerehre, ich . . ."

Monna lachte. „Den Trumpf geben Sie nur auf, der ist überstochen. Der unseligen Kunst hab' ich den Abschied gegeben, ich schreibe selbst Zeitung, versuchen Sie, ob Sie mir jetzt noch etwas anhaben können. Schlagen Sie ein: Zehntausend oder garnichts."

Und Stefan schlug ein. „Was aber wird Ilowa sagen, mein Kind, mein Stolz?"

Die Thür öffnete sich. Ilowa trat ein. „Ich hörte Alles," sagte sie tonlos, „ich lauschte. Nimm das Geld, Papa, es hilft aus der Noth. Ich danke Gott, daß ich von ihm frei bin, von ihm, der nur eins liebt . . . sich selbst." Einen Blick unsäglicher Verachtung auf Monna werfend, ging sie, traurig wie sie gekommen war. —

Nun war Monna frei. Die Arbeit an dem Blatte gefiel ihm, er konnte herrschen, wie er sich früher ducken mußte. Der Klatsch blühte nach wie vor in der „Zeit", woher er kam, wußte Niemand recht, aber er war da. — Die Rider hatte Herrn Elwalt zu sich in die Wohnung genommen. Petroleum wollte wissen, daß nicht immer Friede dort herrsche und der frühere möblirte Herr „ihr manchmal mit de fünf Finger ins Jesichte überredete, wojejen sie ihm mit'n jroßen Knüppel widersprechen thäte, den sie hintern Ofen zu stehen hätte." Mal hatte er gehört, wie sie sagte: „Fürchte meinen Haß, daß Du nicht auch vergehst wie der Liedermacher!" — „Na ja," meinte Petroleum, „se is'n olle Hexe. Wat will se sonst mit die Maulwürmer und so'n Zeuges?" —

Der Liedermacher verging. Ilowa wich nicht von

ihm, sie wartete sein Tag und Nacht. Viviane besuchte ihn täglich. Kam sie heim, fragte Dorothea: „Lebt er noch?“ Dann weinte die kleine, kümmerliche Alte: „Noch, aber wie lange?“ — „Lieber Gott,“ bat Dorothea, „nimm meine Tage und gieb sie ihm, ich kann ja nur Pudel machen und er so schöne Lieder. Wenn er hier war, war es immer wie Sonne.“

Eines Abends klingelte es an der Wohnung des Majors. „Er liegt im Sterben,“ rief Viviane der Majorin zu, „er barmt nach Ihnen.“ Die Majorin war für große Gesellschaft angezogen, da heute Gisela's Verlobung mit Monna gefeiert wurde, folgte aber den Bitten der Alten, die sie durch den Mildthätigkeitsvertrieb der Tintenwischer kannte. — „Geh Du,“ sagte sie dem Gatten, „vielleicht komm ich später. Ich muß zu ihm.“

Als sie in Sophus' Zimmer eintrat, sah sie Seltsames: eine Frau blickte sie an, unverwandt, verklärt in jugendlicher Schöne. Es war das Bild, das sonst über dem Schreibtisch hing. Ilowa hatte es herabnehmen und stellen müssen, daß Sophus es sehen konnte. Das Licht der Lampe fiel darauf, das übrige Gemach war tief im Schatten. Ganz im Dunkeln stand still und steinern Ilowa.

„Mein lieber Herr Witt,“ sprach die Majorin.

„Meine Muse ist gekommen,“ sagte Sophus kaum hörbar. Er lächelte selig. Die Majorin setzte sich zu ihm.

„Mutter,“ sprach er, „das ist sie, von der ich Dir so oft sagte.“

„Wünschen Sie etwas. Darf ich Ihnen Wein senden?“

„Danke, Ilowa giebt mir. Aber was mich quält, ich kann Monna mein Wort nicht einlösen, ich finde die Oper nicht. Ich suche und suche und das nimmt mir den Schlaf. Im Frühjahr hoffe ich, gelingt es. Im Frühjahr.“ — Er schloß erschöpft die Augen.

Viviane faßte seine Hand, die schwer in der ihren blieb. Ein Strom von Thränen entstürzte den Augen der Alten und rann über die armen bleichen Wangen.

Ilowa schlich näher, brennenden Blicks, wie ein Raubthier.

„Mutter,“ flüsterte Sophus. „Du liebtest mich ohn Unterlaß ... Ich höre Lieder, alle Lieder singen. O, ich will sie aufschreiben. O, wie sie singen.“ Er öffnete die

Augen; nun erkannte er die Majorin. „Aus Ihren Händen mein Glück," rief er laut und richtete sich auf. Groß sah er sie an. Dann sank er zusammen. „Santa Maria," hauchte er.

„Vorbei," sagte Viviane. „Vorbei. Alles still."

Mit einem Schrei, einem entsetzlichen Schrei stürzte sich Jlowa über Sophus' Leiche und schrie und schrie. Nur allmälig verstummte sie und wimmerte leise von Zeit zu Zeit.

„Er hatte mit allen Mitleid," schluchzte Viviane, „aber Niemand mit ihm. Und wir, die wir Mitleid mit ihm hatten, waren zum Helfen zu schwach. Wissen Sie, woran er starb."

Die Majorin saß weinend und schwieg.

„An Berlin. Er war nicht kräftig genug. Was wollte er mit seinen Liedern hier in dem Lärm? Sie haben ihn überfahren, nicht mit Wagen, nein . . . das Ganze ging so über ihn weg. Er war ja noch ein Kind."

* * *

Sie begruben ihn draußen an der Seestraße auf den Kirchhöfen Neu-Berlins, wo der Sand weht. Alle schickten sie Kränze, Termen's, von Wingleb's, auch die Freunde, Herr Helm und die Anderen. Darauf fiel der erste Schnee.

In seinem Testamente hatte Sophus sein Vermögen den Schwestern Alt und Jlowa vermacht, unter Herrn Termen's Verwaltung.

Allmälig vergaßen sie des Liedermachers bis auf eine: Jlowa.

Ende.



